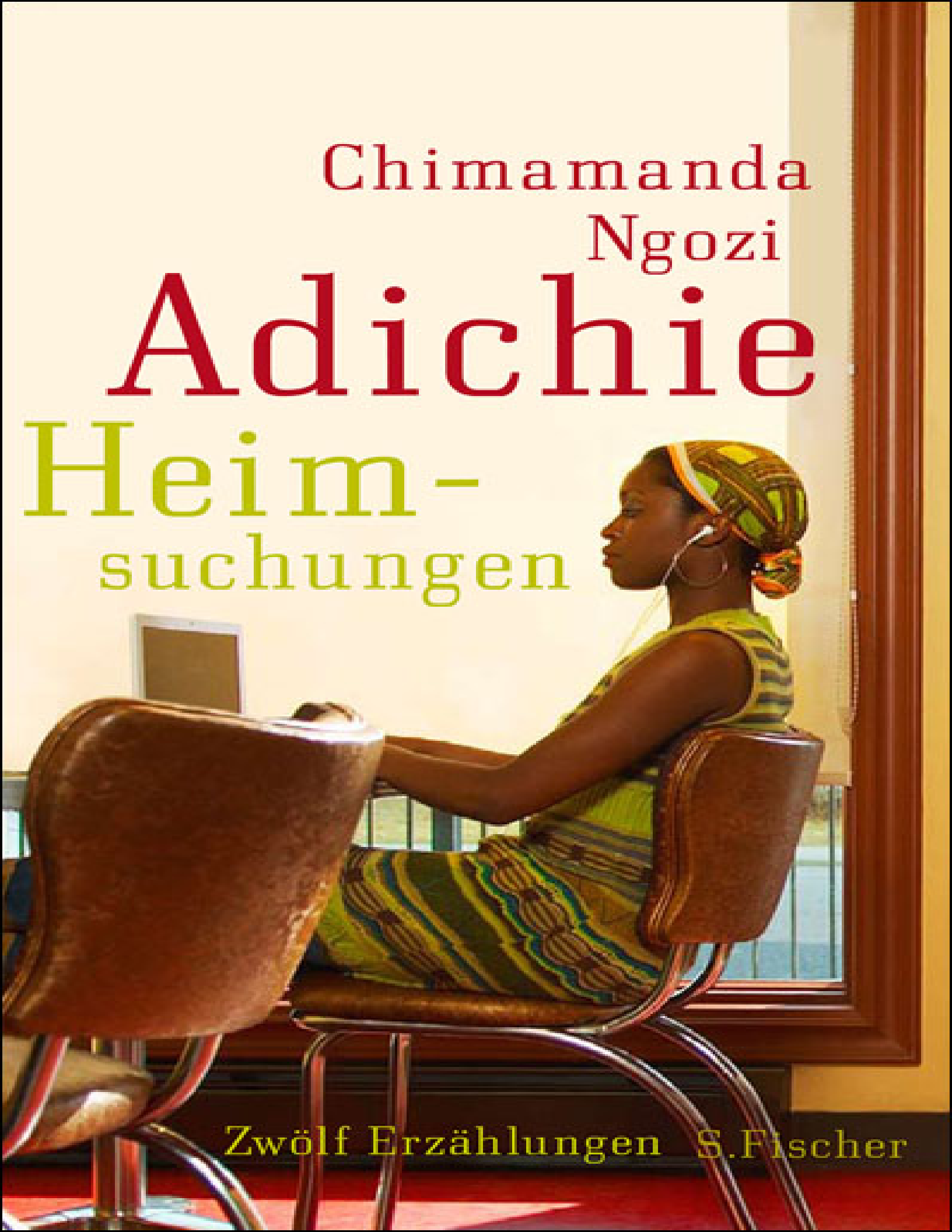
Chimamanda Ngozi

Adichie

Heim-suchungen



Zwölf Erzählungen

S. Fischer

Chimamanda Ngozi Adichie

Heimsuchungen

Zwölf Erzählungen

Aus dem Englischen von Reinhild Böhnke

Fischer e-books

Über Chimamanda Ngozi Adichie

Chimamanda Ngozi Adichie wurde 1977 in Nigeria geboren und lebt heute in Nigeria und in den Vereinigten Staaten. Sie ist eine der bedeutendsten Stimmen Afrikas: Ihr erster Roman ›Blauer Hibiskus‹ (2005) stand auf der Longlist für den Booker Prize, der Roman ›Die Hälfte der Sonne‹ (2007) gewann den Orange Prize for Fiction. Adichie steht auf der renommierten Liste der »20 besten Schriftsteller unter 40« des ›New Yorker‹.

Für Ivara

Zelle Eins

Beim ersten Einbruch in unser Haus war es unser Nachbar Osita, der durch das Wohnzimmerfenster einstieg und den Fernseher, den Videorecorder und die Videos *Purple Rain* und *Thriller*, die mein Vater aus Amerika mitgebracht hatte, stahl. Beim zweiten Mal war es mein Bruder Nnamabia, der einen Einbruch vortäuschte und den Schmuck meiner Mutter stahl. Es geschah an einem Sonntag. Meine Eltern waren in unsere Heimatstadt Mbaise gefahren, um die Großeltern zu besuchen, deshalb gingen Nnamabia und ich allein in die Kirche. Er fuhr den grünen Peugeot 504 meiner Mutter. Wir saßen wie gewöhnlich nebeneinander in der Kirche, doch wir stießen einander nicht wie sonst an und bemühten uns, ein Kichern über den hässlichen Hut hier oder den schäbigen Kaftan da zu unterdrücken, weil Nnamabia nach etwa zehn Minuten ohne ein Wort fortging. Er kam zurück, kurz bevor der Priester sagte: »Die Messe ist zu Ende. Gehet hin in Frieden.« Ich war etwas sauer. Ich stellte mir vor, dass er weggegangen war, um zu rauchen und irgendein Mädchen zu besuchen, weil er endlich einmal das Auto zur Verfügung hatte, aber er hätte mir wenigstens sagen können, wohin er ging. Schweigend fuhren wir heim, und als er das Auto auf unserem langen Zufahrtsweg abstellte, pflückte ich erst einmal ein paar Ixora-Blüten, während Nnamabia die Haustür aufschloss. Als ich hineinging, sah ich ihn mitten im Wohnzimmer reglos dastehen.

»Bei uns ist eingebrochen worden!«, sagte er auf Englisch.

Ich brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, um das Durcheinander im Zimmer in Augenschein zu nehmen. Schon da hatte ich das Gefühl, dass

etwas Theatralisches an der Art und Weise war, wie die Schubladen aufgerissen waren, als hätte das einer getan, der die Entdecker beeindrucken wollte. Oder vielleicht war es auch nur, dass ich meinen Bruder so gut kannte. Später, als meine Eltern nach Hause kamen und die Nachbarn herbeiströmten, um *ndo* zu sagen, mit den Fingern zu schnippen und mit den Schultern zu zucken, saß ich allein oben in meinem Zimmer, und mir wurde klar, was das flaue Gefühl in meinem Magen zu bedeuten hatte: Nnamabia war der Täter, ich wusste es. Mein Vater wusste es auch. Er wies darauf hin, dass die Fenster-Jalousien von innen nach außen gedrückt worden waren, statt von außen nach innen (Nnamabia war eigentlich viel zu schlau dafür; vielleicht hatte er es eilig gehabt, um vor Ende der Messe wieder in die Kirche zu kommen), und dass der Räuber ganz genau gewusst hatte, wo sich der Schmuck meiner Mutter befand – in der linken Ecke ihres metallenen Schrankkoffers. Nnamabia starrte meinen Vater mit dramatisch-gekränktem Blick an und sagte: »Ich weiß, dass ich euch beiden in der Vergangenheit schrecklichen Schmerz bereitet habe, aber ich würde euer Vertrauen nie in dieser Weise missbrauchen.« Er sprach Englisch und benutzte unnötige Ausdrücke wie »schrecklichen Schmerz« und »missbrauchen«, wie er es stets tat, wenn er sich verteidigte. Dann verschwand er durch die Hintertür und kam in dieser Nacht nicht mehr nach Hause. Auch in der nächsten Nacht oder der übernächsten nicht. Er kam vierzehn Tage später nach Hause, abgezehrt und nach Bier stinkend. Er weinte und sagte, es tue ihm leid, er habe den Schmuck in Enugu bei den Hausa-Händlern versetzt, und das ganze Geld sei fort.

»Wie viel haben sie dir für mein Gold gegeben?«, fragte ihn meine Mutter. Und als er es ihr sagte, legte sie beide Hände auf den Kopf und rief aus: »Oh! Oh! *Chi m egbuo m!* Mein Gott hat mich getötet!« Als wollte sie damit sagen, er hätte zumindest einen guten Preis dafür aushandeln sollen.

Ich hätte sie ohrfeigen können. Mein Vater befahl Nnamabia, einen Bericht zu verfassen: Wie er den Schmuck verkauft hatte, wofür er das Geld ausgegeben hatte, mit wem er es ausgegeben hatte. Ich glaubte nicht, dass Nnamabia die Wahrheit sagen würde, und auch mein Vater glaubte es wohl nicht, doch mein Vater, der Professor, liebte Berichte, er liebte es, wenn alles niedergeschrieben und ordentlich dokumentiert wurde. Außerdem war Nnamabia siebzehn und hatte einen sorgfältig gepflegten Bart. Er befand sich gerade zwischen Oberschule und Universität und war für körperliche Züchtigungen zu alt. Was hätte mein Vater denn sonst tun sollen? Nachdem Nnamabia den Bericht verfasst hatte, legte mein Vater ihn in den stählernen Schubkasten in seinem Arbeitszimmer, wo er unsere Schulzeugnisse aufbewahrte.

»Dass er seine Mutter so kränken konnte«, war das Letzte, was mein Vater brummend dazu sagte.

Doch Nnamabia hatte wirklich nicht vorgehabt, sie zu kränken. Er hatte es getan, weil der Schmuck meiner Mutter das einzig Wertvolle im Haus war: Schmuckstücke aus solidem Gold, zusammengetragen im Laufe eines Lebens. Er hatte es auch getan, weil es andere Professorensöhne taten. Es war die Zeit der Diebstähle auf unserem ruhigen Nsukka-Campus. Jungen, die damit aufgewachsen waren, die *Sesamstraße* zu schauen, Enid Blyton zu lesen, zum Frühstück Cornflakes zu essen und in blank geputzten braunen Sandalen die Grundschule für die Kinder der Universitätsdozenten zu besuchen, durchschnitten nun die Moskitonetze vor den Fenstern ihrer Nachbarn, drückten Glasjalousien heraus und stiegen ein, um Fernseher und Videorecorder zu stehlen. Wir kannten die Diebe. Der Nsukka-Campus war so überschaubar – die Häuser standen nebeneinander in baumgesäumten Straßen, nur durch niedrige Hecken getrennt –, dass wir einfach mitbekommen mussten, wer stahl. Wenn sich ihre Eltern, die Professoren,

jedoch im Club des Lehrkörpers, in der Kirche oder bei einer Fakultätssitzung trafen, klagten sie weiter über Gesindel, das aus der Stadt auf ihren geheiligten Campus kam, um zu stehlen.

Die stehlenden Jungen waren die Beliebten. Abends fuhren sie im elterlichen Wagen, hatten die Sitze so weit zurückgeschoben, dass sie das Lenkrad mit ausgestreckten Armen gerade noch erreichten. Osita, der Nachbar, der nur Wochen vor dem Vorfall mit Nnamabia unseren Fernseher gestohlen hatte, war geschmeidig und hübsch auf beunruhigende Weise und bewegte sich mit der Anmut einer Katze. Seine Hemden waren stets tipptopp gebügelt; ich schaute immer über die Hecke, sah ihn, schloss die Augen und stellte mir vor, er käme auf mich zu, um mich zu der Seinen zu machen. Er beachtete mich nie. Als er uns bestahl, gingen meine Eltern nicht hinüber zu Professor Ebubes Haus, um ihn zu bitten, er solle seinen Sohn auffordern, unser Eigentum zurückzubringen. In der Öffentlichkeit sagten sie, dass es Gesindel aus der Stadt gewesen sei. Aber sie wussten, dass Osita der Täter war. Osita war zwei Jahre älter als Nnamabia; die meisten der stehlenden Jungen waren etwas älter als Nnamabia, und vielleicht stahl Nnamabia deshalb nicht aus einem fremden Haus. Vielleicht hatte er das Gefühl, er sei nicht alt genug, qualifiziert genug, um sich an etwas Größeres als den Schmuck meiner Mutter heranzuwagen.

Nnamabia sah meiner Mutter sehr ähnlich, er hatte denselben honighellen Teint, große Augen und einen perfekt geschwungenen vollen Mund. Wenn meine Mutter mit uns auf den Markt ging, pflegten die Händler zu rufen: »He! Madam, warum haben Sie Ihre helle Haut an einen Jungen verschwendet und das Mädchen so dunkel sein lassen? Was soll denn ein Junge mit der ganzen Schönheit anfangen?« Und meine Mutter kicherte dann, als gestehe sie auf schelmische und fröhliche Art ihre Verantwortung für Nnamabias vorteilhaftes Aussehen. Als Nnamabia mit

elf Jahren einen Stein in das Fenster seines Klassenzimmers warf, gab ihm meine Mutter das Geld, damit es ersetzt werden konnte, und sagte meinem Vater nichts davon. Als er in der zweiten Klasse einige aus der Bücherei entliehene Bücher verlor, erzählte sie seiner Klassenlehrerin, unser Hausboy hätte sie gestohlen. Als er in der dritten Klasse jeden Morgen früh aus dem Haus ging, um am Religionsunterricht teilzunehmen, und sich später herausstellte, dass er nicht ein einziges Mal dort gewesen war und daher die heilige Kommunion nicht empfangen konnte, erzählte sie den anderen Eltern, er hätte am Prüfungstag einen Malariaanfall gehabt. Als er den Autoschlüssel meines Vaters in ein Stück Seife presste, das mein Vater fand, bevor Nnamabia damit zu einem Schlosser gehen konnte, machte sie vage Bemerkungen, dass er nur experimentieren würde und das Ganze nichts zu bedeuten hätte. Als er die Prüfungsfragen aus dem Arbeitszimmer stahl und sie an die Studenten meines Vaters verkaufte, schrie sie ihn an, sagte aber dann zu meinem Vater, Nnamabia sei schließlich sechzehn und man sollte ihm wirklich mehr Taschengeld geben.

Ich weiß nicht, ob Nnamabia bereute, dass er ihren Schmuck gestohlen hatte. Ich konnte vom liebenswürdigen, lächelnden Gesicht meines Bruders nicht immer ablesen, was er wirklich fühlte. Und wir sprachen nicht darüber. Obwohl die Schwestern meiner Mutter ihr die eigenen goldenen Ohrringe schickten, obwohl meine Mutter außerdem ein Schmuckset mit Ohrringen und einem Anhänger, bei Mrs Mozie kaufte, jener mondänen Frau, die Gold aus Italien importierte, und dann einmal im Monat zu ihr hinfuhr, um die Raten dafür zu bezahlen, sprachen wir nach diesem Tag nie mehr darüber, dass Nnamabia ihren Schmuck gestohlen hatte. Als würden wir, indem wir vorgaben, Nnamabia hätte gar nicht getan, was er getan hatte, ihm die Chance eines Neuanfangs geben. Der Diebstahl wäre vielleicht nie wieder erwähnt worden, wenn Nnamabia nicht drei Jahre

später, während seines dritten Jahres auf der Universität, verhaftet und auf der Polizeiwache eingesperrt worden wäre.

Es war die Saison der Kulte in unserem ruhigen Nsukka-Campus, als überall auf dem Universitätsgelände Schilder in fetter Schrift verkündeten: SAGE NEIN ZU KULTEN. Die Schwarze Axt, die Seeräuber und die Piraten waren die bekanntesten. Sie mochten einmal gutartige Verbindungen gewesen sein, doch sie hatten sich weiterentwickelt und wurden nun »Kulte« genannt; Achtzehnjährige, die das angeberische Gebaren amerikanischer Rap-Videos kopierten, unterzogen sich geheimen und seltsamen Initiationsriten, bei denen der eine oder andere tot auf dem Odim-Hügel zurückblieb. Gewehre, strenge Treueeide und Äxte waren inzwischen weit verbreitet. Kultkriege waren verbreitet: Ein Junge warf ein Auge auf ein Mädchen, das, wie sich herausstellte, die Freundin des Capone der Schwarzen Axt war, und diesem Jungen wurde später, als er zu einem Kiosk ging, um Zigaretten zu kaufen, mit einem Messer in die Hüfte gestochen, und es stellte sich heraus, dass er Mitglied der Seeräuber war, also gingen die Seeräuber in eine Bierhalle und schossen dem nächsten Jungen von der Schwarzen Axt in die Schulter. Und am Tag darauf wurde ein Mitglied der Seeräuber in der Mensa erschossen, und sein Körper fiel gegen Suppenschüsseln aus Aluminium, und am Abend desselben Tages wurde ein Junge von der Schwarzen Axt in seinem Zimmer in der Studentenunterkunft eines Dozenten zu Tode gehackt und sein CD-Player mit Blut bespritzt. Es war sinnlos. Es war so unnormal, dass es schnell normal wurde. Die Mädchen blieben nach den Vorlesungen in ihren Unterkünften, die Dozenten zitterten, und wenn eine Fliege allzu laut summte, erschraken die Leute. Also rief man die Polizei. Sie brausten mit ihrem klapprigen blauen Peugeot 505, aus dessen Fenstern rostige Gewehre ragten, über den Campus und warfen den Studenten finstere Blicke zu.

Nnamabia kam lachend von den Vorlesungen nach Hause. Er glaubte, die Polizei müsse sich schon mehr anstrengen; alle Welt wusste, dass die Kult-Jungen modernere Waffen hatten.

Meine Eltern beobachteten Nnamabias lachendes Gesicht mit stiller Besorgtheit, und ich wusste, dass auch sie sich fragten, ob er Mitglied eines Kults sei. Manchmal glaubte ich das. Kult-Jungen waren beliebt, und Nnamabia war sehr beliebt. Jungen riefen seinen Spitznamen – »The Funk!« – und schüttelten ihm die Hand, wenn er vorbeikam; und Mädchen, besonders die beliebten Big Chicks, umarmten ihn bei der Begrüßung ein wenig zu lange. Er ging zu allen Partys, den zahmen auf dem Campus und den wilderen in der Stadt, und er war die Art Frauenliebling, der auch bei den Kerlen beliebt war, der eine Packung Rothmans täglich rauchte und von dem man sich erzählte, er könne einen Tetrapak Star-Bier in einem Zuge trinken. Dann wieder glaubte ich, er sei in keinem Kult, *weil* er so beliebt war, und es schien mehr sein Stil zu sein, dass er mit allen Jungen der verschiedenen Kulte befreundet und mit keinem verfeindet war. Und ich war auch nicht ganz sicher, dass mein Bruder besaß, was es brauchte – Mumm oder Unsicherheit –, um sich einem Kult anzuschließen. Das einzige Mal, als ich ihn fragte, ob er in einem Kult sei, sah er mich überrascht unter seinen langen und dichten Wimpern hervor an, als hätte ich es besser wissen müssen, ehe er antwortete: »Natürlich nicht.« Ich glaubte ihm. Auch mein Vater glaubte ihm. Aber dass wir ihm glaubten, hatte wenig zu bedeuten, denn er war schon verhaftet und beschuldigt worden, Mitglied eines Kults zu sein. Er sagte dieses »Natürlich nicht« zu mir bei unserem ersten Besuch auf der Polizeiwache, wo man ihn festgesetzt hatte.

Folgendes war passiert. An einem schwülen Montag warteten vier Kultmitglieder am Campustor und überfielen eine Professorin, die einen

roten Mercedes fuhr. Sie drückten ihr eine Pistole an den Kopf, stießen sie aus dem Auto und fuhren damit zur Technischen Fakultät, wo sie drei Jungen erschossen, die gerade aus ihren Vorlesungen kamen. Es war am Mittag. Ich war in einem Seminar ganz in der Nähe, und als wir das Peng-peng hörten, war unsere Dozentin die Erste, die aus dem Raum lief. Da war lautes Geschrei, und plötzlich füllten sich die Treppen mit durcheinanderhastenden Studenten, die nicht wussten, nach welcher Seite sie laufen sollten. Draußen lagen drei leblose Körper auf dem Rasen. Der rote Mercedes war mit quietschenden Reifen davongebraust. Viele Studenten rafften ihre Sachen zusammen, und *okada*-Fahrer verlangten das Doppelte vom üblichen Fahrpreis zum Parkplatz. Der Rektor gab bekannt, dass sämtliche Seminare am Abend abgesagt waren, und verhängte eine Ausgangssperre für alle ab 21 Uhr. Mir schien das nicht sehr sinnvoll, da die Schießerei am hellen Tage stattgefunden hatte, und vielleicht erschien es auch Nnamabia nicht sinnvoll, denn er war am ersten Tag der Ausgangssperre nicht um 21 Uhr zu Hause und kam in dieser Nacht überhaupt nicht heim. Ich nahm an, dass er bei einem Freund geblieben war; er kam ohnehin nicht immer nach Hause. Am nächsten Morgen suchte einer von den Sicherheitsleuten meine Eltern auf und teilte ihnen mit, dass Nnamabia mit etlichen Kultboys in einer Bar verhaftet und in einem Polizeifahrzeug weggebracht worden war. Meine Mutter schrie: »*Ekwuzikwana!* Sagen Sie das nicht!« Mein Vater dankte dem Sicherheitsbeamten mit ruhiger Stimme. Er fuhr mit uns auf die Polizeiwache in die Stadt. Ein Wachtmeister, der dort saß und auf einer schmutzigen Füllerkappe herumkaute, sagte: »Sie meinen diese Kultboys, die gestern Abend verhaftet worden sind? Sie wurden nach Enugu gebracht. Sehr ernster Fall! Wir müssen dieses Problem mit den Kulten ein für alle Mal in den Griff kriegen!«

Wir stiegen wieder ins Auto, und eine neue Angst ergriff Besitz von uns allen. Nsukka – unser gemächlicher provinzieller Campus und die noch gemächlichere und provinziellere Stadt – war beherrschbar; mein Vater kannte bestimmt den Polizeipräsidenten. Aber Enugu war anonym, die Landeshauptstadt mit der Panzergrenadierdivision der nigerianischen Armee und dem Polizeipräsidium und den Verkehrspolizisten an belebten Kreuzungen. Dort konnte die Polizei, wenn sie unter Druck geriet und Ergebnisse vorweisen musste, tun, wofür sie berüchtigt war: Menschen umbringen.

Die Polizeiwache von Enugu befand sich in einem von Mauern umgebenen, weitläufigen Gelände voller Gebäude; am Tor, beim Schild POLIZEIPRÄSIDIUM, waren staubbedeckte, demolierte Autos übereinandergestapelt. Mein Vater fuhr zum rechteckigen Bungalow am anderen Ende des Geländes. Meine Mutter bestach die beiden Polizisten am Schalter mit Geld und mit *Jollof*-Reis mit Fleisch, verpackt in einer schwarzen wasserdichten Tüte, und sie erlaubten Nnamabia, aus seiner Zelle zu kommen und mit uns auf einer Bank unter einem Schirmbaum zu sitzen. Keiner fragte, warum er in jener Nacht draußen gewesen war, wo er doch wusste, dass eine Ausgangssperre verhängt worden war. Keiner sagte, dass die Polizisten unsinnig handelten, als sie in eine Bar gingen und alle Boys verhafteten, die dort saßen und tranken, dazu den Barmann. Stattdessen hörten wir Nnamabia zu. Er saß rittlings auf der Holzbank, einen Thermobehälter mit Reis und Hühnerfleisch vor sich, die Augen glänzten erwartungsvoll – ein Entertainer vor seinem Auftritt.

»Wenn Nigeria wie diese Zelle regiert würde«, sagte er, »hätten wir in diesem Land keine Probleme. Alles ist durchorganisiert. Unsere Zelle hat einen Chef, General Abacha, und er hat einen Stellvertreter. Wenn du

eingeliefert wirst, musst du ihnen Geld geben. Wenn du’s nicht tust, kriegst du Ärger.«

»Und hast du denn Geld gehabt?«, fragte meine Mutter.

Nnamabia lächelte, sein Gesicht war mit einem frischen, pickelähnlichen Insektenstich auf der Stirn sogar noch schöner, und er sagte in Igbo, er habe sich kurz nach seiner Verhaftung in der Bar sein Geld in den After gesteckt. Er wusste, die Polizisten würden es wegnehmen, wenn er es nicht versteckte, und er wusste, er würde es brauchen, um sich in der Zelle seinen Frieden zu erkaufen. Er biss in eine gebratene Hühnerkeule und wechselte ins Englische. »General Abacha war davon beeindruckt, wie ich mein Geld versteckt hatte. Ich anerkenne seine Autorität und bin gefügig. Ich lobe ihn die ganze Zeit. Als die Männer uns Neuankömmlingen befahlen, wir sollten uns bei den Ohren packen und zu ihrem Gesang wie die Frösche hüpfen, hat er mich nach zehn Minuten gehen lassen. Die anderen mussten das fast dreißig Minuten lang machen.«

Meine Mutter schlang die Arme um sich, als sei ihr kalt. Mein Vater sagte nichts und beobachtete Nnamabia sehr genau. Und ich stellte ihn mir vor, meinen *gefügigen* Bruder, wie er 100-Naira-Banknoten zigarettendünn zusammenrollte, dann die Hand hinten in die Hose steckte und sich die Geldscheine schmerzhaft in den Hintern schob.

Später, als wir nach Nsukka zurückfuhren, sagte mein Vater: »Das hätte ich machen sollen, als er bei uns eingebrochen ist. Ich hätte dafür sorgen sollen, dass er in eine Zelle gesperrt wird.«

Meine Mutter starrte schweigend aus dem Fenster.

»Warum?«, fragte ich.

»Weil ihn das endlich einmal aufgerüttelt hat. Hast du es nicht bemerkt?«, fragte mein Vater mit einem kleinen Lächeln. Ich hatte nichts

bemerkt. Nicht an diesem Tag. Nnamabia schien es gutzugehen – wenn ich bedachte, wie er sein Geld in den Hintern gesteckt hatte und so.

Nnamabia war zum ersten Mal geschockt, als er den Seeräuber schluchzen sah. Es war ein großer, knallharter Kerl, man munkelte, dass er einen der Morde ausgeführt habe und Anwärter auf die Rolle des Capone im nächsten Semester sei, und doch hockte er hier schluchzend in der Zelle, nachdem ihm der Chef einen Schlag auf den Hinterkopf verpasst hatte. Nnamabia erzählte mir das bei unserem Besuch am nächsten Tag, und in seiner Stimme schwangen Abscheu und Enttäuschung mit; es war, als wären ihm plötzlich die Augen dafür geöffnet worden, dass der unglaubliche Hulk eigentlich nur grün angemalt war. Der zweite Schock war ein paar Tage später Zelle Eins, die Nachbarzelle. Zwei Polizisten hatten einen aufgedunsenen Toten aus der Zelle Eins herausgetragen und waren bei Nnamabias Zelle stehen geblieben, damit auch ja alle die Leiche sehen konnten.

Selbst der Chef seiner Zelle hatte offenbar Angst vor Zelle Eins. Wenn Nnamabia und seine Zellengenossen zum Waschen in den Hof gelassen wurden – jedenfalls die, die sich Waschwasser in den Plastikeimern, die einmal Farbe enthalten hatten, kaufen konnten –, wurden sie von den Polizisten beobachtet, die oft brüllten: »Aufhören, oder du kommst in Zelle Eins!« Nnamabia hatte Albträume, in denen Zelle Eins vorkam. Er konnte sich keinen Ort vorstellen, der schlimmer war als seine eigene Zelle, die so überbelegt war, dass er oft gegen die rissige Wand gedrückt dastand. In den Rissen wohnten winzige *kwalikwata,* deren Stiche bösartig waren, und wenn er aufjaulte, nannten ihn seine Zellengenossen Milchreisbubi, Universitätsjüngelchen, Weichei.

Sie waren zu winzig, um so schmerzhaft zu stechen, diese Wanzen. Noch schlimmer stachen sie in der Nacht, wenn sie alle auf der Seite, Kopf an Fuß, schlafen mussten, außer dem Chef, der bequem auf dem Rücken lag. Der Chef verteilte auch die Teller mit *garri* und wässriger Suppe, die jeden Tag in die Zelle geschoben wurden. Jeder bekam zwei Happen, erzählte uns Nnamabia in der ersten Woche. Während er sprach, überlegte ich, ob die Wanzen in der Wand ihn auch im Gesicht gestochen hatten oder ob die Huckel, die sich auf der ganzen Stirn ausbreiteten, von einer Infektion stammten. Einige davon hatten einen cremefarbenen Eiterpfropf. Er kratzte an ihnen herum, während er sagte: »Heute musste ich im Stehen in eine wasserfeste Tüte scheißen. Die Toilette war bis oben voll. Sie spülen sie nur samstags.«

Sein Ton war theatralisch. Ich wollte ihn auffordern, den Mund zu halten, weil er seine Rolle als Dulder von Demütigungen genoss und weil er nicht begriff, welches Glück er hatte, dass die Polizisten ihm erlaubten, aus der Zelle zu kommen und unser Essen zu essen, wie blöd er gewesen war, als er in jener Nacht zum Zechen draußen blieb, wie unsicher seine Chancen auf Entlassung waren.

In der ersten Woche besuchten wir ihn jeden Tag. Wir fuhren mit dem alten Volvo meines Vaters, weil der noch ältere Peugeot 504 meiner Mutter als zu unsicher für Fahrten außerhalb von Nsukka galt. Wenn wir die Kontrollpunkte der Polizei auf der Straße passierten, bemerkte ich, dass meine Eltern anders als sonst reagierten – auf subtile Weise, doch trotzdem anders. Mein Vater lieferte nicht mehr, sobald wir weitergewunken wurden, einen Monolog darüber ab, wie ungebildet und korrupt die Polizei sei. Er brachte nicht den Tag zur Sprache, als sie uns eine Stunde lang aufgehalten hatten, weil er sich geweigert hatte, sie zu bestechen, oder wie sie einmal

den Bus angehalten hatten, mit dem meine schöne Cousine Ogechi reiste, die sie sich dann herausgegriffen und als Hure beschimpft hatten, weil sie zwei Handys besaß, und so viel Geld von ihr verlangt hatten, dass sie im Regen auf dem Boden gekniet und sie angefleht hatte, sie gehen zu lassen, da ihr Bus schon weiterfahren durfte. Meine Mutter murmelte nicht: »Sie sind Symptome eines größeren Missstands.« Stattdessen blieben meine Eltern stumm. Als rücke Nnamabias Freilassung irgendwie näher, wenn sie sich versagten, die Polizei wie sonst zu kritisieren. »Heikel« war das Wort, das der Polizeipräsident in Nsukka gebraucht hatte. Nnamabia irgendwann in naher Zukunft freizubekommen wäre heikel, besonders da der Polizeipräsident von Enugu im Fernsehen schadenfrohe Interviews gab und sich mit den verhafteten Kultanhängern brüstete. Das Kult-Problem war schwerwiegend. Wichtige Männer in Abuja verfolgten das Geschehen. Jeder wollte den Anschein erwecken, er tue etwas.

In der zweiten Woche sagte ich zu meinen Eltern, wir würden Nnamabia nicht besuchen. Wir wussten nicht, wie lange wir das weiter tun mussten, und das Benzin war zu teuer, um jeden Tag drei Stunden zu fahren, und es würde Nnamabia nicht schaden, wenn er einen Tag allein klarkommen müsse.

Mein Vater schaute mich überrascht an und fragte: »Was willst du damit sagen?« Meine Mutter musterte mich von oben bis unten, schritt zur Tür und sagte, keiner zwinge mich, mitzukommen; ich könne ruhig dasitzen und nichts tun, während mein unschuldiger Bruder leide. Sie ging zum Auto, und ich lief ihr nach. Draußen angekommen, wusste ich nicht, was ich tun sollte, also las ich einen Stein beim Ixora-Busch auf und schleuderte ihn auf die Frontscheibe des Volvo. Die Scheibe splitterte. Ich hörte es krachen und sah, wie sich winzige Risse wie Strahlen auf der Scheibe ausbreiteten, ehe ich mich umdrehte, nach oben rannte und mich in meinem

Zimmer einschloss, um mich vor dem Zorn meiner Mutter zu schützen. Ich hörte sie schreien. Ich hörte die Stimme meines Vaters. Schließlich war Stille, und ich hörte das Auto nicht starten. An diesem Tag besuchte niemand Nnamabia. Dieser kleine Sieg überraschte mich.

Wir besuchten ihn am nächsten Tag. Zur Windschutzscheibe äußerten wir uns nicht, obwohl die Risse sich wie Wellen auf einem gefrorenen Fluss ausgebreitet hatten. Der Polizist am Schalter, der nette mit der dunklen Hautfarbe, fragte, warum wir gestern nicht gekommen seien; er hätte den *Jollof*-Reis meiner Mutter vermisst. Ich hatte erwartet, dass auch Nnamabia fragen oder sogar verärgert sein würde, doch er wirkte merkwürdig ernst, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Er aß seinen Reis nicht ganz auf. Er schaute immer weg, zu den aufgetürmten, halb ausgebrannten Autos am anderen Ende des Geländes, den Überbleibseln von Unfällen.

»Was ist los?«, fragte meine Mutter, und Nnamabia fing fast sofort an zu erzählen, als hätte er darauf gewartet, gefragt zu werden. Sein Igbo klang gelassen, seine Stimme hob und senkte sich nicht. Gestern wurde ein alter Mann in seine Zelle gestoßen, er war vielleicht Mitte siebzig, weißhaarig, mit feinen Runzeln im Gesicht und hatte die altmodische Vornehmheit eines unbestechlichen Beamten im Ruhestand. Nach seinem Sohn wurde wegen eines bewaffneten Raubüberfalls gefahndet, und als die Polizei ihn nicht fand, entschied sie, ihn an dessen Stelle einzusperren.

»Der Mann hat nichts getan«, sagte Nnamabia.

»Aber du hast auch nichts getan«, sagte meine Mutter.

Nnamabia schüttelte den Kopf, als ob sie ihn nicht verstünde. In den darauffolgenden Tagen war er in noch gedrückterer Stimmung. Er sprach weniger und meist über den Alten – dass er kein Geld habe und kein Waschwasser kaufen könne, dass die anderen Männer ihn verspotteten oder

ihn beschuldigten, er verstecke seinen Sohn, dass der Chef ihn links liegen lasse, dass er verängstigt und so schrecklich klein wirke.

»Weiß er denn, wo sein Sohn ist?«, fragte meine Mutter.

»Er hat seinen Sohn seit vier Monaten nicht gesehen«, sagte Nnamabia.

Mein Vater sagte etwas darüber, dass es keine Rolle spiele, ob der Mann wisse, wo sein Sohn sei.

»Natürlich«, sagte meine Mutter. »Es ist falsch, aber das macht die Polizei doch die ganze Zeit. Wenn sie die gesuchte Person nicht finden, dann sperren sie den Vater oder die Mutter oder einen anderen Verwandten ein.«

Mein Vater bürstete etwas von seinem Knie – eine ungeduldige Geste. Er begriff nicht, warum meine Mutter das Offensichtliche kommentierte.

»Der Mann ist krank«, sagte Nnamabia. »Seine Hände zittern immerzu, selbst wenn er schläft.«

Meine Eltern schwiegen. Nnamabia schloss den Thermobehälter mit dem Reis und wandte sich an meinen Vater. »Ich möchte ihm etwas davon geben, aber wenn ich es in die Zelle mitnehme, konfisziert es General Abacha.«

Mein Vater ging los und fragte den Polizisten am Schalter, ob uns gestattet würde, den alten Mann in Nnamabias Zelle ein paar Minuten zu sprechen. Es war der hellhäutige, scharfe Polizist, der sich nie bedankte, wenn meine Mutter den Reis und das Bestechungsgeld überreichte. Nun verhöhnte er meinen Vater ganz offen und sagte, er könnte ohne weiteres dafür gefeuert werden, dass er Nnamabia herausließe, und trotzdem wollten wir, dass er noch einen anderen herausließe? Ob wir etwa glaubten, dass sei ein Besuchstag im Internat? Ob wir nicht wüssten, dass das hier ein Hochsicherheitsgefängnis für kriminelle Elemente der Gesellschaft sei?

Mein Vater kam zurück und setzte sich mit einem Seufzer, und Nnamabia kratzte sich schweigend im pickligen Gesicht.

Am Tag darauf rührte Nnamabia seinen Reis fast nicht an. Er erzählte, die Polizisten hätten Wischwasser auf den Boden und die Wände der Zelle gespritzt, wie sie es zu Reinigungszwecken üblicherweise taten, und der alte Mann, der sich kein Wasser kaufen konnte und sich seit einer Woche nicht gewaschen hatte, sei in die Zelle gestürzt und habe sein Hemd heruntergerissen und seinen schmächtigen Rücken gegen den vom Wischwasser feuchten Boden gerieben. Die Polizisten fingen an zu lachen, als sie ihm dabei zusahen, und sie befahlen ihm, sich ganz auszuziehen und auf dem Flur vor der Zelle auf und ab zu marschieren, und als er es tat, lachten sie noch lauter und fragten ihn, ob sein Sohn, der Dieb, wüsste, dass der Penis seines Papas so verschrumpelt sei. Nnamabia starrte auf seinen gelb-orangefarbenen Reis, während er sprach, und als er hochblickte, sah ich, wie sich die Augen meines Bruders – meines materiell gesinnten Bruders – mit Tränen füllten, und ich empfand eine Zärtlichkeit für ihn, die ich nicht hätte erklären können.

Zwei Tage danach gab es wieder einen Kultangriff auf dem Campus: direkt vor dem Gebäude des Fachbereichs Musik hackte ein Kerl mit einer Axt auf einen anderen ein.

»Das ist gut«, sagte meine Mutter, als sie sich mit meinem Vater anschickte, den Polizeipräsidenten von Nsukka noch einmal aufzusuchen. »Jetzt können sie nicht behaupten, dass sie alle Kultmitglieder verhaftet haben.« An jenem Tag fuhren wir nicht nach Enugu, weil meine Eltern so lange im Polizeipräsidium blieben, doch sie kamen mit guten Nachrichten zurück. Nnamabia und der Barmann sollten sofort entlassen werden. Einer der Kultmitglieder war zum Informanten geworden, und er hatte beharrlich

behauptet, Nnamabia sei kein Mitglied. Wir fuhren früher als gewöhnlich am Vormittag los, ohne *Jollof*-Reis, die Sonne war schon so heiß, dass alle Wagenfenster offen waren. Meine Mutter war nervös auf der Fahrt. Sie hatte sich angewöhnt, »*Nekwa ya*! Pass auf!« zu meinem Vater zu sagen, als könnte der nicht sehen, dass Autos auf der anderen Fahrbahn gefährliche Wendemanöver machten. Doch dieses Mal tat sie es so oft, dass mein Vater anhielt, kurz bevor wir die Neunte Meile erreichten, wo Straßenhändler das Auto mit ihren Tabletts voll *okpa*, gekochten Eiern und Cashewnüssen umringten, und sie anfuhr: »Wer ist denn hier eigentlich am Steuer, Uzoamaka?«

Auf dem ausgedehnten Gelände der Polizeiwache peitschten zwei Polizisten jemanden aus, der unter dem Schirmbaum auf dem Boden lag. Zuerst dachte ich, und es gab mir einen Stich in der Brust, es sei Nnamabia, aber er war es nicht. Ich kannte den Kerl, der auf dem Boden lag und sich bei jedem Schlag der *koboko* des Polizisten wand und schrie. Er hieß Aboy und hatte das finster-hässliche Gesicht eines Bluthundes. Er fuhr einen Lexus auf dem Campus und man sagte, er gehöre zu den Seeräubern. Ich bemühte mich, nicht zu ihm hinzusehen, als wir in die Polizeiwache gingen. Der diensthabende Polizist, der mit den Stammesnarben auf den Wangen, der immer »Gott vergelt’s« sagte, wenn er sein Bestechungsgeld nahm, schaute weg, als er uns sah. Ich bekam eine Gänsehaut und wusste, dass etwas nicht stimmte. Meine Eltern überreichten ihm das Schreiben des Polizeipräsidenten. Der Polizist schaute es nicht an. Er kenne den Entlassungsbefehl, sagte er zu meinem Vater, der Barmann sei schon entlassen worden, doch mit dem Jungen gebe es eine Komplikation. Meine Mutter fing an zu schreien: »Mit dem Jungen? Was soll das heißen? Wo ist mein Sohn?«

Der Polizist erhob sich. »Ich hole meinen Vorgesetzten, er wird es Ihnen erklären.«

Meine Mutter stürzte zu ihm hin und zerrte ihn am Hemd. »Wo ist mein Sohn? Wo ist mein Sohn?« Mein Vater zerrte sie weg und der Polizist wischte mit der Hand übers Hemd, als hätte sie es dreckig gemacht, ehe er sich zum Gehen wandte.

»Wo ist unser Sohn?«, fragte mein Vater mit einer so gefassten, so stählernen Stimme, dass der Polizist stehen blieb.

»Sie haben ihn weggebracht, Sir«, sagte er.

»Sie haben ihn weggebracht?«, fuhr meine Mutter dazwischen. Sie schrie immer noch. »Was sagen Sie da? Habt ihr meinen Sohn umgebracht? Habt ihr meinen Sohn umgebracht?«

»Wo ist er?«, fragte mein Vater wieder mit derselben gefassten Stimme. »Wo ist unser Sohn?«

»Mein Vorgesetzter hat gesagt, ich soll ihn holen, wenn Sie kommen«, sagte der Polizist, und diesmal drehte er sich um und ging schnell durch eine Tür.

Nachdem er fortgegangen war, wurde mir kalt vor Angst, so dass ich ihm nachlaufen und ihn wie meine Mutter am Hemd zerren wollte, bis er Nnamabia herbeischaffte. Der vorgesetzte Polizist kam heraus und ich versuchte, in seinem vollkommen leeren Gesicht zu lesen.

»Guten Tag, Sir«, sagte er zu meinem Vater.

»Wo ist unser Sohn?«, fragte mein Vater. Meine Mutter atmete geräuschvoll. Später wurde mir klar, dass in diesem Moment jeder von uns insgeheim vermutete, dass Nnamabia von schießwütigen Polizisten umgebracht worden war und dass es die Aufgabe dieses Mannes war, uns die beste Lüge, die ihm einfiel, darüber aufzutischen, wie er zu Tode gekommen war.

»Kein Problem, Sir. Es ist nur, dass wir ihn verlegt haben. Ich werde Sie sofort dorthin bringen.« Der Polizist hatte etwas Nervöses an sich; sein Gesicht blieb ausdruckslos, doch er sah meinem Vater nicht in die Augen.

»Verlegt?«

»Wir haben heute Morgen den Entlassungsbefehl bekommen, doch er war schon verlegt worden. Wir haben kein Benzin, deshalb habe ich auf Sie gewartet, damit wir zusammen zu ihm fahren können.«

»Wo ist er?«

»In einer anderen Einrichtung. Ich bringe Sie hin.«

»Warum wurde er verlegt?«

»Ich war nicht hier, Sir. Sie haben gesagt, er hätte sich gestern schlecht benommen, da hätten sie ihn in Zelle Eins gebracht und dann hat es eine Verlegung von allen Häftlingen von Zelle Eins in eine andere Einrichtung gegeben.«

»Er hat sich schlecht benommen? Was soll das heißen?«

»Ich war nicht hier, Sir.«

Da flehte meine Mutter mit gebrochener Stimme: »Bringen Sie mich zu meinem Sohn! Bringen Sie mich auf der Stelle zu meinem Sohn!«

Ich saß mit dem Polizisten auf dem Rücksitz. Er roch nach jenem alten Kampfer, der sich im Schrankkoffer meiner Mutter ewig zu halten schien. Wir sagten nichts, nur der Polizist gab meinem Vater Anweisungen zur Fahrtroute, bis wir eine Viertelstunde später ankamen. Mein Vater war ungeheuer schnell gefahren, so schnell, wie mein Herz schlug. Das kleine Gefängnisgelände sah verwahrlost aus: verfilztes Gras, und überall lagen alte Flaschen, Plastiktüten und Papier herum. Der Polizist wartete kaum ab, bis mein Vater anhielt, ehe er die Tür aufriss und hinausstürzte, und wieder packte mich kalte Angst. Wir waren in dem Teil der Stadt mit unbefestigten Straßen, und es war kein Schild zu sehen gewesen, auf dem Polizeiwache

stand, und in der Luft war eine Stille, ein seltsames Gefühl der Verlassenheit. Aber der Polizist kam mit Nnamabia heraus. Da war er, mein schöner Bruder, scheinbar unverändert kam er auf uns zu, bis er nahe genug war, dass meine Mutter ihn umarmen konnte, und ich sah, wie er zurückzuckte und aufjaulte; sein linker Arm war mit geschwollenen Striemen bedeckt. Unter seiner Nase klebte getrocknetes Blut.

»Nna-Junge, warum haben sie dich so geschlagen?«, fragte ihn meine Mutter. Sie wandte sich an den Polizisten: »Warum habt ihr Leute das meinem Sohn angetan?«

Der Mann zuckte mit den Schultern, eine neue Unverschämtheit war in seinem Auftreten; als wäre er bisher unsicher gewesen, dass Nnamabia wohlbehalten war, könne es sich nun aber leisten, zu reden. »Ihr könnt eure Kinder nicht ordentlich erziehen, ihr alle, die ihr euch wichtig vorkommt, weil ihr an der Universität arbeitet. Wenn eure Kinder sich schlecht benehmen, glaubt ihr, sie sollten nicht bestraft werden. Sie haben Glück, Frau, großes Glück, dass man ihn entlassen hat.«

Mein Vater sagte: »Gehen wir.«

Er öffnete die Autotür und Nnamabia stieg ein und wir fuhren nach Hause. Mein Vater hielt nicht bei einem einzigen Polizei-Kontrollpunkt auf der Straße; einmal fuchtelte ein Polizist drohend mit seiner Pistole, als wir vorbeibrausten. Das Einzige, was meine Mutter auf der stillen Fahrt sagte, war die Frage, ob Nnamabia wünsche, dass wir bei der Neunten Meile anhielten und etwas *okpa* kauften? Nnamabia verneinte. Wir waren in Nsukka angekommen, als er endlich sprach.

»Gestern fragten die Polizisten den alten Mann, ob er einen kostenlosen Eimer Wasser wolle. Er sagte ja. Da befahlen sie ihm, sich auszuziehen und auf dem Flur auf und ab zu marschieren. Meine Zellengenossen lachten. Doch einige sagten, es sei falsch, einen alten Mann so zu behandeln.«

Nnamabia hielt inne, sein Blick war abwesend. »Ich habe den Polizisten angeschrien. Ich habe gesagt, der alte Mann sei unschuldig und krank, und wenn sie ihn hierbehielten, würden sie seinen Sohn nie finden, weil er gar nicht wisse, wo sein Sohn sei. Sie haben gesagt, wenn ich nicht sofort die Klappe hielte, würden sie mich in Zelle Eins stecken. Ich habe nicht auf sie gehört. Ich habe die Klappe nicht gehalten. Da haben sie mich rausgezerrt und geschlagen und in Zelle Eins gesteckt.«

Hier brach Nnamabia ab, und wir fragten nicht weiter. Stattdessen stellte ich ihn mir vor, wie er die Stimme erhob, den Polizisten einen Idioten nannte, einen rückgratlosen Feigling, einen Sadisten, einen Schuft, und ich stellte mir vor, wie geschockt die Polizisten waren und auch der Zellenchef, der ihn offenen Mundes anstarrte, wie verwundert die anderen Zellengenossen über die Kühnheit des schönen Burschen von der Universität waren. Und ich stellte mir vor, wie der alte Mann selbst ihn mit überraschtem Stolz ansah und sich still weigerte, die Kleidung abzulegen. Nnamabia erzählte nicht, was mit ihm in Zelle Eins geschehen war oder was in der neuen Einrichtung geschehen war, die mir so vorkam, als bringe man dort Leute hin, die später verschwinden würden. Es wäre so einfach für ihn, meinen charmanten Bruder, gewesen, aus seiner Geschichte ein richtiges Drama zu machen, doch er tat es nicht.

Imitation

Nkem starrt die vortretenden, schräg gestellten Augen der Benin-Maske auf dem Kaminsims im Wohnzimmer an, als sie von der Geliebten ihres Mannes erfährt.

»Sie ist wirklich jung. So um die einundzwanzig«, sagt ihre Freundin Ijemamaka am Telefon. »Sie hat kurzes gekraustes Haar – du weißt schon, diese dichten Kräusellöckchen. Sie verwendet keinen Entkrauser, sondern einen Schaumfestiger, glaube ich. Ich höre, dass junge Leute es heute natürlich lieben. Ich würde dir das nicht erzählen *sha*, ich kenne ja die Männer und ihre Art, doch ich habe gehört, dass sie in euer Haus eingezogen ist. Das passiert eben, wenn man einen reichen Mann heiratet.« Ijemamaka macht eine Pause, und Nkem hört, wie sie die Luft einsaugt – ein absichtlich produzierter, übertriebener Laut. »Ich meine, *natürlich* ist Obiora ein guter Mann«, fährt Ijemamaka fort. »Aber seine Geliebte in euer Haus zu bringen? Rücksichtslos. Sie fährt mit seinen Autos in ganz Lagos herum. Ich selbst habe sie mit dem Mazda auf der Awolowo-Straße gesehen.«

»Ich danke dir, dass du es mir erzählt hast«, sagt Nkem. Sie stellt sich vor, wie Ijemamakas Mund sich zusammenzieht, wie eine bis zur Schlaffheit ausgesaugte Orange, ein Mund, ausgelaugt vom Reden.

»Ich musste es dir einfach sagen. Wozu hat man Freundinnen? Was sollte ich denn sonst *tun*?«, sagt Ijemamaka, und Nkem fragt sich, ob das Schadenfreude ist, diese Schrillheit in Ijemamakas Ton, besonders beim »tun«.

Die nächste Viertelstunde erzählt Ijemamaka von ihrem Besuch in Nigeria, davon, wie seit ihrem letzten Aufenthalt dort die Preise gestiegen sind – sogar *garri* ist jetzt teuer. Wie inzwischen viel mehr Kinder in Verkehrsstaus etwas zu verkaufen suchen, wie Abschnitte der Hauptstraße zu ihrer Heimatstadt im Delta-Staat durch Erosion weggebrochen sind. An den passenden Stellen schnalzt Nkem mit der Zunge und seufzt hörbar. Sie erinnert Ijemamaka nicht daran, dass auch sie vor wenigen Monaten, zu Weihnachten, in Nigeria gewesen ist. Sie sagt Ijemamaka nicht, dass sie ein taubes Gefühl in den Fingern hat, dass sie sich wünscht, Ijemamaka hätte nicht angerufen. Ehe sie auflegt, verspricht sie zum Schluss, dass sie Ijemamaka mit den Kindern bald einmal am Wochenende in New Jersey besuchen wird – ein Versprechen, von dem sie weiß, dass sie es nicht halten wird.

Sie geht in die Küche, gießt sich ein Glas Wasser ein und lässt es dann unberührt auf dem Tisch stehen. Wieder im Wohnzimmer, starrt sie die Maske aus Benin an, kupferfarben, mit überdimensionierten abstrakten Zügen. Ihre Nachbarn nennen die Maske »vornehm«; sie hat das Ehepaar zwei Häuser weiter dazu animiert, afrikanische Kunst zu sammeln, und auch diese Leute geben sich mit guten Imitationen zufrieden, obwohl sie gern darüber sprechen, wie unmöglich es ist, Originale aufzutreiben.

Nkem stellt sich vor, wie die Leute von Benin vor vierhundert Jahren die Originalmasken hergestellt haben. Obiora hat ihr erzählt, dass sie die Masken bei königlichen Zeremonien benutzt und sie zu beiden Seiten ihres Königs platziert hätten, um ihn zu schützen und Böses abzuwehren. Nur besonders Auserwählte konnten Hüter der Maske sein, dieselben, die dafür verantwortlich waren, dass für das Begräbnis ihres Königs frische Menschenköpfe herbeigeschafft wurden. Nkem stellt sich die stolzen jungen Männer vor, muskulös, die braune Haut glänzend von Palmkernöl,

schmucke Lendentücher um die Hüften. Sie stellt sich vor – und das tut sie ganz von sich aus, weil Obiora nicht angedeutet hat, dass es so abgelaufen sei –, dass sich die stolzen jungen Männer wünschten, sie müssten nicht Fremde enthaupten, um ihren König zu bestatten, dass sie sich wünschten, sie könnten die Masken auch zu ihrem eigenen Schutz verwenden, dass sie sich wünschten, sie hätten etwas zu bestimmen.

Sie war schwanger, als sie das erste Mal mit Obiora nach Amerika kam. Das Haus, das Obiora mietete und später kaufen würde, roch frisch, wie grüner Tee, und auf der kurzen Auffahrt lag dick der Kies. Wir wohnen in einem schönen Vorort von Philadelphia, erzählte sie ihren Freunden in Lagos am Telefon. Sie schickte ihnen Fotos von sich und Obiora neben der Freiheitsglocke, kritzelte stolz *sehr wichtig für die Geschichte Amerikas* hintendrauf und legte Hochglanzbroschüren bei, die einen Benjamin Franklin mit schütterem Haar zeigten.

Ihre Nachbarn auf der Cherrywood Lane, alle weiß und hellblond und schlank, kamen und stellten sich vor, fragten, ob sie Hilfe in irgendeiner Angelegenheit brauche – bei der Beschaffung einer Fahrerlaubnis, eines Telefons, eines Wartungsmonteurs. Es machte ihr nichts aus, dass sie ihnen durch ihren Akzent, ihren Ausländerstatus hilflos vorkam. Diese Nachbarn und deren Leben gefielen ihr. Ein Leben, das Obiora oft »synthetisch« nannte. Doch sie wusste, dass auch er die eigenen Kinder wie die der Nachbarn aufwachsen sehen wollte – Kinder, die Essbares, das auf die Erde gefallen war, beschnupperten und es für »verdorben« erklärten. In ihrem Leben, in ihrer Kindheit, hob man Essbares auf, egal was es war, und aß es auf.

Obiora blieb während der ersten paar Monate bei ihr, daher fingen die Nachbarn erst später an, seinetwegen Fragen zu stellen. Wo ihr Mann sei?

Ob etwas nicht stimme? Nkem sagte, alles sei in Ordnung. Er lebe in Nigeria *und* Amerika; sie hätten zwei Zuhause. Sie sah den Zweifel in ihren Augen, wusste, sie dachten an andere Paare mit einem zweiten Zuhause beispielsweise in Florida oder Montreal, Paare, die jeweils zur gleichen Zeit am gleichen Ort wohnten.

Obiora lachte, als sie ihm erzählte, wie neugierig die Nachbarn in Bezug auf sie beide waren. Er sagte, *oyibo*-Menschen seien nun einmal so. Wenn man etwas auf andere Weise tue, würden sie meinen, man sei unnormal, als wäre ihre Art die einzig mögliche. Und obwohl Nkem viele nigerianische Paare kannte, die das ganze Jahr zusammenlebten, sagte sie nichts.

Nkem fährt mit der Hand über die runde Metallnase der Benin-Maske. Eine der besten Imitationen, hatte Obiora gesagt, als er sie vor einigen Jahren gekauft hatte. Er erzählte ihr, wie die Briten die Originale Ende des 19. Jahrhunderts gestohlen hatten. Es geschah während der Strafexpedition, so nannten sie das – die Briten benutzten Wörter wie »Expedition« und »Befriedung« für Töten und Stehlen. Die Masken – es waren Tausende, sagte Obiora – wurden als »Kriegsbeute« betrachtet und befanden sich nun in den Museen der Welt verstreut.

Nkem hebt die Maske hoch und drückt sie ans Gesicht; sie ist kalt, schwer, leblos. Doch wenn Obiora darüber, und über alles andere, spricht, scheint sie zu atmen, sich zu erwärmen. Voriges Jahr, als er die Nok-Terrakotta mitbrachte, die jetzt auf dem Tisch im Flur steht, hat er ihr erzählt, dass die alten Nok die Originale für den Ahnenkult benutzten, sie in Schreine stellten und ihnen Nahrung brachten. Und die Briten hatten auch die meisten dieser Tonfiguren weggeschafft und den Menschen (die frisch zum Christentum bekehrt und verdummt worden waren, sagte Obiora) erzählt, dass sie heidnisch seien. Wir schätzen nie, was wir haben, sagte

Obiora immer zum Schluss, ehe er noch einmal die Geschichte vom einfältigen Staatsoberhaupt erzählte, der ins Nationalmuseum von Lagos gegangen und den Kustos gezwungen hatte, ihm eine vierhundert Jahre alte Büste zu geben, die er dann der britischen Königin als Präsent überreichte. Manchmal bezweifelt Nkem, ob stimmt, was Obiora erzählt, aber sie hört zu, weil er so leidenschaftlich spricht, weil seine Augen so glitzern, als wolle er gleich weinen.

Sie ist neugierig, was er nächste Woche mitbringen wird; sie freut sich inzwischen auf die Kunstgegenstände, berührt sie, stellt sich die Originale vor, stellt sich das Leben der Menschen dahinter vor. Nächste Woche, wenn ihre Kinder wieder einmal zu einem realen Menschen »Daddy« sagen werden, nicht zu einer Telefonstimme; wenn sie nachts aufwachen und jemanden neben sich schnarchen hören wird; wenn sie ein zweites benutztes Handtuch im Bad sehen wird.

Nkem schaut auf dem TV-Decoder nach der Zeit. Sie hat noch eine Stunde, bevor sie die Kinder abholen muss. Durch die Vorhänge, die ihr Hausmädchen Amaechi so sorgfältig aufgezogen hat, wirft die Sonne ein gelbes Viereck auf den Glastisch in der Zimmermitte. Sie sitzt auf der Kante des Ledersofas und schaut sich im Wohnzimmer um, denkt an den Lieferanten vom Innenausstatter Ethan, der gestern den Lampenschirm ausgewechselt hat. »Sie haben ein großartiges Haus, Madam«, sagte er mit jenem seltsamen amerikanischen Lächeln, das bedeutete, dass er glaubte, eines Tages etwas Ähnliches haben zu können. Das gehört zu dem, was sie an Amerika zu schätzen gelernt hat, die Fülle der übertriebenen Hoffnungen.

Als sie nach Amerika gekommen war, um dort ihr Kind zur Welt zu bringen, war sie zuerst stolz bewegt gewesen, weil sie in die begehrte Klasse eingeheiratet hatte, in die Klasse der reichen Nigerianer, die ihre

Frauen für die Geburt der Kinder nach Amerika schickten. Dann stand das Haus, das sie gemietet hatten, zum Verkauf. Ein guter Preis, hatte Obiora gesagt, ehe er ihr mitteilte, dass sie es kaufen würden. Es gefiel ihr, als er »wir« sagte, als ob sie wirklich mitzureden hätte. Und es gefiel ihr, dass sie nun einer noch anderen Klasse angehörte, der Klasse reicher Nigerianer, die Häuser in Amerika besaßen.

Sie hatten nie beschlossen, dass sie mit den Kindern hierbleiben würde – Okey kam drei Jahre nach Adanna auf die Welt. Es geschah einfach. Zunächst blieb sie nach Adannas Geburt hier, um einige Computerkurse zu absolvieren, weil Obiora meinte, das sei eine gute Idee. Dann meldete Obiora Adanna im Kindergarten an, als Nkem mit Okey schwanger war. Dann fand er eine gute private Grundschule und sagte ihr, sie hätten Glück, weil sie so nah sei. Nur eine Viertelstunde mit dem Auto, um Adanna hinzubringen. Sie hatte sich nie vorgestellt, dass ihre Kinder zur Schule gehen und neben weißen Kindern sitzen würden, deren Eltern Landhäuser auf einsamen Hügeln besaßen, hatte sich nie dieses Leben vorgestellt. Also sagte sie nichts.

Während der ersten beiden Jahre kam Obiora fast jeden Monat zu Besuch, und sie flog mit den Kindern zu Weihnachten nach Hause. Als er schließlich den großen Vertrag mit der Regierung bekam, entschied er, nur im Sommer zu Besuch zu kommen. Für zwei Monate. Er konnte nicht mehr so oft verreisen, er wollte nicht riskieren, dass er diese Verträge mit der Regierung verlor. Er bekam sie immer wieder, diese Verträge. Er wurde in einer Liste der fünfzig einflussreichsten nigerianischen Geschäftsleute aufgeführt und schickte ihr die kopierten Seiten von *Newswatch*, und sie hob sie zusammengeheftet in einem Ordner auf.

Nkem seufzt, fährt sich mit der Hand durchs Haar. Es fühlt sich zu dick an, zu alt. Sie hatte vor, ihr Haar morgen frisch entkrausen und so frisieren

zu lassen, dass es sich schwungvoll um den Hals schmiegt, wie es Obiora liebte. Und sie hatte vor, am Freitag ihr Schamhaar mit Wachsbehandlung zu einer dünnen Linie zu trimmen, wie es Obiora liebte. Sie geht in den Flur, die breite Treppe hinauf, dann hinten die Treppe hinunter und in die Küche. So ging sie immer in Lagos im Haus umher, jeden Tag in den drei Wochen, die sie mit den Kindern dort zur Weihnachtszeit verbrachte. Sie pflegte in Obioras Wandschrank zu schnuppern, mit der Hand über seine Kölnischwasserflaschen zu fahren und Verdachtsmomente zu verdrängen. Einmal klingelte am Weihnachtsabend das Telefon, und es wurde aufgelegt, als Nkem sich meldete. Obiora lachte und sagte: »Irgendein junger Scherzbold.« Und Nkem sagte sich, dass es vielleicht ein junger Scherzbold war, oder noch besser, dass sich einer verwählt hatte.

Nkem geht wieder nach oben ins Badezimmer, riecht den beißenden Geruch von Lysol, das Amaechi gerade benutzt hat, um die Fliesen zu säubern. Sie starrt ihr Gesicht im Spiegel an; das rechte Auge wirkt kleiner als das linke. »Nixenaugen«, sagt Obiora dazu. Er glaubt, Nixen seien die schönsten Wesen, nicht Engel. Über ihr Gesicht haben die Leute immer geredet – welch perfektes Oval es sei, wie makellos die dunkle Haut –, aber als Obiora ihre Augen Nixenaugen nannte, kam sie sich von neuem schön vor, als schenke ihr das Kompliment andere Augen.

Sie nimmt die Schere, die, mit der sie für Adanna Haarbänder zurechtschneidet, und führt sie zum Kopf. Sie zieht Haarbüschel hoch und schneidet das Haar dicht an der Kopfhaut daumennagelkurz, gerade lang genug, um es mit einem Schaumfestiger zu Löckchen zu drehen. Sie sieht zu, wie die Haare herabschweben, wie braune Baumwollbüschel, die auf das weiße Waschbecken fallen. Sie schneidet weiter. Haarbüschel schweben herab, wie versengte Nachtfalterflügel. Sie watet darin. Noch mehr Haar

fällt herab. Etwas davon gerät ihr in die Augen und juckt. Sie niest. Sie riecht die rosa Feuchtigkeitsmilch, mit der sie sich heute Morgen eingerieben hat, und denkt an die Nigerianerin – Ifeyinwa oder Ifeoma, sie kann sich nicht mehr erinnern –, die sie einmal auf einer Hochzeit in Delaware getroffen hat, deren Mann auch in Nigeria lebte und die kurzes Haar hatte, wobei das ihre naturbelassen war, ohne Entkrauser oder Festiger.

Die Frau hatte sich beklagt und dabei vertraulich »unsere Männer« gesagt, als wären Nkems und ihr Mann irgendwie miteinander verwandt. »Unsere Männer möchten gern, dass wir hierbleiben«, hatte sie zu Nkem gesagt. »Sie kommen zu Besuch, um hier Geschäfte und Ferien zu machen, sie lassen uns und die Kinder mit großen Häusern und Autos zurück, sie besorgen uns Hausmädchen aus Nigeria, denen wir nicht die unverschämten amerikanischen Löhne zahlen müssen, und sie sagen, in Nigeria könne man bessere Geschäfte machen und all das. Aber wissen Sie, warum sie nicht hierherziehen wollen, selbst wenn die Geschäfte hier besser gehen würden? Weil Amerika keine Großen Herren anerkennt. In Amerika sagt keiner zu ihnen: ›Sir! Sir!‹ Keiner kommt angestürzt und staubt ihren Sitz ab, bevor sie Platz nehmen.«

Nkem hatte die Frau gefragt, ob sie vorhabe, zurückzugehen, und die Frau hatte sich zu ihr gewandt und sie mit runden Augen angesehen, als hätte Nkem sie gerade verraten. »Aber wie könnte ich denn wieder in Nigeria leben?«, hatte sie gesagt. »Wenn man so lange hier gewesen ist, ist man nicht mehr dieselbe, man ist nicht wie die Menschen dort. Wie könnten sich meine Kinder dort einfügen?« Und Nkem hatte sie verstanden, auch wenn sie ihre radikal ausrasierten Augenbrauen nicht mochte.

Nkem legt die Schere weg und ruft Amaechi, damit sie die Haare wegschafft.

»Madam!«, schreit Amaechi. »*Chim o!* Warum haben Sie Ihr Haar abgeschnitten? Was ist passiert?«

»Muss erst etwas passieren, bevor ich mir das Haar schneide? Schaff die Haare weg!«

Nkem geht in ihr Zimmer. Sie starrt die Paisleydecke an, die über das Doppelbett gebreitet und glattgezogen wurde. Nicht einmal Amaechis geschickte Hände können kaschieren, wie flach das Bett auf der einen Seite ist, weil es nur zwei Monate im Jahr benutzt wird. Obioras Post liegt ordentlich aufgeschichtet auf seinem Nachttisch, Vorqualifizierungen für Kreditkarten, Werbezettel von Optikern. Die Leute, auf die es ankommt, wissen, dass er eigentlich in Nigeria lebt.

Sie kommt aus dem Zimmer und steht vor dem Bad, während Amaechi die Haare beseitigt, indem sie die braunen Strähnen ehrfürchtig in eine Kehrschaufel kehrt, als ob sie mächtig wären. Nkem wünscht sich, sie hätte das Mädchen nicht so angefahren. Die Trennlinie zwischen Hausherrin und Hausmädchen ist im Laufe der Jahre, die Amaechi bei ihr ist, aufgeweicht. Das macht Amerika mit einem, denkt sie. Es zwingt einen zur Gleichmacherei. Man kann sich mit niemandem unterhalten, abgesehen von den eigenen kleinen Kindern, also wendet man sich dem Hausmädchen zu. Und ehe man es sich versieht, ist sie zur Freundin geworden. Zur Gleichgestellten.

»Ich hatte einen schwierigen Tag«, sagt Nkem nach einer Weile. »Entschuldige.«

»Ich weiß, Madam, ich sehe es Ihrem Gesicht an«, sagt Amaechi und lächelt.

Das Telefon klingelt und Nkem weiß, dass es Obiora ist. Keiner sonst ruft zu so später Stunde an.

»Schatz, *kedu*?«, sagt er. »Entschuldige, ich konnte nicht früher anrufen. Ich bin gerade aus Abuja zurück, vom Treffen mit dem Minister. Mein Flug hatte Verspätung bis Mitternacht. Jetzt ist es fast zwei Uhr morgens. Ist das zu glauben?«

Nkem lässt einen mitfühlenden Laut hören.

»Adanna und Okey *kwanu*?«, fragt er.

»Es geht ihnen gut. Sie schlafen.«

»Bist du krank? Geht's dir gut?«, fragt er. »Du klingst komisch.«

»Mir geht's gut.« Sie weiß, sie sollte ihm vom Tag der Kinder erzählen, das tut sie gewöhnlich, wenn er zu spät anruft, um mit ihnen selbst zu sprechen. Aber ihre Zunge ist wie aufgequollen, zu schwer, um Worte herauszubringen.

»Wie war heute das Wetter?«, fragt er.

»Es wird wärmer.«

»Bis ich komme, sollte es besser noch wärmer werden«, sagt er und lacht. »Heute habe ich meinen Flug gebucht. Ich kann es kaum erwarten, euch alle wiederzusehen.«

»Stimmt es …?«, fängt sie an, doch er unterbricht sie.

»Schatz, ich muss aufhören. Ein Anrufer meldet sich, das ist der persönliche Assistent des Ministers, der um diese Zeit anruft! Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich«, sagt sie, obwohl die Leitung schon tot ist. Sie versucht, sich Obiora vorzustellen, kann es aber nicht, weil sie nicht weiß, ob er zu Hause ist, in seinem Auto oder irgendwo anders. Und dann fragt sie sich, ob er allein ist oder ob er mit dem Mädchen mit dem kurzen lockigen Haar zusammen ist. Ihre Gedanken wandern zum Schlafzimmer in Nigeria, jenes von ihr und Obiora, das sich jedes Weihnachten immer wieder wie ein Hotelzimmer anfühlt. Umklammert dieses Mädchen ihr Kopfkissen im

Schlaf? Wird das Stöhnen dieses Mädchens vom Schminkspiegel zurückgeworfen? Geht dieses Mädchen auf Zehenspitzen zum Bad, wie sie es selbst als unverheiratetes Mädchen getan hat, wenn ihr verheirateter Freund sie an einem Wochenende mit zu sich nach Hause nahm, wenn die Ehefrau verreist war?

Sie hatte vor Obiora mit verheirateten Männern verkehrt – welches unverheiratete Mädchen in Lagos tat das nicht? Ikenna, ein Geschäftsmann, hatte die Krankenhausrechnung ihres Vaters nach dessen Leistenbruchoperation bezahlt. Tunji, ein pensionierter Armeeoffizier, hatte für die Dachreparatur ihres Elternhauses gesorgt und ihnen die ersten richtigen Sofas gekauft, die sie je besessen hatten. Sie hätte erwogen, seine vierte Frau zu werden – er war Muslim und hätte ihr einen Antrag machen können –, dann hätte er ihr helfen können, die Ausbildung ihrer jüngeren Geschwister zu bezahlen. Sie war schließlich die *ada*, und es beschämte sie noch mehr, als es sie frustrierte, dass sie nichts von den Dingen tun konnte, die von einer erstgeborenen Tochter erwartet wurden, dass ihre Eltern noch immer auf der ausgedörrten Farm schufteten, dass ihre Geschwister noch immer Brote auf dem Parkplatz verkauften. Aber Tunji machte ihr keinen Antrag. Nach ihm kamen andere Männer, Männer, die ihre Babyhaut priesen, Männer, die ihr flüchtige Unterstützung gewährten, Männer, die ihr nie einen Heiratsantrag machten, weil sie die Sekretärinnenschule und keine Universität besucht hatte. Weil sie trotz ihres makellosen Gesichts immer noch die englischen Zeitformen durcheinanderbrachte; weil sie immer noch im Grunde ein Mädchen aus dem Busch war.

Dann traf sie an einem regnerischen Tag Obiora, als er in den Empfangsbereich der Werbeagentur kam, und sie lächelte und sagte: »Guten Morgen, Sir. Kann ich Ihnen helfen?« Und er sagte: »Ja, bitte sorgen Sie dafür, dass es aufhört zu regnen.« Nixenauge, nannte er sie an

diesem ersten Tag. Er traf sich nicht in einem privaten Gästehaus mit ihr, wie all die anderen Männer, sondern führte sie in ein belebtes und bekanntes Lagunen-Restaurant aus, wo jeder sie hätte sehen können. Er fragte sie über ihre Familie aus. Er bestellte Wein, der ihr sauer schmeckte, und sagte ihr: »Du wirst ihn mit der Zeit mögen«, und sie beschloss auf der Stelle, dass sie den Wein mochte. Sie war überhaupt nicht wie die Frauen seiner Freunde, die Art von Frauen, die ins Ausland reisten und einander beim Shoppen bei Harrods über den Weg liefen, und sie hielt den Atem an und wartete darauf, dass Obiora das merkte und sie verließ. Doch die Monate gingen ins Land, und er meldete ihre Geschwister auf der Schule an und stellte sie seinen Freunden im Bootsclub vor, und er holte sie aus ihrer Einzimmerwohnung in Ojota und brachte sie in einer richtigen Wohnung mit einem Balkon in Ikeja unter. Als er fragte, ob sie ihn heiraten würde, dachte sie, wie unnötig diese Frage doch sei, denn sie wäre glücklich gewesen, wenn er es ihr einfach mitgeteilt hätte.

Nkem verspürt nun einen heftigen Besitzanspruch, als sie sich dieses Mädchen in Obioras Umarmung auf dem Ehebett vorstellt. Sie legt das Telefon hin, sagt Amaechi, dass sie gleich zurückkomme, und fährt zu Walgreens, um einen Karton Schaumfestiger zu kaufen. Wieder im Auto, macht sie das Licht an und starrt auf den Karton, auf das Bild der Frau mit dem dichtgelockten Haar.

Nkem sieht zu, wie Amaechi Kartoffeln schneidet, sieht zu, wie die dünne Schale in einer durchscheinenden braunen Spirale herabfällt.

»Pass auf. Du schälst sie so dünn«, sagt sie.

»Meine Mutter hat mir immer die Yamsschale auf die Haut gerieben, wenn ich zu dick geschält habe. Es hat tagelang gejuckt«, sagt Amaechi und lacht kurz auf. Sie viertelt die Kartoffeln. Zu Hause hätte sie Yams für den

ji akwukwo-Eintopf genommen, doch hier gibt es kaum Yams im afrikanischen Laden – echte afrikanische Yams, nicht die faserigen Kartoffeln, die in amerikanischen Supermärkten als Yams verkauft werden. Yam-Imitationen, denkt Nkem und lächelt. Sie hat Amaechi nie erzählt, wie ähnlich ihrer beider Kindheit doch war. Ihre Mutter mochte ihr nicht Yam-Schalen auf die Haut gerieben haben, aber es hatte ja auch kaum Yams gegeben. Stattdessen hatte es improvisierte Gerichte gegeben. Sie erinnert sich daran, wie ihre Mutter Blätter pflückte, die sonst keiner aß, eine Suppe davon kochte und darauf bestand, sie seien essbar. Für Nkem schmeckten sie immer nach Urin, weil sie sah, wie die Nachbarsjungen ständig auf die Stengel dieser Pflanzen pissten.

»Möchten Sie, dass ich Spinat nehme oder den getrockneten *onugbu*, Madam?«, fragt Amaechi. Sie fragt immer, wenn Nkem dabeisitzt, während sie kocht. Möchten Sie, dass ich die rote Zwiebel nehme oder die weiße? Rinder- oder Hühnerbrühe?

»Nimm, was du willst«, sagt Nkem. Ihr entgeht der Blick nicht, den ihr Amaechi zuwirft. Normalerweise sagt Nkem, nimm dies oder das. Jetzt fragt sie sich, warum sie das Theater aufführen, wen sie zu täuschen versuchen; sie wissen beide, dass Amaechi viel besser kocht als sie.

Nkem sieht zu, wie Amaechi den Spinat im Ausguß wäscht, die Kraft in Amaechis Schultern, die breiten soliden Hüften. Sie denkt an die schüchterne, eifrige Sechzehnjährige, die Obiora mit nach Amerika brachte, die monatelang vom Geschirrspüler fasziniert war. Obiora hatte Amaechis Vater als Fahrer eingestellt, ihm ein eigenes Motorrad gekauft und erzählt, dass Amaechis Eltern ihn verlegen gemacht hatten, weil sie im Staub vor ihm niedergekniet waren, um ihm zu danken, und dabei seine Beine umklammert hatten.

Amaechi schüttelt das Sieb mit den Spinatblättern, als Nkem sagt: »Dein *oga* Obiora hat eine Geliebte, die in das Haus in Lagos eingezogen ist.«

Amaechi lässt das Sieb in den Ausguß fallen. »Madam?«

»Du hast gehört, was ich gesagt habe«, sagt Nkem. Sie unterhält sich mit Amaechi darüber, welche von den Rugrats-Charakteren aus der Zeichentrickserie die Kinder am besten nachahmen, dass Uncle Ben’s sich besser für den *Jollof*-Reis eignet als Basmati, dass amerikanische Kinder mit Erwachsenen reden, als seien sie ihnen gleichgestellt. Doch sie haben nie über Obiora geredet, außer um zu diskutieren, was er essen will oder wie seine Hemden zu waschen sind, wenn er zu Besuch kommt.

»Woher wissen Sie das, Madam?«, fragt Amaechi schließlich, dreht sich um und sieht Nkem an.

»Meine Freundin Ijemamaka hat angerufen und es mir erzählt. Sie ist gerade aus Nigeria zurückgekommen.«

Amaechi starrt Nkem kühn an, als wolle sie sie auffordern, das Gesagte zurückzunehmen. »Aber Madam – ist sie sicher?«

»Ich bin sicher, sie würde bei so etwas nicht lügen«, sagt Nkem und lehnt sich auf ihrem Stuhl zurück. Sie kommt sich lächerlich vor. Man bedenke, sie bestätigt noch, dass die Geliebte ihres Mannes in ihr Haus eingezogen ist. Vielleicht sollte sie es bezweifeln; sie sollte nicht vergessen, wie neidisch Ijemamaka ist, wie sie immer etwas für Nkem Unerfreuliches zu berichten weiß. Aber das alles spielt keine Rolle, weil sie weiß, dass es wahr ist: In ihrem Haus ist eine Fremde. Und es fühlt sich nicht einmal wie ihr Zuhause an, dieses Haus in Lagos, im Viertel Victoria Garden City, wo sich Häuser hinter hohen Toren verkriechen. *Das* hier ist ihr Zuhause. Dieses braune Haus in einem Vorort von Philadelphia, mit Rasensprengern, die im Sommer perfekte Wasserbögen produzieren.

»Wenn *oga* Obiora nächste Woche kommt, Madam, werden Sie es mit ihm besprechen«, sagt Amaechi in schicksalsergebenem Ton, während sie Pflanzenöl in einen Topf gießt. »Er wird sie auffordern, auszuziehen. Es ist nicht recht, sie in Ihr Haus zu bringen.«

»Und wenn er sie weggebracht hat, was dann?«

»Sie werden ihm verzeihen. So sind die Männer.«

Nkem beobachtet Amaechi, wie ihre Füße in den blauen Hausschuhen so fest und flach auf dem Boden stehen. »Und wenn ich dir nun erzählt hätte, dass er eine Geliebte hat? Nicht, dass sie bei ihm eingezogen ist, nur dass er eine Geliebte hat.«

»Ich weiß nicht, Madam.« Amaechi weicht Nkems Blick aus. Sie schüttet Zwiebelscheiben in das brutzelnde Öl und weicht vor dem Zischen zurück.

»Du glaubst, dein *oga* Obiora hat immer Geliebte gehabt, wie?«

Amaechi rührt die Zwiebeln um. Nkem spürt, wie ihre Hände zittern.

»Das geht mich nichts an, Madam.«

»Ich hätte es dir nicht erzählt, wenn ich nicht mit dir darüber reden wollte, Amaechi.«

»Aber Madam, Sie wissen es doch auch.«

»Ich weiß es? Was weiß ich?«

»Sie wissen, dass *oga* Obiora Geliebte hat. Sie stellen keine Fragen. Aber im Inneren wissen Sie es.«

Nkem spürt ein unangenehmes Kribbeln im linken Ohr. Sie weiß es – was bedeutet das wirklich? Ist das Wissen – ihre Weigerung, konkret über andere Frauen nachzudenken? Ihre Weigerung, die Möglichkeit jemals in Betracht zu ziehen?

»*Oga* Obiora ist ein guter Mann, Madam, und er liebt Sie, er treibt keine Spielchen mit Ihnen.« Amaechi nimmt den Topf vom Herd und blickt

Nkem fest an. Ihre Stimme ist weicher, fast besänftigend. »Viele Frauen würden neidisch sein, vielleicht ist Ihre Freundin Ijemamaka neidisch. Vielleicht ist sie keine echte Freundin. Es gibt Dinge, die sie Ihnen nicht erzählen sollte. Manches sollten Sie besser nicht wissen.«

Nkem fährt sich mit der Hand durch ihr kurzes lockiges Haar, das von dem Schaum, den sie zur Unterstützung natürlicher Locken angewendet hat, klebrig ist. Dann steht sie auf, um sich die Hand zu waschen. Sie möchte Amaechi zustimmen, dass es Dinge gibt, die man am besten nicht erfährt, doch sie ist sich nicht mehr so sicher. Vielleicht ist es gar nicht so schlecht, dass Ijemamaka es mir erzählt hat, denkt sie. Es spielt keine Rolle mehr, *warum* Ijemamaka angerufen hat.

»Schau nach den Kartoffeln«, sagt sie.

Später am Abend, nachdem sie die Kinder zu Bett gebracht hat, nimmt sie das Telefon in der Küche und wählt die 14-stellige Nummer. Sie ruft kaum einmal in Nigeria an. Obiora ruft an, weil sein Weltnetz-Handy gute internationale Tarife hat.

»Hallo, guten Abend.« Eine männliche Stimme. Ungebildet. Ländlicher Igbo-Akzent.

»Hier ist Madam aus Amerika.«

»Ah, Madam!« Die Stimme verändert sich, klingt wärmer. »Guten Abend, Madam.«

»Wer ist am Apparat?«

»Uchenna, Madam. Ich bin der neue Hausboy.«

»Seit wann bist du da?«

»Seit vierzehn Tagen, Madam.«

»Ist *oga* Obiora da?«

»Nein, Madam. Noch nicht zurück aus Abuja.«

»Ist sonst noch jemand da?«

»Wie, Madam?«

»Ist sonst noch jemand da?«

»Sylvester und Maria, Madam.«

Nkem seufzt. Sie weiß, dass natürlich der Verwalter und die Köchin da sein würden, es ist Mitternacht in Nigeria. Doch hat dieser neue Hausboy, dieser Hausboy, den Obiora ihr gegenüber zu erwähnen vergessen hat, ein wenig gezögert? Ist das Mädchen mit dem lockigen Haar da? Oder begleitet sie Obiora auf der Geschäftsreise nach Abuja?

»Ist sonst noch jemand da?«, fragt Nkem noch einmal.

Eine Pause. »Madam?«

»Ist noch jemand im Haus außer Sylvester und Maria?«

»Nein, Madam. Nein.«

»Bist du sicher?«

Eine längere Pause. »Ja, Madam.«

»Gut, sag *oga* Obiora, dass ich angerufen habe.«

Nkem legt schnell auf. Das ist aus mir geworden, denkt sie. Ich spioniere meinem Mann hinterher und frage einen neuen Hausboy aus, den ich nicht einmal kenne.

»Möchten Sie einen kleinen Drink?«, fragt Amaechi, die sie beobachtet, und Nkem fragt sich, ob das Mitleid ist, dieses feuchte Glitzern in Amaechis leicht schräg gestellten Augen. Ein kleiner Drink ist seit einigen Jahren ihre Gewohnheit, ihre und Amaechis, seit dem Tag, an dem Nkem ihre Green Card bekam. Sie hatte an jenem Tag eine Flasche Sekt aufgemacht und Amaechi und sich eingeschenkt, nachdem die Kinder zu Bett gegangen waren. »Auf Amerika!«, hatte sie gesagt, mitten in Amaechis zu lautes Lachen. Sie würde keine Visa mehr beantragen müssen, um wieder nach Amerika einreisen zu können, keine herablassenden Fragen in

der amerikanischen Botschaft mehr erdulden müssen. Wegen dieser brandneuen Plastikkarte mit dem Foto, auf dem sie missmutig aussah. Weil sie jetzt wirklich zu diesem Land gehörte, diesem Land der Kuriositäten und Derbheiten, diesem Land, wo man nachts mit dem Auto herumfahren konnte und keine bewaffneten Räuber fürchten musste, wo man in Restaurants einer Person eine Portion ausreichend für drei servierte.

Doch sie vermisst ihre Heimat wirklich, ihre Freunde, den Tonfall von Igbo und Yoruba und Pidgin-Englisch um sie herum. Und wenn Schnee den gelben Feuerhydranten auf der Straße bedeckt, vermisst sie die Sonne von Lagos, die vom Himmel brennt, selbst wenn es regnet. Sie hat manchmal an eine Heimkehr gedacht, aber nie ernsthaft, nie konkret. Sie besucht mit ihrer Nachbarin zweimal wöchentlich einen Pilateskurs in Philadelphia; sie backt für die Schulklassen ihrer Kinder Kekse, und ihre sind immer die beliebtesten; sie erwartet, dass Banken Autoschalter haben. Sie hat sich an Amerika gewöhnt, es hat sich heimlich in ihr verwurzelt. »Ja, ein kleiner Drink«, sagt sie zu Amaechi. »Hol den Wein, der im Kühlschrank ist, und zwei Gläser.«

Nkem hat ihr Schamhaar nicht mit Wachs in Form gebracht; zwischen ihren Beinen ist keine dünne Linie, als sie zum Flughafen fährt, um Obiora abzuholen. Sie schaut in den Rückspiegel, zu Okey und Adanna, die auf dem Rücksitz festgeschnallt sind. Sie sind heute still, als würden sie ihre Reserviertheit spüren, das fehlende Lächeln auf ihrem Gesicht. Sie hat immer viel gelacht, wenn sie Obiora vom Flughafen abgeholt hat, ihn umarmt und beobachtet hat, wie er die Kinder umarmte. Sie hatten immer am ersten Tag auswärts gegessen bei Chili’s oder in einem anderen Restaurant, wo Obiora zusah, wie die Kinder ihre Speisekarten ausmalten. Zu Hause angekommen, pflegte Obiora dann Geschenke zu verteilen, und

die Kinder blieben lange auf und spielten mit dem neuen Spielzeug. Und sie trug bis ins Bett das betörende neue Parfüm, das er ihr diesmal mitgebracht hatte, und eins von den Spitzennachthemden, die sie nur zwei Monate im Jahr benutzte.

Er staunte immer, was die Kinder inzwischen alles konnten, was sie gernhatten und was nicht, obwohl sie ihm das ja schon am Telefon erzählt hatte. Als Okey mit einem Wehwehchen zu ihm lief, küsste er es und lachte dann über den verrückten amerikanischen Brauch, Wunden zu küssen. »Lässt Speichel eine Wunde heilen?«, fragte er dann. Wenn seine Freunde zu Besuch kamen oder anriefen, sagte er den Kindern, sie sollten dem Onkel guten Tag sagen, doch zuerst neckte er die Freunde mit: »Ich hoffe, du verstehst das breite Englisch, das sie sprechen; sie sind jetzt nämlich *Americanah*, oh!«

Auf dem Flughafen umarmen die Kinder Obiora so stürmisch wie immer und schreien: »Daddy!«

Nkem beobachtet sie. Bald werden sie sich nicht mehr mit Geschenken und Sommerausflügen ködern lassen und werden anfangen, Fragen zu einem Vater zu stellen, den sie so wenige Male im Jahr zu sehen bekommen.

Nachdem Obiora sie auf die Lippen geküsst hat, tritt er zurück, um sie anzusehen. Er sieht unverändert aus: ein kleiner, normaler Mann mit hellem Teint, der ein teures Sportjackett und ein lila Hemd trägt. »Schatz, wie geht es dir?«, fragt er. »Du hast dir das Haar geschnitten?«

Nkem zuckt mit den Schultern und lächelt auf eine Weise, die bedeutet: *Widme dich zuerst den Kindern*. Adanna zieht Obiora bei der Hand, fragt, was Daddy mitgebracht hat und ob sie seinen Koffer im Auto aufmachen kann.

Nach dem Abendessen sitzt Nkem auf dem Bett und untersucht den Ife-Bronzekopf, der eigentlich aus Messing hergestellt ist, wie Obiora ihr gesagt hat. Er ist fleckig, lebensgroß, mit einem Turban versehen. Er ist das erste Original, das Obiora mitgebracht hat.

»Wir müssen damit sehr vorsichtig umgehen«, sagt er.

»Ein Original«, sagt sie überrascht und fährt mit der Hand über die ziselierten Schmucknarben auf dem Gesicht.

»Einige von denen stammen aus dem 11. Jahrhundert.« Er sitzt neben ihr, um die Schuhe auszuziehen. Seine Stimme ist hoch, erregt. »Aber dieser hier stammt aus dem 18. Jahrhundert. Erstaunlich. Unbedingt seinen Preis wert.«

»Wozu hat er gedient?«

»Als Schmuck für den Königspalast. Die meisten davon wurden zur Erinnerung an Könige oder zu ihren Ehren hergestellt. Ist er nicht vollkommen?«

»Ja«, sagt sie. »Bestimmt haben sie auch mit dem da schreckliche Dinge gemacht.«

»Was?«

»Wie mit den Benin-Masken. Du hast mir erzählt, sie hätten Menschen getötet, um Köpfe zu bekommen, die sie mit dem König begraben konnten.«

Obiora lässt seinen Blick fest auf ihr ruhen.

Sie klopft mit einem Fingernagel an den Bronzekopf. »Glaubst du, dass die Menschen glücklich waren?«, fragt sie.

»Welche Menschen?«

»Die Menschen, die für ihren König töten mussten. Bestimmt wünschten sie sich, sie könnten die herrschenden Zustände ändern, sie konnten unmöglich *glücklich* sein.«

Obiora hat den Kopf zur Seite geneigt, während er sie anstarrt. »Nun, vielleicht haben sie vor 900 Jahren ›glücklich‹ nicht so definiert, wie du es heute tust.«

Sie setzt den Bronzekopf ab; sie möchte ihn fragen, wie er »glücklich« definiert.

»Warum hast du dir das Haar abgeschnitten?«, fragt Obiora.

»Gefällt es dir nicht?«

»Mir hat dein langes Haar gefallen.«

»Kurzes Haar gefällt dir nicht?«

»Warum hast du es abgeschnitten? Ist das der neue Modetrend in Amerika?« Er lacht und zieht das Hemd aus, um unter die Dusche zu gehen.

Sein Bauch hat sich verändert. Er ist runder und reifer. Sie fragt sich, wie Zwanzigjährige dieses deutliche Zeichen der genusssüchtigen mittleren Jahre ertragen. Sie versucht sich an die verheirateten Männer zu erinnern, mit denen sie ein Verhältnis hatte. Hatten sie runde Bäuche wie Obiora? Sie kann sich nicht erinnern. Plötzlich kann sie sich an nichts mehr erinnern, kann sich nicht erinnern, wohin ihr Leben sie geführt hat.

»Ich dachte, dir würde es gefallen«, sagt sie.

»Bei deinem hübschen Gesicht sieht alles gut aus, Schatz, aber mit langem Haar hast du mir besser gefallen. Du solltest es wieder wachsen lassen. Langes Haar passt besser zur Frau eines Großen Herren.« Er zieht eine Grimasse, als er »Großer Herr« sagt und lacht.

Jetzt ist er nackt; er streckt sich und sie beobachtet, wie sein Bauch auf und ab wippt. In ihren frühen gemeinsamen Jahren hat sie oft mit ihm geduscht, ist auf die Knie gesunken und hat ihn in den Mund genommen, erregt durch ihn und durch den Dampf, der sie umgab. Aber jetzt ist es anders. Sie ist erschlafft wie sein Bauch, ist fügsam geworden, nimmt alles hin. Sie beobachtet, wie er ins Bad geht.

»Können wir ein Ehejahr in zwei Sommermonate und drei Wochen im Dezember zwängen?«, fragt sie. »Können wir die Ehe komprimieren?«

Obiora betätigt die Toilettenspülung bei offener Tür. »Was?«

»*Rapuba*. Nichts.«

»Komm mit mir unter die Dusche.«

Sie stellt den Fernseher an und tut so, als habe sie nichts gehört. Sie denkt an das Mädchen mit dem kurzen lockigen Haar und fragt sich, ob sie mit ihm duscht. Sie kann sich die Dusche im Haus in Lagos nicht vorstellen, obwohl sie es versucht. Goldene Armaturen – doch vielleicht verwechselt sie es mit einem Badezimmer im Hotel.

»Schatz? Komm mit unter die Dusche«, sagt Obiora, der aus der Badtür schaut. Er hat schon jahrelang nicht mehr darum gebeten. Sie beginnt sich auszuziehen.

Als sie ihm unter der Dusche den Rücken einseift, sagt sie: »Wir müssen für Adanna und Okey eine Schule in Lagos finden.« Sie hat nicht vorgehabt, das zu sagen, doch es erscheint richtig so, das hat sie immer schon sagen wollen.

Obiora dreht sich um und starrt sie an. »Was?«

»Wir ziehen zurück, wenn das Schuljahr zu Ende ist. Wir ziehen wieder nach Lagos. Wir kehren zurück.« Sie spricht langsam, um ihn zu überzeugen, um auch sich selbst zu überzeugen. Obiora starrt sie weiter an und sie weiß, dass er nie gehört hat, wie sie eine Meinung geäußert, eine Position eingenommen hat. Sie überlegt vage, ob es das ist, was ihn in erster Linie an ihr angezogen hat, dass sie sich ihm unterordnete, dass sie ihn für sie beide sprechen ließ.

»Wir können hier zusammen Urlaub machen«, sagt sie. Sie betont das »wir«.

»Was …? Warum …?«, fragt Obiora.

»Ich möchte wissen, wenn ein neuer Hausboy in meinem Haus eingestellt wird«, sagt Nkem. »Und die Kinder brauchen dich.«

»Wenn es das ist, was du möchtest«, sagt Obiora schließlich, »dann reden wir darüber.«

Sie dreht ihn sanft um und seift weiter seinen Rücken ein. Es gibt nichts mehr zu bereden, weiß Nkem; es ist erledigt.

Ein privates Erlebnis

Chika klettert als Erste durch das Ladenfenster und hält dann den Rollladen fest, während die Frau ihr folgt. Der Laden sieht aus, als sei er schon lange vor Beginn der Ausschreitungen verlassen worden; die leeren Fächer der hölzernen Regale sind mit gelbem Staub bedeckt, ebenso die in einer Ecke gestapelten Blechbehälter. Der Laden ist klein, kleiner als Chikas begehbarer Wandschrank zu Hause. Die Frau klettert herein und die Fensterrollläden kreischen, als Chika sie loslässt. Ihr zittern die Hände, und die Waden brennen vom wackligen Lauf in ihren hochhackigen Sandaletten vom Markt hierher. Sie möchte der Frau dafür danken, dass sie sie aufgehalten hat, als sie an ihr vorbeieilte, dass sie ihr zugerufen hat: »Nicht laufen dahin!«, und sie stattdessen zu diesem leeren Laden geführt hat, wo sie sich verstecken können. Doch ehe sie sich bedanken kann, sagt die Frau, indem sie ihren bloßen Hals berührt: »Hab Kette beim Rennen verloren.«

»Ich habe alles fallen lassen«, sagt Chika. »Ich habe Apfelsinen gekauft und habe sie und meine Handtasche fallen lassen.« Sie fügt nicht hinzu, dass die Handtasche eine Burberry war, eine echte, die ihr die Mutter auf einer kürzlichen Londonreise gekauft hat.

Die Frau seufzt und Chika stellt sich vor, dass sie an ihre Kette denkt, wahrscheinlich auf eine Schnur gefädelte Plastikperlen. Selbst ohne den starken Hausa-Akzent der Frau kann Chika an der Schmalheit ihres Gesichts, an den ungewöhnlich stark hervortretenden Wangenknochen erkennen, dass sie aus dem Norden des Landes stammt; und dass sie Muslimin ist, wegen des Schals. Er hängt der Frau jetzt um den Hals, doch

er war wahrscheinlich lose um den Kopf geschlungen und bedeckte die Ohren. Ein langer, dünner, rosa-schwarzer Schal, knallig hübsch, wie alle billigen Sachen. Chika fragt sich, ob die Frau sie ebenso mustert, ob die Frau aus ihrer hellen Hautfarbe und dem silbernen Fingerrosenkranz, den sie wegen ihrer Mutter trägt, schließen kann, dass sie eine Igbo und Christin ist. Später wird Chika erfahren, dass Hausa-Muslime, während sie mit der Frau sprach, Igbo-Christen mit Macheten niederhackten, mit Steinen erschlugen. Aber jetzt sagt sie: »Danke, dass Sie mich gerufen haben. Es ist so schnell gegangen, und alle sind gerannt, und plötzlich war ich allein und wusste nicht, was ich tun sollte. Vielen Dank.«

»Hier ist sicher«, sagt die Frau mit so leiser Stimme, das es fast ein Flüstern ist. »Die kommen nicht in klein-klein Laden, nur in groß-groß Laden und Markt.«

»Ja«, sagt Chika. Doch sie hat keinen Grund, zuzustimmen oder anderer Meinung zu sein, sie weiß nichts über Unruhen: Was sie miterlebt hatte, war einzig die Demonstration für mehr Demokratie an der Universität vor ein paar Wochen, auf der sie einen grünen Zweig getragen und mit den anderen »Das Militär muss weg! Abacha muss weg! Demokratie jetzt!« gerufen hat. Außerdem hätte sie an der Demonstration gar nicht teilgenommen, wenn ihre Schwester Nnedi nicht eine der Organisatorinnen gewesen wäre, die von Wohnheim zu Wohnheim gegangen war, um Flugblätter zu verteilen und mit den Studenten darüber zu reden, wie wichtig es sei, »dass wir unsere Stimme erheben«.

Chika zittern noch immer die Hände. Erst vor einer halben Stunde ist sie mit Nnedi auf dem Markt gewesen. Sie hat Apfelsinen gekauft, und Nnedi ist ein Stück weitergegangen, um Erdnüsse zu kaufen, und dann gab es Geschrei – Englisch, Pidgin-Englisch, Hausa und Igbo durcheinander. »Aufruhr! Oh, es wird gefährlich! Sie haben einen Mann getötet!« Dann

rannten die Menschen um sie herum los, stießen sich gegenseitig, stürzten Karren mit Yamswurzeln um und ließen zertretenes Gemüse zurück, um das sie eben noch hartnäckig gefeilscht hatten. Chika roch den Schweiß und die Angst, und auch sie rannte über breite Straßen, hinein in diese schmale, von der sie befürchtete – spürte –, dass sie gefährlich war, bis sie die Frau sah.

Sie steht mit der Frau eine Weile still in dem Laden, und sie schauen aus dem Fenster, durch das sie eben hineingeklettert sind, dessen Holzrollläden noch kreischend hin und her schwingen. Zunächst ist die Straße ruhig, dann hören sie rennende Füße. Sie weichen beide instinktiv vom Fenster zurück, wobei Chika noch einen Mann und eine Frau vorbeigehen sehen kann, die Frau hat ihren Wickelrock über die Knie gerafft, auf den Rücken hat sie ein Baby gebunden. Der Mann redet schnell in Igbo, und Chika versteht nur: »Vielleicht ist sie zum Haus vom Onkel gelaufen.«

»Mach zu Fenster«, sagt die Frau.

Chika schließt das Fenster, und ohne den Luftzug von der Straße ist die Luft in dem Raum plötzlich so voller Staub, dass sie sehen kann, wie er in Schwaden über ihr schwebt. Hier ist es stickig und riecht ganz anders als auf den Straßen draußen, die wie der himmelfarbene Rauch riechen, der in der Weihnachtszeit herumwabert, wenn die Leute geschlachtete Ziegen ins Feuer werfen, um die Haare abzusengen. Die Straßen, die sie blindlings entlanggerannt ist, ohne zu wissen, in welche Richtung Nnedi gerannt war, ohne zu wissen, ob der Mann, der neben ihr herlief, Freund oder Feind war, ohne zu wissen, ob sie stehen bleiben und eins der völlig verwirrten Kinder hochnehmen sollte, die in der Hektik von ihren Müttern getrennt worden waren, ohne auch nur zu wissen, wer hier wer war oder wer wen umbrachte.

Später wird sie dann die ausgebrannten Autokarossen sehen, mit gezackten Löchern anstelle der Fenster und Frontscheiben, und sie wird sich vorstellen, wie die brennenden Autos die Stadt sprenkeln,

Picknickfeuern gleich, stille Zeugen von so vielem. Sie wird herausfinden, dass alles auf dem Parkplatz angefangen hat, als ein Mann über ein Exemplar des Heiligen Koran gefahren ist, das dort am Straßenrand lag, ein Mann, der zufälligerweise Igbo und Christ war. Die Männer in der Nähe, Männer, die den ganzen Tag herumsaßen und Dame spielten, Männer, die zufälligerweise Muslime waren, zerrten ihn aus seinem Pick-up, schlugen ihm blitzschnell mit der Machete den Kopf ab, trugen ihn auf den Markt und riefen andere dazu auf, mitzumachen; der Ungläubige hatte das Heilige Buch entweiht. Chika wird sich den Kopf des Mannes vorstellen, aschfahl im Tod, und sie wird sich übergeben und würgen, bis ihr der Magen schmerzt. Aber jetzt fragt sie die Frau: »Riecht es noch nach Rauch?«

»Ja«, sagt die Frau. Sie bindet ihren grünen Wickelrock los und breitet ihn auf dem staubigen Boden aus. Sie hat nur eine Bluse an und einen glänzenden schwarzen Slip, der an den Nähten zerrissen ist. »Komm und setz dich.«

Chika blickt auf den schäbigen Rock am Boden; er ist wahrscheinlich einer von den beiden, die die Frau besitzt. Sie blickt auf ihren eigenen Jeansrock hinunter und auf ihr rotes T-Shirt, das mit einem Bild der Freiheitsstatue bedruckt ist. Beides hat sie gekauft, als sie und Nnedi ein paar Sommerwochen zu Besuch bei Verwandten in New York waren. »Nein, dein Rock wird schmutzig«, sagt sie.

»Setz dich«, sagt die Frau. »Wir warten hier lange.«

»Weißt du, wie lange …?«

»Heute Nacht oder morgen früh.«

Chika führt die Hand zur Stirn, als prüfe sie, ob sie Malariafieber habe. Die Berührung ihrer kühlen Handfläche beruhigt sie für gewöhnlich, aber diesmal ist sie schweißfeucht. »Ich habe meine Schwester aus den Augen verloren, als sie Erdnüsse gekauft hat. Ich weiß nicht, wo sie ist.«

»Sie geht, wo ist sicher.«

»Nnedi.«

»Eh?«

»Meine Schwester. Sie heißt Nnedi.«

»Nnedi«, wiederholt die Frau und ihr Hausa-Akzent kleidet den Igbo-Namen in federleichte Freundlichkeit.

Später wird Chika die Leichenräume der Krankenhäuser nach Nnedi absuchen; sie wird in Zeitungsbüros gehen, das Foto von sich und Nnedi in der Hand, das vor gerade einer Woche auf einer Hochzeit gemacht worden war, das Foto, auf dem sie ein einfältiges Beinahe-Lächeln zeigt, weil Nnedi sie, kurz bevor das Foto gemacht wurde, gezwickt hatte. Sie tragen dort beide die gleichen schulterfreien Ankara-Abendkleider. Sie wird Abzüge von dem Foto an die Mauern des Markts und die Läden in der Nähe heften. Sie wird Nnedi nicht finden. Sie wird Nnedi nie mehr finden. Aber jetzt sagt sie zu der Frau: »Nnedi und ich sind letzte Woche hierhergekommen, um unsere Tante zu besuchen. Wir haben Ferien.«

»Wo ist eure Schule?«, fragt die Frau.

»Wir studieren an der Universität von Lagos. Ich studiere Medizin, Nnedi Politologie.« Chika fragt sich, ob die Frau überhaupt weiß, was ›an der Universität studieren‹ bedeutet. Und sie fragt sich auch, ob sie die Universität nur erwähnt hat, um sich an der Realität festzuhalten, die sie jetzt braucht – Nnedi ist nicht bei einem Gewaltausbruch verlorengegangen, Nnedi ist irgendwo in Sicherheit, vielleicht lacht sie auf ihre unkomplizierte Art mit weit offenem Mund, vielleicht führt sie eine ihrer politischen Diskussionen und erläutert zum Beispiel, wie die Regierung von General Abacha die Außenpolitik dazu benutzt, sich in den Augen anderer afrikanischer Länder zu legitimieren. Oder wie die enorme Beliebtheit

künstlicher blonder Haarteile ein direktes Resultat des britischen Kolonialismus ist.

»Wir sind erst seit einer Woche hier bei unserer Tante, wir waren vorher noch nie in Kano«, sagt Chika und sie merkt, dass sie das Gefühl hat: Sie und ihre Schwester sollten von dem Gewaltausbruch nicht betroffen sein. Über solche Gewaltausbrüche las man in den Zeitungen. Sie stießen anderen zu.

»Deine Tante ist auf Markt?«, fragt die Frau.

»Nein, sie ist auf Arbeit. Sie ist die Sekretariatsleiterin.« Chika hebt wieder die Hand zur Stirn. Sie setzt sich hin, viel näher zu der Frau, als sie es unter anderen Umständen getan hätte, damit sie vollständig auf dem Wickelrock zu sitzen kommt. Sie riecht etwas an der Frau, etwas Scharfes wie die Kernseife, die ihr Hausmädchen verwendet, um die Bettwäsche zu waschen.

»Deine Tante geht an sicheren Ort.«

»Ja«, sagt Chika. Die Unterhaltung erscheint unwirklich; ihr ist, als beobachte sie sich selbst. »Ich kann es immer noch nicht glauben, dass das geschieht, ein derartiger Gewaltausbruch.«

Die Frau starrt vor sich hin. An ihr ist alles lang und schlank, die ausgestreckten Beine, die Finger mit den hennagefärbten Nägeln, ihre Füße. »Es ist böse«, sagt sie endlich.

Chika fragt sich, ob das alles ist, was die Frau darüber denkt, dass die Ausschreitungen nur eines sind – böse. Sie wünscht sich Nnedi her. Sie stellt sich vor, wie die kakaobraunen Augen Nnedis aufleuchten, wie sich ihre Lippen rasch bewegen, wenn sie erklärt, dass Ausschreitungen nicht aus dem Nichts heraus geschehen, dass Religions- und Stammeszugehörigkeit oft politisch instrumentalisiert werden, weil der Herrscher sicher ist, wenn die hungernden Untertanen einander umbringen.

Dann spürt Chika ein Schuldgefühl, weil sie überlegt, ob diese Frau klug genug ist, etwas von diesen Gedanken zu begreifen.

»Auf Schule du bekommst jetzt Kranke zu sehen?«, fragt die Frau.

Chika blickt schnell weg, damit die Frau ihre Überraschung nicht sieht. »Meine klinische Ausbildung? Ja, wir haben letztes Jahr damit angefangen. Wir besuchen Patienten im Lehrkrankenhaus.« Sie fügt nicht hinzu, dass sie oft von Anfällen der Unsicherheit heimgesucht wird, dass sie ganz hinten in der Gruppe von sechs oder sieben Studenten trottet und den Blick des Krankenhausarztes meidet, in der Hoffnung, dass sie nicht aufgefordert wird, einen Patienten zu untersuchen und ihre Diagnose zu stellen.

»Ich bin Händlerin«, sagt die Frau. »Ich verkaufe Zwiebeln.«

Chika versucht, einen sarkastischen oder anklagenden Ton herauszuhören, doch es gibt ihn nicht. Die Stimme bleibt ausgeglichen und leise, eine Frau, die einfach mitteilt, was sie macht.

»Hoffentlich zerstören sie nicht die Marktstände«, erwidert Chika; sie weiß nicht, was sie sonst sagen soll.

»Jedes Mal, wenn sie Amok laufen, zerstören sie den Markt«, sagt die Frau.

Chika möchte die Frau fragen, wie viele Ausschreitungen sie schon miterlebt hat, tut es aber nicht. Sie hat von jenen der Vergangenheit gelesen: Muslimische Fanatiker der Hausa griffen christliche Igbo an, und manchmal veranstalteten christliche Igbo mörderische Racheaktionen. Sie will keine gegenseitigen Beschimpfungen.

»Meine Brustwarze brennt wie Pfeffer«, sagt die Frau.

»Was?«

»Meine Brustwarze brennt wie Pfeffer.«

Ehe Chika ihre Überraschung hinunterschlucken und etwas sagen kann, zieht die Frau ihre Bluse hoch und hakt den Verschluss eines abgetragenen

schwarzen BHs vorn auf. Sie holt das Geld heraus, Zehn- und Zwanzig-Naira-Scheine, zusammengefaltet in ihrem BH, bevor sie ihre vollen Brüste befreit.

»Brennen-brennen wie Pfeffer«, sagt sie, umfasst ihre Brüste und neigt sich zu Chika wie bei einer Opfergabe. Chika rückt beiseite. Sie erinnert sich an den turnusmäßigen Wechsel zur pädiatrischen Station vor erst einer Woche: Der Oberarzt Dr. Olunloyo forderte alle Studenten dazu auf, bei einem kleinen Jungen mit Herzfehler, der sie mit neugierigen Augen beobachtete, die Herzgegend abzutasten. Der Arzt schickte sie als Erste vor, und ihr brach der Schweiß aus, ihr Kopf war wie leergefegt, und sie war nicht mehr sicher, wo sich das Herz befand. Sie hatte schließlich eine zitternde Hand links neben die Brustwarze des Jungen gelegt, und das *brrr-brrr-brrr*-Vibrieren des Blutes, das in die verkehrte Richtung floss und gegen ihre Finger pulsierte, ließ sie stotternd zu dem Jungen sagen: »Entschuldige, entschuldige«, obwohl er sie anlächelte.

Die Brustwarzen der Frau sind nicht mit denen des Jungen zu vergleichen. Sie sind rissig, geschwollen und dunkelbraun, der Hof darum heller. Chika schaut sie genau an und befühlt sie. »Hast du ein Baby?«, fragt sie.

»Ja. Ein Jahr.«

»Deine Brustwarzen sind trocken, aber sie wirken nicht entzündet. Wenn du das Baby gestillt hast, musst du sie eincremen. Und beim Stillen musst du darauf achten, dass die Brustwarze und auch dieser Bereich, der Brustwarzenhof, sich im Mund des Babys befinden.«

Die Frau bedenkt Chika mit einem langen Blick. »Ist so das erste Mal. Ich habe fünf Kinder.«

»Bei meiner Mutter war es auch so. Ihre Brustwarzen wurden rissig, als das sechste Kind kam, und sie wusste nicht, wieso das passierte, bis eine

Freundin ihr sagte, sie müsse sie eincremen«, sagte Chika. Sie lügt kaum einmal, aber die wenigen Male, wenn sie es doch tut, hat die Lüge immer einen Zweck. Sie fragt sich, welchem Zweck diese Lüge dient, warum sie sich auf eine erfundene Vergangenheit berufen muss, die ähnlich der dieser Frau ist; sie und Nnedi sind die einzigen Kinder ihrer Mutter. Außerdem hatte ihre Mutter immer Dr. Igbokwe mit seiner britischen Ausbildung und affektierten Art, der jederzeit telefonisch zu erreichen war.

»Was schmiert deine Mutter auf ihre Brustwarze?«, fragt die Frau.

»Kakaobutter. Die Risse sind schnell verheilt.«

»Eh?« Die Frau beobachtet Chika eine Weile lang, als ob diese Enthüllung ein Band geknüpft hat. »Gut, ich besorg das und nehme es.« Sie spielt einen Augenblick mit ihrem Schal und sagt dann: »Ich suche meine Tochter. Wir sind heute morgen zusammen auf den Markt. Sie verkauft Erdnüsse an Bushaltestelle, weil dort sind viele Kunden. Dann fängt Aufruhr an und ich schaue Markt hoch und runter und suche sie.«

»Das Baby?«, fragt Chika und weiß schon während ihrer Frage, wie töricht das ist.

Die Frau schüttelt den Kopf und in ihren Augen blitzt Ungeduld, ja sogar Ärger auf. »Du hast Problem mit Ohren? Du hast nicht gehört, was ich sage?«

»Entschuldigung«, sagt Chika.

»Baby ist zu Hause! Ich meine erste Tochter. Halima.« Die Frau fängt zu weinen an. Sie weint still, ihre Schultern heben und senken sich dabei. Es ist nicht das laute Schluchzen, das Chika von den Frauen, die ihr vertraut sind, kennt, was laut verkündet: *Halte mich fest und tröste mich, weil ich allein nicht damit fertig werde.* Das Weinen der Frau ist privat, als vollziehe sie ein notwendiges Ritual, das keinen anderen Menschen betrifft.

Später, wenn sich Chika wünschen wird, dass sie und Nnedi sich nicht entschlossen hätten, mit dem Taxi zum Markt zu fahren, einfach um die alte Stadt Kano etwas kennenzulernen, außerhalb des Wohnviertels ihrer Tante, wird sie sich auch wünschen, dass die Tochter der Frau, Halima, an diesem Vormittag krank oder müde oder faul gewesen wäre, damit sie an diesem Tag keine Erdnüsse verkauft hätte.

Die Frau wischt sich mit einem Blusenzipfel über die Augen. »Allah beschütze deine Schwester und Halima«, sagt sie. Und weil Chika nicht weiß, wie Muslime ihre Zustimmung zum Ausdruck bringen – gewiss nicht mit »Amen« – nickt sie einfach.

Die Frau hat einen rostigen Wasserhahn in einer Ecke des Ladens entdeckt, bei den Blechbehältern. Vielleicht hat sich hier der Händler oder die Händlerin die Hände gewaschen, sagt sie und erzählt Chika, dass die Läden in dieser Straße schon vor Monaten verlassen worden waren, nachdem die Regierung sie zu illegalen Bauwerken erklärt und zum Abriss freigegeben hatte. Die Frau dreht den Hahn auf und sie sehen beide – überrascht – zu, als Wasser herauströpfelt. Bräunlich und so metallisch, dass Chika es sogar riechen kann. Doch es läuft.

»Ich wasche mich und bete«, sagt die Frau, jetzt mit kräftigerer Stimme. Sie lächelt zum ersten Mal und lässt gleichmäßige Zähne sehen, die Vorderzähne sind braun verfärbt. Ihre Grübchen sind so tief, dass ein halber Finger hineinpassen würde, was für ein so schmales Gesicht ungewöhnlich ist. Die Frau wäscht sich am Wasserhahn unbeholfen Hände und Gesicht, nimmt dann den Schal vom Hals und legt ihn auf den Boden. Chika schaut weg. Sie weiß, dass die Frau auf den Knien liegt, das Gesicht gegen Mekka gewandt, aber sie schaut nicht hin. Das ist wie mit den Tränen der Frau, eine private Sache, und sie wünscht sich, sie könnte aus dem Laden gehen.

Oder dass auch sie beten könnte, an einen Gott glauben, eine allwissende Gegenwart in der abgestandenen Luft des Ladens sehen könnte. Sie kann sich nicht erinnern, wann ihre Vorstellung von Gott nicht wolkig gewesen ist, wie das Bild in einem dampfbeschlagenen Badezimmerspiegel, und sie kann sich nicht erinnern, dass sie jemals versucht hat, den Spiegel blank zu wischen.

Sie berührt den Fingerrosenkranz, den sie noch immer trägt, manchmal auf dem kleinen Finger oder dem Zeigefinger, ihrer Mutter zuliebe. Nnedi trägt ihren nicht mehr. Einmal hat sie mit einem kehligen Lachen gesagt: »Rosenkränze sind eigentlich wie Zaubertränke, und die brauche ich nicht, besten Dank.«

Später wird die Familie eine Messe nach der anderen lesen lassen, damit Nnedi gesund aufgefunden werden möge, doch nie für Nnedis Seelenfrieden. Und Chika wird an diese Frau denken, wie sie mit dem Kopf auf dem staubigen Boden gebetet hat, und ihrer Mutter nicht wie vorgehabt sagen, dass das Lesen von Messen Geldverschwendung sei, dass es nur eine Einnahmequelle für die Kirche darstelle.

Als die Frau aufsteht, fühlt sich Chika auf seltsame Weise ermutigt. Es sind über drei Stunden vergangen, und sie stellt sich vor, dass der Aufruhr sich beruhigt hat, die Aufrührer abgezogen sind. Sie muss losgehen. Sie muss sich auf den Heimweg machen und sich vergewissern, dass Nnedi und die Tante wohlauf sind.

»Ich muss gehen«, sagt Chika.

Wieder erscheint der Ausdruck von Ungeduld auf dem Gesicht der Frau. »Draußen ist Gefahr.«

»Ich glaube, sie sind fort. Ich rieche nicht einmal mehr Rauch.«

Die Frau sagt nichts, setzt sich wieder auf den Wickelrock. Chika beobachtet sie eine Weile und ist enttäuscht, ohne zu wissen, warum.

Vielleicht erwartet sie einen Segen von der Frau, irgendetwas. »Wie weit weg ist dein Haus?«, fragt sie.

»Weit. Ich nehme zwei Busse.«

»Dann werde ich mit dem Fahrer meiner Tante zurückkommen und dich nach Hause bringen«, sagt Chika.

Die Frau wendet den Blick ab. Chika geht langsam zum Fenster und öffnet es. Sie erwartet, dass die Frau sie bittet, das seinzulassen, zurückzukommen, nichts übereilt zu tun. Doch die Frau sagt nichts, und Chika spürt ihren stummen Blick im Rücken, während sie aus dem Fenster klettert.

Die Straßen sind still. Die Sonne sinkt, und Chika sieht sich in der Düsterheit des Abends um, weiß nicht, wohin sie sich wenden soll. Sie betet, dass ein Taxi auftauchen möge, durch einen Zauber, durch einen glücklichen Zufall, durch Gottes Hand. Dann betet sie, Nnedi möge in dem Taxi sitzen und sie fragen, wo sie denn zum Teufel gesteckt habe, sie hätten sich solche Sorgen ihretwegen gemacht. Chika hat das Ende der zweiten Straße zum Markt noch nicht erreicht, als sie den Toten sieht. Sie sieht ihn fast nicht, kommt ihm so nahe, dass sie die Hitze spürt. Der Tote muss vor ganz kurzem verbrannt worden sein. Es stinkt unerträglich nach verbranntem Fleisch, einen solchen Gestank hat sie vorher noch nie gerochen.

Als Chika mit ihrer Tante später auf der Suche nach Nnedi durch Kano fährt, mit einem Polizisten auf dem Vordersitz des klimatisierten Autos ihrer Tante, wird sie weitere Tote sehen, viele davon verbrannt, ausgestreckt an den Straßenrändern liegend, als hätte sie jemand absichtlich dorthin geschoben und ausgestreckt. Sie wird nur eine der Leichen anschauen, nackt, steif, das Gesicht nach unten, und es wird ihr auffallen, dass sie an

diesem verkohlten Fleisch nicht erkennen kann, ob der halb verbrannte Mann ein Igbo oder ein Hausa ist, Christ oder Muslim. Sie wird den BBC-Sender im Radio einschalten und die Berichte von den Toten und den Ausschreitungen hören – »religiös motiviert, mit zugrundeliegenden ethnischen Spannungen«, wird der Sprecher sagen. Und sie wird das Radio an die Wand werfen vor glühender Wut darüber, wie alles keimfrei verpackt und zurechtgemacht wurde, dass es in so wenige Worte passt – alle diese Toten. Aber jetzt ist die Hitze von dem verbrannten Körper ihr so nahe, so gegenwärtig und warm, dass sie sich umdreht und zurück zum Laden rennt. Während sie läuft, spürt sie einen scharfen Schmerz am Unterschenkel. Sie erreicht den Laden und klopft an das Fenster, und sie hört nicht auf zu klopfen, bis die Frau es öffnet.

Chika sitzt auf dem Boden und mustert in dem schwächer werdenden Licht den dünnen Blutfaden, der ihr das Bein hinunterläuft. Ihre Augen wandern ruhelos umher. Es sieht fremd aus, das Blut, als hätte sie jemand mit Tomatenpüree bespritzt.

»Dein Bein. Da ist Blut«, sagt die Frau, ein wenig müde. Sie befeuchtet einen Zipfel ihres Schals am Wasserhahn und säubert den Schnitt an Chikas Bein, bindet dann den feuchten Schal darum und verknotet ihn auf der Wade.

»Danke«, sagt Chika.

»Brauchst du Toilette?«

»Toilette? Nein.«

»Die Behälter dort, wir nehmen sie als Toilette«, sagt die Frau. Sie nimmt einen der Behälter mit nach hinten, und bald steigt Chika der Gestank in die Nase, vermischt sich mit dem Geruch von Staub und metallischem Wasser, macht sie benommen und erregt ein Gefühl der Übelkeit. Sie schließt die Augen.

»Entschuldigung, oh! Mir ist schlecht. Was heute alles passiert ist«, sagt die Frau von hinten. Hinterher macht die Frau das Fenster auf und stellt den Behälter hinaus, wäscht sich dann die Hände am Wasserhahn. Sie kommt zurück und sitzt schweigend neben Chika; nach einer Weile hören sie raue Sprechchöre in der Ferne, Worte, die Chika nicht versteht. Im Laden ist es fast völlig dunkel, als sich die Frau auf dem Boden ausstreckt, mit dem Oberkörper auf dem Wickelrock und dem übrigen Körper nicht.

Später wird Chika im *Guardian* lesen, dass »die reaktionären Hausa-sprechenden Muslime im Norden schon früher gewalttätig gegen Nichtmuslime geworden sind«, und mitten in ihrem Kummer wird sie innehalten und sich erinnern, dass sie die Brustwarzen einer Frau untersucht hat, die Hausa und Muslimin ist und deren freundliches Wesen sie erlebt hat.

Chika schläft die ganze Nacht kaum. Das Fenster ist fest verschlossen; die Luft ist stickig und der Staub, dicht und grob, kriecht ihr in die Nase. Sie sieht immer wieder, wie die verkohlte Leiche in einem Lichtkreis am Fenster schwebt und anklagend auf sie zeigt. Schließlich hört sie, wie die Frau aufsteht und das Fenster öffnet, das trübe Blau des frühen Morgens hereinlässt. Die Frau bleibt dort eine Weile stehen, ehe sie hinausklettert. Chika hört Schritte, vorbeigehende Menschen. Sie hört, wie die Frau ruft und die Stimme hebt, als erkenne sie jemanden. Es folgt ein schneller Wortwechsel in Hausa, den Chika nicht versteht.

Die Frau klettert zurück in den Laden. »Gefahr vorbei. Es ist Abu. Er verkauft Lebensmittel. Er sieht nach seinem Laden. Überall ist Polizei mit Tränengas. Soldat kommt gleich. Ich gehe jetzt, bevor Soldat jemand belästigt.«

Chika steht langsam auf und streckt sich; ihr schmerzen die Gelenke. Sie wird den ganzen Weg bis zur Wohnung ihrer Tante in der gesicherten Wohnsiedlung laufen, weil es keine Taxis auf der Straße gibt, nur Armee-Jeeps und zerbeulte Polizeikombis. Sie wird ihre Tante antreffen, wie sie mit einem Glas Wasser in der Hand von einem Raum in den anderen wandert und immer wieder in Igbo murmelt: »Warum habe ich dich und Nnedi eingeladen? Warum hat mich mein Chi so in die Irre geführt?« Und Chika wird ihre Tante fest bei den Schultern packen und sie zum Sofa führen.

Jetzt bindet Chika den Schal vom Bein los, schüttelt ihn, als wolle sie die Blutflecken herausschütteln, und reicht ihn der Frau. »Danke.«

»Wasch dein Bein gut-gut. Grüß deine Schwester, grüß deine Leute«, sagt die Frau und wickelt ihren Rock fest um die Taille.

»Grüß auch deine Leute. Grüß dein Baby und Halima«, sagt Chika. Später wird sie auf dem Nachhauseweg einen Stein auflesen, der kupferfarbene Flecken von getrocknetem Blut hat, und das schaurige Souvenir an die Brust drücken. Und sie wird genau da, während sie den Stein umklammert, eine seltsame blitzartige Eingebung haben, die ihr sagt, dass sie Nnedi nie finden wird, dass ihre Schwester verschwunden ist. Aber jetzt wendet sie sich an die Frau und fügt hinzu: »Darf ich deinen Schal behalten? Vielleicht fängt es wieder an zu bluten.«

Die Frau sieht einen Augenblick lang aus, als verstehe sie nicht; dann nickt sie. Vielleicht zeichnet sich bevorstehender Kummer auf ihrem Gesicht ab, doch sie lächelt ein schwaches, abwesendes Lächeln, bevor sie Chika den Schal zurückgibt und sich anschickt, aus dem Fenster zu klettern.

Geister

Heute habe ich Ikenna Okoro gesehen, einen Mann, den ich lange für tot gehalten hatte. Vielleicht hätte ich mich bücken, eine Handvoll Sand nehmen und nach ihm werfen sollen, wie das meine Landsleute tun, um sich zu vergewissern, dass eine Person kein Geist ist. Doch ich bin ein Mann mit westlicher Bildung, ein 71-jähriger pensionierter Mathematikprofessor, der sich eigentlich mit genügend Wissenschaft gewappnet haben sollte, um nachsichtig über die Gewohnheiten seiner Landsleute zu lachen. Ich habe keinen Sand nach ihm geworfen. Ich hätte es sowieso nicht tun können, selbst wenn ich gewollt hätte, da wir uns auf dem betonierten Gelände der Universitätskasse begegneten.

Ich war dort, um mich wieder einmal nach meiner Pension zu erkundigen. »Guten Tag, Prof«, sagte der vertrocknet wirkende Büroangestellte Ugwuoke. »Es tut mir leid, dass das Geld nicht eingetroffen ist.«

Der andere Angestellte, dessen Namen ich jetzt vergessen habe, nickte und entschuldigte sich ebenfalls, während er auf einem rosa Stück Kolanuss herumkaute. Sie waren daran gewöhnt. Ich war daran gewöhnt. Und das war auch so bei den zerlumpten Männern, die sich unter dem Flammenbaum zusammendrängten, laut miteinander redeten und gestikulierten. Der Bildungsminister habe das Pensionsgeld gestohlen, sagte einer. Ein anderer sagte, dass es der Rektor sei, der das Geld auf hochverzinsten Privatkonten angelegt habe. Sie verfluchten den Rektor: Sein Penis soll schrumpfen. Seine Kinder sollen kinderlos bleiben. Er soll

an der Ruhr sterben. Als ich zu ihnen ging, grüßten sie mich und schüttelten bedauernd den Kopf über die Situation, als wäre meine Professorenpension irgendwie wichtiger als ihre Boten- oder Fahrerpension. Sie nannten mich Prof, wie die meisten Leute, wie die Händler, die neben ihren Auslagen unter dem Baum saßen. »Prof! Prof! Kommen Sie her und kaufen Sie gute Bananen!«

Ich plauderte mit Vincent, der in den 80er Jahren, als ich Dekan der Fakultät war, unser Fahrer gewesen war. »Seit drei Jahren keine Pension, Prof«, sagte er. »Deshalb gehen die Leute in Ruhestand und sterben.«

»*O* «, sagte ich, obwohl ich ihm natürlich nicht zu sagen brauchte, wie schrecklich das war.

»Wie geht es Nkiru, Prof? Ich hoffe, es geht ihr gut in Amerika?« Er erkundigt sich immer nach unserer Tochter. Er hat Ebere, meine Frau, und mich oft gefahren, wenn wir sie in der Medizinischen Hochschule in Enugu besuchten. Ich erinnere mich, dass er, als Ebere starb, mit seinen Verwandten zum *mgbalu* kam und eine rührende, wenn auch ziemlich lange Rede darüber hielt, wie gut ihn Ebere behandelt hatte, als er unser Fahrer gewesen war, wie sie ihm die abgelegten Kleider unserer Tochter für seine Kinder geschenkt hatte.

»Nkiru geht es gut«, sagte ich.

»Grüßen Sie sie bitte von mir, wenn sie anruft, Prof.«

»Das werde ich.«

Er redete noch ein Weilchen weiter, darüber, dass unser Land eines war, in dem man nicht gelernt hatte, sich zu bedanken, über die Studenten in den Heimen, die ihn nicht rechtzeitig für die Reparatur ihrer Schuhe bezahlten. Es war sein Adamsapfel, der mein Interesse gefangen hielt; er hüpfte in alarmierender Weise auf und ab, als wolle er gleich die runzlige Haut seines Halses durchbrechen und heraushüpfen. Vincent ist jünger als ich, vielleicht

in den späten Sechzigern, doch er sieht älter aus. Er hat nur noch wenig Haare. Ich erinnere mich noch gut an sein pausenloses Geplapper, als er mich in jenen Tagen zur Arbeit fuhr; ich erinnere mich auch, dass er gern meine Zeitungen las, eine Angewohnheit, die ich nicht guthieß.

»Prof, wollen Sie uns keine Bananen kaufen? Wir kommen um vor Hunger«, sagte einer der unter dem Flammenbaum versammelten Männer. Sein Gesicht kam mir bekannt vor. Ich glaube, er war der Gärtner meines Nachbarn Professor Ijere. Er sagte das halbneckisch, halbernst, aber ich kaufte Erdnüsse und ein Büschel Bananen für sie, obwohl das, was alle diese Männer wirklich nötig hatten, etwas Feuchtigkeitscreme war. Ihre Gesichter und Arme sahen aschig aus. Es ist fast schon März, doch die Harmattan-Saison ist noch nicht zu Ende: die trockenen Winde, die elektrische Aufladung meiner Kleidung, der feine Staub auf meinen Lidern. Ich hatte heute mehr Lotion als sonst aufgetragen, und Vaseline auf die Lippen, doch meine Handflächen und das Gesicht spannten noch immer vor Trockenheit.

Ebere zog mich damit auf, dass ich mich nicht ordentlich eincremte, besonders während des Harmattan, und manchmal rieb sie mir nach meinem morgendlichen Bad Arme, Beine und Rücken mit ihrer Niveacreme ein. Wir müssen uns um diese schöne Haut kümmern, pflegte sie mit dem ihr eigenen schelmischen Lachen zu sagen. Sie behauptete immer, dass mein Teint es gewesen sei, der sie überzeugt habe, da ich ja nicht wie all die anderen Freier, die 1961 in Scharen zu ihrer Wohnung in der Elias Avenue geströmt waren, reich gewesen sei. »Ebenmäßig«, nannte sie meinen Teint. Ich sah nichts Besonderes im dunklen Umbraton meiner Haut, doch mit den Jahren gewann ich etwas, dank Eberes massierenden Händen.

»Danke, Prof!«, sagten die Männer und fingen dann an, sich spaßhaft zu streiten, wer das Verteilen übernehmen sollte.

Ich stand da und hörte mir ihre Unterhaltung an. Mir war klar, dass sie respektvoller miteinander sprachen, weil ich da war: Die Tischlerei lief nicht gut, die Kinder waren krank, es gab ständig Probleme mit den Geldverleihern. Sie lachten viel. Natürlich sind sie verärgert und haben auch allen Grund dazu, doch es ist ihnen irgendwie gelungen, nicht die Fassung zu verlieren. Ich frage mich oft, ob mir das auch gelänge, wenn ich nicht durch meine Arbeit für das Statistische Bundesamt Geld gespart hätte und wenn Nkiru nicht darauf bestünde, mir Dollars zu schicken, die ich nicht brauche. Ich bezweifle es; ich hätte mich wahrscheinlich wie eine Schildkröte in ihren Panzer zurückgezogen und nach und nach meine Würde verloren.

Schließlich verabschiedete ich mich von ihnen und ging zu meinem Auto, das in der Nähe der Kasuarinen geparkt war, die die Pädagogische Fakultät von der Universitätskasse abschirmen. Da sah ich Ikenna Okoro.

Er sprach mich zuerst an: »James? James Nwoye, bist du es?« Er stand mit offenem Mund da, und ich konnte sehen, dass er noch ein vollständiges Gebiss hat. Ich habe letztes Jahr einen Zahn verloren. Ich habe mich geweigert, eine »Reparatur« machen zu lassen (so nennt Nkiru das), doch ich war trotzdem ziemlich sauer über Ikennas vollständiges Gebiss.

»Ikenna? Ikenna Okoro?«, fragte ich in der vorsichtigen Art, in der jemand etwas andeutet, das eigentlich nicht sein kann: die Auferstehung eines Mannes, der vor 37 Jahren gestorben war.

»Ja, ja.« Ikenna kam näher, unsicher. Wir schüttelten uns die Hand und umarmten uns dann kurz.

Wir waren keine besonders guten Freunde gewesen, Ikenna und ich; damals hatte ich ihn nur deshalb recht gut gekannt, weil alle ihn recht gut kannten. Als der neue Rektor, ein in England aufgewachsener Nigerianer, verkündete, dass alle Dozenten mit Schlips vor den Studenten erscheinen

müssten, war er es, der trotzig weiterhin seine farbenfrohen Kittel getragen hatte. Er war es, der im Klub des Lehrkörpers auf das Podium stieg und auf uns einredete, bis er heiser war. Er wollte uns davon überzeugen, dass man einen Antrag an die Regierung stellen und bessere Bedingungen für die nichtakademischen Angestellten der Universität fordern müsse. Er lehrte Soziologie, und obwohl viele von uns in den exakten Wissenschaften die Leute von den Sozialwissenschaften für Hohlköpfe hielten und glaubten, sie hätten zu viel Zeit, um jede Menge unlesbarer Bücher zu schreiben, beurteilten wir Ikenna anders. Wir verziehen ihm seinen diktatorischen Stil, warfen seine Pamphlete nicht weg, sondern bewunderten eher seine gelehrte Strenge, mit der er Probleme durchleuchtete; seine Furchtlosigkeit überzeugte uns. Er ist immer noch ein eher kleiner Mann mit Froschaugen und heller Haut, die jetzt ausgebleicht und mit braunen Altersflecken übersät ist. Damals kannte man ihn vom Hörensagen, und wenn man ihn dann zu sehen bekam, bemühte man sich krampfhaft, nicht zu zeigen, wie enttäuscht man war, weil die ihm eigene rhetorische Begabung irgendwie ein attraktives Äußeres zu verlangen schien. Aber bei meinen Landsleuten gibt es ja ein Sprichwort, das besagt, dass ein berühmtes Tier nicht immer den Korb des Jägers füllt.

»Du bist noch am Leben?«, fragte ich. Ich war ziemlich erschüttert. Meine Familie und ich sahen ihn am Tag seines Todes, am 6. Juli 1967, dem Tag, an dem wir Nsukka in großer Hast verließen, als die Sonne seltsam rotglühend am Himmel stand und das Wummern der Granaten ganz nah war, während die Truppen der Zentralregierung vorrückten. Wir saßen in meinem Impala. Die Soldaten winkten uns durch die Tore des Campus und riefen, wir sollten uns keine Sorgen machen, die Vandalen – wie wir die Soldaten der Zentralregierung nannten – würden innerhalb weniger Tage besiegt sein, und wir könnten zurückkommen. Die hiesigen Dorfbewohner,

dieselben, die nach dem Krieg die Abfalltonnen der Dozenten nach Eßbarem durchsuchen würden, liefen die Straße entlang, Hunderte von ihnen, Frauen mit Kisten auf dem Kopf und auf den Rücken gebundenen Babys, barfüßige Kinder mit Bündeln in der Hand, Männer, die Fahrräder schoben und Yamswurzeln festhielten. Ich weiß noch, dass Ebere unsere Tochter Zik tröstete wegen der in der Eile zurückgelassenen Puppe, als wir Ikennas grünen Kadett sahen. Er fuhr in die entgegengesetzte Richtung, zurück zum Campus. Ich hupte und hielt an. »Du kannst nicht zurück!«, rief ich. Doch er winkte und sagte: »Ich muss Manuskripte holen.« Oder vielleicht hatte er gesagt: »Ich muss Sachen holen.« Ich hielt es für recht töricht, dass er zurückfuhr, da das Granatfeuer ganz in der Nähe ertönte und unsere Truppen die Vandalen in ein oder zwei Wochen ohnehin zurückdrängen würden. Doch ich war auch von unserer kollektiven Unbesiegbarkeit überzeugt, von der Gerechtigkeit der Sache Biafras, und daher dachte ich nicht weiter daran, bis wir hörten, dass Nsukka an dem Tag gefallen war, an dem wir es verlassen hatten, und der Campus besetzt worden war. Der Überbringer der Nachrichten, ein Verwandter von Professor Ezike, erzählte uns auch, dass zwei Dozenten umgekommen waren. Einer davon hatte ein Streitgespräch mit den Soldaten der Zentralregierung angefangen, bevor er erschossen wurde. Man brauchte uns nicht zu sagen, dass dieser Mann Ikenna gewesen war.

Ikenna lachte über meine Frage. »Jawohl, ich bin am Leben!« Er fand seine Antwort offenbar sogar noch lustiger, weil er wieder lachte. Selbst sein Lachen wirkte bleich, wenn ich jetzt daran denke, hohl und nicht zu vergleichen mit dem agressiven Gelächter, das damals im ganzen Klub des Lehrpersonals widerhallte, wenn er sich über Leute lustig machte, die nicht einer Meinung mit ihm waren.

»Aber wir haben dich gesehen«, sagte ich. »Erinnerst du dich? An dem Tag, als wir evakuiert wurden?«

»Ja«, sagte er.

»Man erzählte, du seist nicht mehr rausgekommen.«

»Doch.« Er nickte »Doch. Ich habe Biafra im nächsten Monat verlassen.«

»Du bist rausgekommen?« Unglaublich, dass ich heute für einen kurzen Moment jene tiefe Abscheu empfand, die uns überkam, wenn wir von Saboteuren hörten – wir nannten sie ›Sabos‹ –, die unsere Soldaten verrieten, unsere gerechte Sache, unsere im Entstehen begriffene Nation, um dafür einen sicheren Transit nach Nigeria zu bekommen, zu Salz und Fleisch und kaltem Wasser, von dem die Blockade uns abschnitt.

»Nein, nein, so ist es nicht gewesen, nicht wie du denkst.« Ikenna machte eine Pause, und ich stellte fest, dass seine Schultern unter dem grauen Hemd eingesunken waren. »Ich flog mit einer Maschine des Roten Kreuzes ins Ausland. Ich ging nach Schweden.« An ihm war etwas Unbestimmtes, etwas Zaghaftes, was fremd wirkte, dem Mann gar nicht ähnlich sah, der die Menschen so leicht *aktiviert* hatte. Ich erinnere mich, wie er die erste Kundgebung organisierte, nachdem Biafra zum unabhängigen Staat erklärt worden war, wie wir alle auf dem Freiheitsplatz zusammengeströmt waren, während Ikenna redete und wir jubelten und schrien: »Es lebe die Unabhängigkeit!«

»Du bist nach Schweden gegangen?«

»Ja.«

Er sagte nichts weiter, und ich merkte, dass er mir nichts mehr erzählen wollte, dass er mir nicht einmal berichten wollte, wie er lebend aus dem Campus herausgekommen und in jenes Flugzeug hineingekommen war; ich weiß von den Kindern, die später während des Kriegs nach Gabun

ausgeflogen wurden, aber gewiss nicht von Leuten, die mit Rotkreuzflugzeugen außer Landes gebracht wurden, noch dazu so früh. Das Schweigen zwischen uns war angespannt.

»Bist du bis jetzt in Schweden gewesen?«, fragte ich.

»Ja. Meine ganze Familie war in Orlu, als der Ort bombardiert wurde. Niemand hat überlebt, es gab für mich keinen Grund, zurückzukommen.« Er hielt inne, um einen harten Laut auszustoßen, der wohl Lachen sein sollte, doch mehr wie ein Hustenanfall klang. »Eine Zeitlang stand ich mit Dr. Anya in Verbindung. Er erzählte mir vom Wiederaufbau unseres Campus, und ich glaube, er hat gesagt, dass du nach dem Krieg nach Amerika gegangen bist.«

Tatsächlich sind Ebere und ich 1970, gleich nach Kriegsende, nach Nsukka zurückgekommen, doch nur für ein paar Tage. Es war zu viel für uns. Unsere Bücher lagen verkohlt auf einem Haufen im Vorgarten unter dem Schirmbaum. Zwischen den verkalkten Kotklumpen in der Badewanne lagen verstreut die Seiten aus meinen *Mathematischen Annalen*, die man als Toilettenpapier benutzt hatte, verkrustete Schmierstreifen verdeckten die Formeln, die ich studiert und gelehrt hatte. Unser Klavier – Eberes Klavier – war verschwunden. Meine Robe, die ich bei der Verleihung meines ersten akademischen Grads in Ibadan getragen hatte, war zum Aufwischen von irgendwas benutzt worden, lag nun auf dem Boden, und die Ameisen krochen emsig rein und raus und nahmen keine Notiz davon, dass ich sie beobachtete. Unsere Fotos waren zerrissen, ihre Rahmen zerbrochen. Da gingen wir nach Amerika und kehrten erst 1976 zurück. Uns wurde ein anderes Haus in der Ezenweze Street zugewiesen, und lange Zeit mieden wir die Imoke Street, weil wir das alte Haus nicht sehen wollten; später hörten wir, dass die neuen Bewohner den Schirmbaum gefällt hatten. Ich erzählte Ikenna all dies, obwohl ich nichts über unsere Zeit in Berkeley

erzählte, wo mein schwarzer amerikanischer Freund Chuck Bell mir einen Lehrauftrag verschafft hatte. Ikenna schwieg eine Weile und sagte dann: »Wie geht es deinem kleinen Mädchen Zik? Sie muss inzwischen eine erwachsene Frau sein.«

Er hatte immer darauf bestanden, für Ziks Fanta zu bezahlen, wenn wir sie am Familientag in den Klub des Lehrkörpers mitnahmen, weil, wie er meinte, sie das hübscheste Kind sei. Ich vermute, es war eigentlich deshalb, weil wir sie nach unserem Präsidenten genannt hatten, und Ikenna war ein früher Zikist gewesen, ehe er behauptete, die Bewegung sei zu zahm, und austrat.

»Der Krieg hat uns Zik genommen«, sagte ich in Igbo. In Englisch vom Tod zu reden hat für mich immer eine verstörende Endgültigkeit gehabt.

Ikenna atmete tief ein, doch alles, was er äußerte, war: »*Ndo*«, nur »mein Beleid«, nichts weiter. Ich war erleichtert, dass er nicht fragte, wie es geschehen war – darüber gibt es ohnehin nicht viel zu erzählen –, und dass er nicht übermäßig schockiert aussah, als wären kriegsbedingte Todesfälle immer eigentlich Unfälle.

»Nach dem Krieg bekamen wir noch eine Tochter«, sagte ich.

Doch Ikenna sprach in großer Eile. »Ich habe getan, was ich konnte«, sagte er. »Wirklich. Ich habe das Internationale Rote Kreuz verlassen. Es war voller Feiglinge, die sich nicht wirklich für die Menschen einsetzten. Nachdem damals das Flugzeug der Hilfsorganisation in Eket abgeschossen worden war, gaben sie klein bei, als ob sie nicht gewusst hätten, dass Gowon genau das bezweckt hatte. Aber der Weltkirchenrat flog weiter Hilfsgüter über Uli ein. Bei Nacht! Ich war in Uppsala dabei, als das Treffen stattfand. Es war die größte Operation, die seit dem Zweiten Weltkrieg durchgeführt wurde. Ich organisierte die Spendenaktion. Ich organisierte die Biafra-Kundgebungen in allen europäischen Hauptstädten.

Hast du von der großen auf dem Trafalgar Square gehört? Da war ich maßgeblich beteiligt. Ich tat, was ich konnte.«

Ich war mir nicht sicher, ob Ikenna zu mir sprach. Er schien zu sagen, was er bereits viele Male zu vielen Menschen gesagt hatte. Ich schaute zum Flammenbaum. Dort standen noch immer die Männer dicht beieinander, doch ich konnte nicht erkennen, ob sie die Bananen und Erdnüsse aufgegessen hatten. Vielleicht wurde ich da von vager Nostalgie erfasst, und dieses Gefühl hat mich immer noch nicht verlassen.

»Chris Okigbo ist gestorben, nicht wahr?«, fragte Ikenna und beanspruchte wieder meine Aufmerksamkeit. Einen Moment lang fragte ich mich, ob er wollte, dass ich das verneinte, dass ich aus Okigbo auch einen zurückgekehrten Geist machte. Doch Okigbo starb, unser Genie, unser Star, der Mann, dessen Gedichte uns alle bewegten, selbst uns Naturwissenschaftler, die sie nicht immer verstanden.

»Ja, der Krieg nahm uns Okigbo.«

»Wir haben einen verloren, der ein Titan zu werden versprach.«

»Das stimmt, aber wenigstens war er tapfer genug, um zu kämpfen.« Kaum hatte ich das gesagt, bereute ich es. Ich hatte es nur als Tribut an Chris Okigbo gemeint, der wie wir übrigen Universitätsleute in einem der Aufsichtsräte hätte arbeiten können, doch stattdessen ein Gewehr nahm, um Nsukka zu verteidigen. Ich wollte nicht, dass Ikenna mich missverstand, und ich überlegte, ob ich mich entschuldigen sollte. Jenseits der Straße entwickelte sich ein kleiner Staubwirbel. Die Kasuarinen schwankten über unseren Köpfen und der Wind riss trockene Blätter von den Bäumen, die weiter weg standen. Vielleicht weil ich mich unbehaglich fühlte, fing ich an, Ikenna von dem Tag zu erzählen, an dem Ebere und ich nach dem Ende des Krieges nach Nsukka zurückfuhren, von der Ruinenlandschaft, den weggesprengten Dächern, den durchlöcherten Häusern, die laut Ebere wie

Schweizer Käse aussahen. Als wir auf die Straße kamen, die durch Aguleri führt, hielten uns Biafra-Soldaten an und schoben einen verwundeten Soldaten in unser Auto; sein Blut tropfte auf den Rücksitz, und weil die Polsterung einen Riss hatte, drang es tief in das Füllmaterial ein und vermengte sich mit dem Innersten unseres Autos. Das Blut eines Fremden. Ich wusste nicht, warum ich Ikenna gerade diese Geschichte erzählte, aber damit es sich lohnte, fügte ich hinzu, dass der metallische Geruch des Soldatenbluts mich an ihn, Ikenna, erinnerte, weil ich mir immer vorgestellt hatte, dass die Soldaten der Zentralregierung ihn erschossen und in seinem Blut liegengelassen hätten. Das stimmte nicht; weder habe ich mir so etwas vorgestellt, noch erinnerte mich der verwundete Soldat an Ikenna. Wenn er meine Geschichte seltsam fand, dann sagte er es nicht. Er nickte und sagte: »Ich habe so viele Geschichten gehört, so viele.«

»Wie läuft das Leben in Schweden?«, fragte ich.

Er zuckte mit den Schultern. »Ich bin vergangenes Jahr pensioniert worden. Ich habe mich entschlossen, zurückzukommen und zu sehen.« Er sagte »sehen«, als bedeute es mehr als das, was man mit den Augen tut.

»Und deine Familie?«, fragte ich.

»Ich habe nie wieder geheiratet.«

»Oh«, sagte ich.

»Und wie geht es deiner Frau? Nnenna, nicht wahr?«, fragte Ikenna.

»Ebere.«

»Ach ja, natürlich, Ebere. Schöne Frau.«

»Ebere weilt nicht mehr unter uns, seit drei Jahren bereits«, sagte ich in Igbo. Ich war überrascht, die Tränen zu sehen, die in Ikennas Augen schwammen. Er hatte ihren Namen vergessen und doch war er irgendwie imstande, um sie zu trauern, oder vielleicht trauerte er um eine Zeit voller

Möglichkeiten. Ikenna, wurde mir bewusst, ist ein Mann, der die Last dessen, was hätte sein können, mit sich herumschleppt.

»Das tut mir sehr leid«, sagte er. »Sehr leid.«

»Schon gut«, sagte ich. »Sie kommt zu Besuch.«

»Was?«, fragte er mit verblüffter Miene, obwohl er mich natürlich verstanden hatte.

»Sie kommt zu Besuch. Sie besucht mich.«

»Aha«, sagte Ikenna in dem beschwichtigendem Ton, den man für die Verrückten bereithält.

»Ich meine, sie ist oft in Amerika zu Besuch gewesen, unsere Tochter ist dort Ärztin.«

»Oh, tatsächlich?«, fragte Ikenna zu fröhlich. Er sah erleichtert aus. Ich werfe ihm das nicht vor. Wir sind gebildete Leute, man hat uns beigebracht, unsere Grenzen im Hinblick darauf, was wir als real ansehen, sehr starr zu ziehen. Ich war so wie er, bevor Ebere zum ersten Mal zu Besuch kam, drei Wochen nach ihrer Beerdigung. Nkiru und ihr Sohn waren eben nach Amerika zurückgekehrt. Ich war allein. Als ich hörte, wie sich unten die Tür schloss und wieder öffnete und wieder schloss, dachte ich mir nichts dabei. Das war ich von den Abendwinden gewohnt. Aber es raschelte kein Laub vor meinem Schlafzimmerfenster, es rauschte nicht in den Niem- und Kaschubäumen. Draußen ging *kein* Wind. Doch die Tür unten öffnete und schloss sich. Wenn ich zurückdenke, zweifle ich, dass ich mich so sehr gefürchtet habe, wie es angemessen gewesen wäre. Ich hörte die Füße auf der Treppe, die so auftraten, wie Ebere es zu tun pflegte – jeder dritte Schritt war betont. Ich lag still in der Dunkelheit unseres Zimmers. Dann spürte ich, wie die Bettdecke weggezogen wurde, die sanft massierenden Hände auf meinen Armen und Beinen und dem Brustkorb, die beruhigende Wirkung der Körperlotion, und eine angenehme Schläfrigkeit kam über

mich – eine Schläfrigkeit, die ich noch immer nicht abwehren kann, wenn sie zu Besuch kommt. Ich wachte auf, wie ich es immer noch nach ihren Besuchen tue, mit geschmeidiger, nach Nivea riechender Haut.

Oft möchte ich Nkiru erzählen, dass ihre Mutter mich wöchentlich in der Harmattan-Zeit besucht und weniger oft in der Regenzeit, aber wenn ich das tue, wird sie schließlich Grund haben, herzukommen und mich mit zu sich nach Amerika zu nehmen, und ich muss dann ein Leben führen, das mit so viel Bequemlichkeit abgepolstert ist, dass es steril ist. Ein Leben, voll mit sogenannten »günstigen Gelegenheiten«. Kein Leben für mich. Ich frage mich, was geschehen wäre, wenn wir damals 1967 den Krieg gewonnen hätten. Vielleicht würden wir dann nicht im Ausland nach diesen günstigen Gelegenheiten suchen und ich brauchte mir keine Sorgen um unseren Enkel machen, der kein Igbo spricht, der bei seinem letzten Besuch hier nicht verstand, warum von ihm erwartet wurde, dass er »Guten Tag« zu Fremden sagen sollte, denn in seiner Welt musste man höfliche Gesten rechtfertigen. Aber wer weiß? Vielleicht wäre nichts anders, selbst wenn wir gewonnen hätten.

»Wie gefällt es deiner Tochter in Amerika?«, fragte Ikenna.

»Es geht ihr sehr gut.«

»Und sie ist Ärztin, sagst du?«

»Ja.« Ich hatte das Gefühl, dass Ikenna es verdiente, mehr erzählt zu bekommen, oder vielleicht, dass die Spannung wegen meiner früheren Bemerkung noch nicht ganz abgebaut war, deshalb sagte ich: »Sie wohnt in einer Kleinstadt in Connecticut, in der Nähe von Rhode Island. Der Krankenhausvorstand hatte eine Arztstelle annonciert, und als sie kam, warfen sie einen Blick auf ihr nigerianisches Medizindiplom und sagten, sie wollten keine Ausländerin. Aber sie wurde in Amerika geboren – wir bekamen sie nämlich während unserer Zeit in Berkeley, ich unterrichtete

dort, als wir nach dem Krieg nach Amerika gingen –, also mussten sie sie dabehalten.« Ich kicherte und hoffte, Ikenna würde mit mir lachen. Er tat es aber nicht. Er blickte zu den Männern unter dem Flammenbaum hin, seine Miene blieb ernst.

»Ach ja. Wenigstens ist es jetzt nicht so schlimm, wie es für uns war. Weißt du noch, wie die Ausbildung in den späten 50er Jahren in *oyibo*-Land gewesen ist?«, fragte er.

Ich nickte, um zu zeigen, dass ich mich erinnerte, obwohl Ikenna und ich als Studenten im Ausland nicht dieselben Erfahrungen gemacht haben konnten; er ist ein Oxford-Mann, während ich zu denen gehörte, die ein Stipendium vom *United Negro College Fund* bekamen, um in Amerika zu studieren.

»Der Klub des Lehrkörpers ist nur noch ein Rumpf dessen, was er einmal war«, sagte Ikenna. »Ich bin heute Morgen dort gewesen.«

»Ich bin schon lange nicht mehr dort gewesen. Selbst vor meiner Pensionierung gelangte ich an den Punkt, wo ich mir zu alt und fehl am Platz vorkam. Diese Greenhorns sind unfähig. Keiner unterrichtet mehr. Keiner hat neue Ideen. Es geht immer nur um Universitätspolitik, Politik, Politik, während die Studenten akademische Abschlüsse mit Geld oder ihrem Körper erkaufen.«

»Stimmt das?«

»O ja. Es geht abwärts. Senatssitzungen sind zu Personenkultkämpfen geworden. Es ist schrecklich. Erinnerst du dich an Josephat Udeana?«

»Der großartige Tänzer.«

Einen Moment war ich perplex, weil es so lange her war, dass ich an Josephat gedacht hatte, wie er in jenen Tagen kurz vor dem Krieg gewesen war, der bei weitem beste Gesellschaftstänzer, den wir auf dem Campus hatten. »Ja, ja, das war er«, sagte ich, und ich war dankbar, dass Ikennas

Erinnerungen in einer Zeit festgefroren waren, als ich Josephat noch für einen integren Mann hielt. »Josephat war sieben Jahre lang Rektor und führte diese Universität wie den Hühnerhof seines Vaters. Geld verschwand, und dann sahen wir neue Autos mit den Namen ausländischer Stiftungen, die nicht existierten. Einige zogen vor Gericht, doch es kam nichts dabei heraus. Er diktierte, wer befördert wurde und wessen Laufbahn stagnierte. Kurzum, der Mann agierte, als sei der Akademische Rat ein Einmannunternehmen. Der jetzige Rektor tritt in seine Fußstapfen. Ich habe meine Pension nicht bekommen, seit ich emeritiert bin, musst du wissen. Ich komme gerade von der Kasse.«

»Und warum tut keiner etwas in all diesen Angelegenheiten? Warum?«, fragte Ikenna, und für einen ganz kurzen Augenblick war wieder der alte Ikenna da, die Stimme, der Zorn, und ich wurde wieder daran erinnert, dass dies ein unerschrockener Mann war. Vielleicht würde er hingehen und mit der Faust einen nahen Baum bearbeiten.

»Nun ja«, ich zuckte mit den Schultern, »viele Dozenten ändern ihr amtliches Geburtsdatum. Sie gehen zur Personalabteilung und bestechen jemanden und fügen fünf Jahre dazu. Niemand will in den Ruhestand gehen.«

»Das ist nicht in Ordnung. Ganz und gar nicht.«

»Das geschieht eigentlich überall im Land, nicht nur hier.« Ich schüttelte den Kopf langsam von einer Seite zur anderen, so wie es meine Leute perfektioniert haben, wenn sie auf solcherart Dinge zu sprechen kommen, als wollten sie sagen, dass die Situation leider nicht zu ändern sei.

»Ja, überall geht es bergab. Ich habe gerade in den Zeitungen von getürkten Medikamenten gelesen«, sagte Ikenna und ich dachte sofort, dass das ein recht passender Zufall war, dass er die getürkten Medikamente ansprach. Der Verkauf von Medikamenten, deren Verfallsdatum

überschritten ist, stellt die neueste Heimsuchung unseres Landes dar, und wenn Ebere nicht auf ebendiese Art gestorben wäre, hätte ich das vielleicht für einen normalen Gesprächsverlauf betrachtet. Doch ich war misstrauisch. Vielleicht hatte Ikenna gehört, wie Ebere im Krankenhaus gelegen hatte und immer schwächer geworden war, wie sich der Arzt gewundert hatte, wieso sie sich nach der Verabreichung von Medikamenten nicht erholte, wie verzweifelt ich gewesen war, wie keiner von uns wusste, dass die Medikamente nutzlos waren, bis es zu spät war. Vielleicht wollte mich Ikenna dazu bringen, dass ich über all das sprach, dass ich etwas mehr von meiner Verrücktheit offenbarte, von der er schon einen flüchtigen Eindruck bekommen hatte.

»Getürkte Medikamente sind furchtbar«, sagte ich ernst, entschlossen, nicht mehr zu sagen. Doch vielleicht hatte ich mich getäuscht, wenn ich eine geheime Absicht bei Ikenna vermutete, denn er verfolgte das Thema nicht weiter. Er blickte wieder hin zu den Männern unter dem Flammenbaum und fragte mich: »Was machst du denn jetzt so?« Er schien neugierig zu sein, als frage er sich, wie ich denn hier eigentlich lebe, allein auf einem Universitätscampus, der jetzt nur noch ein klägliches Überbleibsel dessen ist, was er einst war, auf eine Pension wartend, die nie kommt. Ich lächelte und sagte, dass ich mich ausruhe. Tut man nicht eben das nach der Pensionierung? Nennen wir die Pensionierung auf Igbo nicht »das Ausruhen des Alters«?

Manchmal schaue ich für einen kurzen Besuch bei meinem alten Freund Professor Maduewe vorbei. Ich mache Spaziergänge über das heruntergekommene Areal des Freiheitsplatzes, der von Mangobäumen umgeben ist. Oder entlang der Ikejiani Avenue, wo die Motorräder vorbeibrausen, auf denen Studenten hocken, die einander oft gefährlich nahe kommen, wenn sie den Schlaglöchern ausweichen. Wenn ich in der

Regenzeit eine neue tiefe Rinne entdecke, wo die Wassermassen Erde weggespült haben, spüre ich eine kurze Erfüllung. Ich lese Zeitungen. Ich esse gut; meine Haushaltshilfe Harrison kommt an fünf Tagen der Woche, und seine *onugbu*-Suppe ist unübertrefflich. Ich spreche oft mit unserer Tochter, und wenn mein Telefon jede zweite Woche den Dienst versagt, eile ich zu NITEL und besteche jemanden, um es repariert zu bekommen. Ich grabe sehr, sehr alte Zeitschriften in meinem staubigen, vollgestopften Arbeitszimmer aus. Ich atme tief den aromatischen Geruch der Niembäume ein, die mein Haus von dem Professor Ijeres abschirmen – dieser Duft soll Heilkraft besitzen, obwohl ich nicht mehr genau weiß, was er heilen soll. Ich gehe nicht in die Kirche; ich bin nicht mehr hingegangen, nachdem Ebere das erste Mal zu Besuch kam, weil ich nicht länger im Ungewissen war. Unsere Scheu gegenüber dem Leben nach dem Tod führt uns zur Religion. Und so sitze ich sonntags auf der Veranda und beobachte, wie die Aasgeier auf meinem Dach herumstapfen, und ich stelle mir vor, dass sie verwundert herabblicken.

»Ist es ein gutes Leben, Papa?«, fragt Nkiru seit kurzem am Telefon, mit diesem schwachen, ein wenig störenden amerikanischen Akzent. Es ist nicht gut oder schlecht, sage ich ihr, es ist einfach meins. Und darauf kommt es an.

Ein neuerlicher Staubwirbel, der uns beide blinzeln ließ, veranlasste mich, Ikenna einzuladen, mit mir zu meinem Haus zurückzufahren, damit wir uns hinsetzen und in Ruhe unterhalten könnten, doch er sagte, er sei unterwegs nach Enugu, und als ich ihn fragte, ob er später vorbeischauen würde, machte er eine vage Handbewegung, die Einverständnis andeutete. Ich weiß aber, dass er nicht kommen wird. Ich werde ihn nicht wiedersehen. Ich beobachtete ihn, wie er wegging, dieser vertrocknete, seltsame Mann, und bei der Heimfahrt dachte ich über das Leben nach, das wir hätten haben

können, und das Leben, das wir gehabt hatten, wir alle, die wir in jenen guten Tagen vor dem Krieg den Klub des Lehrkörpers besucht hatten. Ich fuhr langsam wegen der Motorradfahrer, die sich an keine Verkehrsordnung halten, und weil meine Augen nicht mehr so gut wie früher sind.

Vergangene Woche verursachte ich beim rückwärts Ausparken eine kleine Schramme an meinem Mercedes, daher manövrierte ich ihn vorsichtig in die Garage. Er ist 23 Jahre alt, läuft aber recht gut. Ich weiß noch, wie aufgeregt Nkiru war, als er hierhergeliefert wurde aus Deutschland, wo ich ihn gekauft hatte, als ich zur Verleihung des Preises der Akademie der Wissenschaften dort war. Es war damals das neueste Modell. Ich wusste das nicht, doch ihre Teenagerfreundinnen wussten es, und sie kamen alle, um sich den Tachometer anzusehen und zu fragen, ob sie das Paneel des Armaturenbretts anfassen dürften. Jetzt fahren natürlich alle einen Mercedes; sie kaufen die Gebrauchtwagen, bei denen Rückspiegel oder Frontscheinwerfer fehlen, in Cotonou. Ebere pflegte sie zu verspotten, indem sie sagte, unser Auto sei alt, aber viel besser als alle diese *tuke-tuke* Dinger ohne Sicherheitsgurte, mit denen die Leute fuhren. Sie hat diesen Sinn für Humor immer noch. Wenn sie zu Besuch kommt, kitzelt sie manchmal meine Hoden, fährt mit den Fingern darüber. Sie weiß sehr wohl, dass meine Prostata-Medikamente dort unten alles gefühllos gemacht haben, und sie tut das nur, um mich zu necken, um ihr freundlich-spöttisches Lachen hören zu lassen. Als unser Enkel auf ihrem Begräbnis sein Gedicht »Lach weiter, Großmama« vorlas, dachte ich, der Titel sei perfekt, und die kindlichen Worte rührten mich beinahe zu Tränen, trotz meines Verdachts, dass hauptsächlich Nkiru sie geschrieben hatte.

Als ich ins Haus ging, sah ich mich im Hof um. Harrison übernimmt ein wenig Gartenpflege, zu dieser Jahreszeit meist Gießen. Die Rosenbüsche bestehen bloß aus Stengeln, doch wenigstens die ausdauernden

Kirschmyrten zeigen ein staubiges Grün. Ich schaltete den Fernseher an. Es regnete noch immer auf dem Bildschirm, obwohl Dr. Otagbus Sohn, der intelligente junge Mann, der Elektronik studiert, ihn letzte Woche repariert hat. Meine über Satellit empfangenen Kanäle sind nach dem letzten Gewitter ausgefallen, doch ich habe es noch nicht zur Satellitenfernsehfirma geschafft, um jemanden zu finden, der sich darum kümmert. Man kommt auch einige Wochen ohne BBC und CNN aus, und die Programme auf NTA sind recht gut. Auf NTA brachten sie vor einigen Tagen wieder ein Interview mit einem Mann, dem der Import von getürkten Medikamenten vorgeworfen wurde – in diesem Fall Mittel gegen Typhus. »Meine Medikamente töten keine Menschen«, sagte er hilfreich und blickte mit großen Augen in die Kamera, als richte er einen Appell an die Massen. »Es ist nur so, dass sie eure Krankheit nicht heilen werden.« Ich schaltete den Fernseher aus, weil ich es nicht länger ertragen konnte, die dicken Lippen des Mannes zu sehen. Doch ich war nicht gekränkt, nicht so schlimm, wie ich es gewesen wäre, wenn Ebere mich nicht besuchen würde. Ich hoffte nur, dass man ihn nicht freilassen würde, damit er nicht wieder nach China oder Indien gehen könne – oder wohin man geht, um abgelaufene Medikamente zu importieren, die nicht unmittelbar Menschen töten, sondern nur dafür sorgen, dass die Krankheit sie tötet.

Ich frage mich, warum wir während der ganzen Nachkriegsjahre nie erfahren hatten, dass Ikenna Okoro nicht gestorben war. Es stimmte, manchmal hörten wir Geschichten über Männer, die man für tot gehalten hatte und die Monate und sogar Jahre nach dem Januar 1970 in ihre Siedlungen gelaufen kamen; ich kann nur ahnen, wie viel Sand von Angehörigen, die zwischen Unglauben und Hoffnung schwankten, nach gebrochenen Männern geworfen wurde. Doch wir sprachen kaum über den Krieg. Und wenn doch, dann mit einer unerbittlichen Vagheit, als spiele

keine Rolle, dass wir während der Luftangriffe in schlammigen Bunkern gehockt und danach Leichen mit rosa Flecken auf der verkohlten Haut begraben hatten, dass wir Maniokschalen gegessen hatten und zusehen mussten, wie die Bäuche unserer Kinder vor Hunger anschwollen, sondern nur, dass wir überlebt hatten. Es war ein stillschweigendes Abkommen zwischen uns allen, den Überlebenden von Biafra. Sogar Ebere und ich, die wir monatelang den Namen unseres ersten Kindes, Zik, diskutiert hatten, einigten uns sehr schnell auf Nkiruka: Das vor uns Liegende ist besser.

Ich sitze jetzt in meinem Arbeitszimmer, wo ich die Arbeiten meiner Studenten korrigiert und Nkiru bei ihren Mathematikaufgaben in der Oberschule geholfen habe. Das Leder des Sessels ist abgewetzt. Die Pastellfarbe über den Bücherregalen blättert ab. Das Telefon liegt auf meinem Schreibtisch, auf einem dicken Telefonbuch. Vielleicht klingelt es und Nkiru erzählt mir etwas von unserem Enkelsohn, wie gut er heute in der Schule war, was mich zum Lächeln bringt, obwohl ich glaube, dass amerikanische Lehrer nicht umsichtig genug sind und zu schnell die Note A verteilen. Wenn es nicht bald klingelt, dann nehme ich ein Bad und gehe zu Bett, und in der stillen Dunkelheit meines Zimmers lausche ich auf das Geräusch von sich öffnenden und schließenden Türen.

Letzte Woche Montag

Letzte Woche Montag hatte Kamara angefangen, sich vor Spiegel zu stellen. Sie drehte sich hin und her und begutachtete ihre plumpe Leibesmitte und stellte sie sich flach wie einen Buchdeckel vor, und dann schloss sie die Augen und stellte sich vor, wie Tracey sie mit diesen farbfleckigen Fingern streichelte. Das tat sie nun vor dem Badezimmerspiegel, nachdem sie die Spülung betätigt hatte.

Josh stand an der Tür, als sie herauskam. Tracys siebenjähriger Sohn. Er hatte die dicken, nicht gebogenen Brauen seiner Mutter, wie gerade verlaufende Striche über den Augen.

»Pipi oder Aa?«, fragte er mit nachgeäffter Kleinkindstimme.

»Pipi.« Sie ging in die Küche, wo die graue Jalousie Schattenstreifen über den Tresen warf, wo sie den ganzen Nachmittag lang für seinen Lesewettbewerb geübt hatten. »Hast du deinen Spinatsaft getrunken?«, fragte sie.

»Ja.« Er beobachtete sie. Er wusste – er musste wissen –, dass sie nur deshalb jedes Mal ins Bad ging, wenn sie ihm das Glas mit dem grünen Saft gab, damit er eine Gelegenheit bekam, ihn wegzugießen. Es hatte am ersten Tag, als Josh ihn probiert, ein Gesicht gezogen und »Puh, ich hasse ihn« gesagt hatte, angefangen.

»Dein Papa sagt, du musst ihn jeden Tag vor dem Mittagessen trinken«, hatte Kamara gesagt. »Es ist nur ein halbes Glas, es würde kaum eine Minute dauern, ihn wegzugießen«, hatte sie hinzugefügt, sich umgedreht und war ins Bad gegangen. Das war alles. Als sie wieder herausgekommen

war, war das Glas leer gewesen, wie jetzt, und hatte neben dem Ausguss gestanden.

»Ich koche jetzt dein Mittagessen, damit du startklar für *Zany Brainy* bist, wenn dein Papa kommt, okay?«, sagte sie. Amerikanische Ausdrücke wie *all set* – »startklar« – kamen ihr immer noch schwer über die Lippen, aber sie benutzte sie wegen Josh.

»Okay«, sagte er.

»Möchtest du Fischfilet oder Huhn zum Reis-Pilaw?«

»Huhn.«

Sie öffnete den Kühlschrank. Das oberste Fach war voller Plastikflaschen mit Bio-Spinatsaft. Vor zwei Wochen hatten Behälter mit Kräutertee diesen Platz eingenommen, als Neil *Kräutergetränke für Kinder* gelesen hatte, und davor waren es Sojagetränke gewesen und vorher Protein-Mixgetränke für wachsende Knochen. Der Spinatsaft würde bald verschwinden, wusste Kamara, denn als sie heute Nachmittag ankam, stellte sie als Erstes fest, dass die *Umfassende Anleitung zum Herstellen von Gemüsesäften* nicht mehr auf dem Tresen lag; Neil musste sie während des Wochenendes in die Schublade gesteckt haben.

Kamara holte eine Packung Bio-Hühnerbruststücke heraus. »Warum legst du dich nicht ein Weilchen hin und siehst dir einen Film an, Josh«, sagte sie. Er saß gern in der Küche und sah ihr beim Kochen zu, aber er wirkte so erschöpft. Die vier anderen Finalisten des Lesewettbewerbs waren wahrscheinlich genauso erschöpft wie er, und der Mund schmerzte ihnen von den langen, nicht vertrauten Wörtern, die sie auf der Zunge hin und her rollten, während der Körper beim Gedanken an den morgigen Wettbewerb angespannt war.

Kamara beobachtete Josh, während er eine DVD mit der Zeichentrickserie *Rugrats* einschob und sich auf die Couch legte, ein

schmächtiger Junge mit olivbrauner Haut und verfilzten Locken. »Mischling« hatten sie Kinder wie ihn drüben in Nigeria genannt, und das Wort hatte automatisch ein cooles, hellhäutig-gutes Aussehen bedeutet, Reisen ins Ausland, um weiße Großeltern zu besuchen. Kamara hatte sich immer über den Glamour geärgert, der Mischlinge umgab. Doch in Amerika war »Mischling« ein böses Wort. Kamara erfuhr das bei ihrem ersten Anruf aufgrund der Babysitter-Annonce im *Philadelphia City Paper*: gute Bezahlung, verkehrsgünstig, Auto nicht erforderlich. Neils Reaktion auf ihre Mitteilung, sie sei Nigerianerin, hatte erstaunt geklungen.

»Sie sprechen so gut Englisch«, hatte er gesagt, und sein Erstaunen hatte sie geärgert, seine Annahme, dass Englisch irgendwie sein persönliches Eigentum sei. Und deshalb hatte sie, obwohl Tobechi ihr geraten hatte, ihre Bildung nicht zu erwähnen, Neil mitgeteilt, dass sie ihren Master gemacht habe, dass sie erst seit kurzem in Amerika sei, um bei ihrem Mann zu sein, und ein wenig Geld mit Babysitten verdienen wolle, während sie auf ihre Green Card warte, damit sie sich um eine reguläre Arbeitserlaubnis bewerben könne.

»Nun, ich brauche jemanden, der sich bis zum Ende von Joshs Schuljahr verpflichten kann«, sagte Neil.

»Kein Problem«, sagte Kamara hastig. Sie hätte nicht erwähnen sollen, dass sie ihren Master gemacht hatte.

»Vielleicht könnten Sie Josh eine nigerianische Sprache beibringen? Er hat schon zweimal wöchentlich Französischunterricht nach der Schule. Er besucht einen Fortgeschrittenenkurs im Tempel Beth Hillel, wo sie Aufnahmeprüfungen für Vierjährige haben. Er ist sehr ruhig, sehr lieb, ein großartiger Junge, aber ich mache mir Sorgen, weil es keine Kinder mit multiethnischem Hintergrund wie ihn in der Schule oder in der Nachbarschaft gibt.«

»Multiethnisch?«, fragte Kamara.

Neils Husten war behutsam. »Meine Frau ist Afroamerikanerin und ich bin weiß, jüdisch.«

»Oh, er ist ein Mischling.«

Es entstand eine Pause und dann war Neils Stimme wieder zu hören, belegt. »Bitte verwenden Sie nicht dieses Wort.«

Sein Ton veranlasste Kamara, »Entschuldigung« zu sagen, obwohl sie nicht wusste, wofür sie sich entschuldigte. Der Ton machte sie auch sicher, dass sie ihre Chance auf den Job verloren hatte, und deshalb war sie überrascht, als er ihr die Adresse nannte und fragte, ob sie sich am nächsten Tag treffen könnten. Er war groß und hatte ein langes Gesicht. Seine Redeweise hatte etwas Geschmeidiges, beinah Beruhigendes, was ihrer Vermutung nach seinem Beruf als Rechtsanwalt zu verdanken war. Er führte das Vorstellungsgespräch mit ihr in der Küche, gegen den Tresen gelehnt, erkundigte sich nach ihren Referenzen und ihrem Leben in Nigeria, erzählte ihr, dass Josh so erzogen werde, dass er sowohl seinen jüdischen als auch seinen afroamerikanischen Hintergrund kennenlerne, und dabei strich er die ganze Zeit über den silbernen Aufkleber auf dem Telefon, der verkündete: NEIN ZU WAFFEN. Kamara wunderte sich, wo die Mutter des Kindes steckte. Vielleicht hatte Neil sie umgebracht und in einen großen Koffer gepackt; Kamara hatte die letzten Monate damit zugebracht, das Gerichtsfernsehen zu verfolgen, und hatte gelernt, wie verrückt diese Amerikaner waren. Doch je länger sie Neil zuhörte, desto mehr war sie davon überzeugt, dass er keiner Fliege etwas zuleide tun konnte. Sie spürte bei ihm eine Labilität, eine Ansammlung von Ängsten. Er sagte ihr, er fürchte, dass Josh es schwer habe, weil er anders sei als die anderen Kinder in seiner Schule, dass Josh unglücklich sein könnte, dass er nicht genug Zeit für Josh habe, dass Josh ein Einzelkind sei, dass Josh später einmal

Probleme mit der Kindheit haben würde, dass Josh depressiv werden würde. In der Mitte seiner Ausführungen hätte Kamara ihm am liebsten das Wort abgeschnitten und gefragt: »Warum machen Sie sich Sorgen über Dinge, die noch gar nicht geschehen sind?« Sie tat es jedoch nicht, weil sie nicht sicher war, ob sie den Job hatte. Und als er ihr dann tatsächlich den Job anbot – nach der Schule bis halb sieben, zwölf Dollar Stundenlohn, bar ausgezahlt –, sagte sie immer noch nichts, weil offenbar das Einzige, was er brauchte, dringend brauchte, war, dass sie ihm zuhörte, und das war nicht viel verlangt.

Neil teilte ihr mit, dass seine Erziehungsmethode auf Vernunft basiere. Er würde Josh nie schlagen, weil er nichts von Missbrauch als Erziehungsmethode hielt. »Wenn Sie Josh erklären können, warum ein bestimmtes Verhalten falsch ist, wird er es seinlassen«, sagte Neil.

Schlagen ist eine Erziehungsmethode, wollte Kamara sagen, und Missbrauch ist etwas ganz anderes. Missbrauch war etwas, was Amerikaner, wie sie in den Nachrichten hörte, taten, wenn sie Zigaretten auf der Haut ihrer Kinder ausdrückten. Doch sie sagte, was ihr Tobechi beigebracht hatte: »Ich habe dieselbe Auffassung, was das Schlagen betrifft. Und natürlich werde ich nur jene Erziehungsmethode anwenden, die Sie befürworten.«

»Josh wird gesund ernährt«, fuhr Neil fort. »Wir verwenden sehr wenig fruktosehaltigen Maisstärkesirup, Weißmehl oder Transfette. Ich schreibe das alles für Sie auf.«

»Okay.« Sie wusste nicht genau, was die von ihm erwähnten Dinge bedeuteten.

Bevor sie ging, fragte sie: »Was ist mit seiner Mutter?«

»Tracy ist Künstlerin. Sie verbringt momentan viel Zeit im Souterrain. Sie arbeitet an einer großen Sache, einer Auftragsarbeit. Sie hat einen

Abgabetermin …« Er verstummte.

»Oh.« Kamara blickte ihn verwundert an und überlegte, ob es da eine amerikanische Besonderheit gab, die sie aus dem von ihm Gesagten schließen müsse, etwas, was erklärte, warum die Mutter des Jungen nicht anwesend war, um sie kennenzulernen.

»Josh darf zur Zeit nicht ins Souterrain, deshalb können Sie ebenfalls nicht dorthin. Rufen Sie mich an, wenn es irgendwelche Probleme gibt. Die Nummern kleben am Kühlschrank. Tracy kommt vor dem Abend nicht hoch. Scooters liefert ihr täglich eine Suppe und ein Sandwich und sie ist dort unten so ziemlich autark.« Neil machte eine Pause. »Sie müssen garantieren, dass Sie sie unter keinen Umständen belästigen.«

»Ich bin nicht hergekommen, um jemanden zu belästigen«, sagte Kamara ein wenig kalt, weil er plötzlich so zu ihr zu sprechen schien, wie man zu Hause in Nigeria mit Hausmädchen sprach. Sie hätte sich nicht von Tobechi überreden lassen sollen, diesen gewöhnlichen Job anzunehmen, bei dem sie dem Kind eines Fremden den Hintern abwischen musste, sie hätte nicht auf ihn hören sollen, als er ihr erzählte, dass diese reichen weißen Leute an der Hauptbahnstrecke nicht wussten, was sie mit ihrem Geld anstellen sollen. Aber schon als sie zum Bahnhof ging und ihre angekratzte Würde aufpäppelte, wusste sie, dass man sie nicht zu überreden brauchte. Sie wollte den Job, irgendeinen Job; sie wollte einen Grund, um jeden Tag aus dem Haus zu gehen.

Und nun waren drei Monate um. Drei Monate, in denen sie Josh betreut hatte. Drei Monate, in denen sie sich Neils Sorgen angehört, Neils angstgesteuerte Anweisungen befolgt und eine mitleidige Zuneigung für Neil entwickelt hatte. Drei Monate, in denen sie Tracy nicht zu Gesicht bekommen hatte. Zunächst war Kamara neugierig auf diese Frau mit den langen Dreadlocks und der Erdnussbutter-Hautfarbe gewesen, die auf dem

Hochzeitsfoto auf dem Bücherregal im Wohnzimmer barfuß zu sehen war. Kamara fragte sich, ob und wann Tracy das Souterrain verließ. Manchmal drangen Laute von dort unten zu ihr, eine zuschlagende Tür oder schwache Klänge klassischer Musik. Sie fragte sich, ob Tracy ihr Kind je sah. Wenn sie Josh dazu bringen wollte, über seine Mutter zu sprechen, sagte er: »Mama ist sehr beschäftigt. Sie wird verrückt, wenn wir sie stören«, und weil seine Miene nichts preisgab, verkniff sie sich weitere Fragen. Sie half ihm bei den Hausaufgaben, spielte Karten und sah DVDs mit ihm, sie erzählte ihm von den Grillen, die sie als Kind gefangen hatte, und sonnte sich in dem aufmerksamen Vergnügen, mit dem er ihr zuhörte. Tracys Existenz war unwichtig geworden, eine Realität im Hintergrund wie das Pfeifen in der Leitung, wenn Kamara Telefongespräche mit ihrer Mutter in Nigeria führte. Bis zum Montag letzter Woche.

An dem Tag war Josh gerade im Bad, und Kamara saß am Küchentisch und sah seine Hausaufgaben durch, als sie hinter sich ein Geräusch vernahm. Sie drehte sich um, in der Annahme, es sei Josh, doch Tracy erschien, kurvenreich in Leggings und einem engen Pullover, lächelnd, blinzelnd, sich lange Dreadlocks mit farbbefleckten Fingern aus dem Gesicht schiebend. Es war ein eigenartiger Augenblick. Ihre Blicke sanken ineinander, und plötzlich wollte Kamara abnehmen und sich wieder schminken. Eine Frau wie du, die das dasselbe Ding wie du hat?, würde ihre Freundin Chinwe sagen, wenn sie es ihr erzählen würde. *Tufia!* Was ist das für ein Schwachsinn? Kamara hatte sich das auch selbst seit diesem Montag letzter Woche gesagt. Sie sagte sich das sogar, als sie aufhörte, gebratene Bananen zu essen, und als sie ihr Haar im senegalesischen Salon auf der South Street flechten ließ und im Kosmetikladen in den Mascara-Vorräten herumstöberte. Dass sie sich das sagte, änderte nichts, denn an jenem Nachmittag in der Küche war eine extravagante Hoffnung erblüht.

Was jetzt ihr Leben bestimmte, war der Gedanke, dass Tracy wieder heraufkommen würde.

Kamara schob die Hühnerbruststücke in den Ofen. Neil gab drei zusätzliche Dollar pro Stunde für die Tage, an denen er nicht rechtzeitig nach Hause kam und sie für Josh das Mittagessen kochte. Es amüsierte sie, wie »Mittagessen kochen« geäußert wurde, dass es wie schwere Arbeit klang, wo es doch in Wirklichkeit eine keimfreie Abfolge von Handgriffen war: Packungen und Tüten öffnen und etwas in den Ofen und die Mikrowelle schieben. Neil hätte den Kerosinherd sehen sollen, denn sie daheim benutzt hatte und der dicke Rauchschwaden produzierte. Der Ofen piepte. Sie arrangierte die Hühnerbruststücke um den kleinen Reisberg auf Joshs Teller.

»Josh«, rief sie. »Das Essen ist fertig. Möchtest du Joghurteis zum Nachtisch?«

»Ja.« Josh grinste und sie dachte, dass seine Lippen genauso geschwungen waren wie die von Tracy. Sie stieß sich die Zehe an der Kante des Küchentresens. Seit Montag letzter Woche stieß sie sich zu oft an irgendetwas.

»Tut’s weh?«, fragte Josh.

Sie rieb sich die Zehe. »Schon gut.«

»Warte, Kamara«, Josh kniete sich auf den Boden und küsste ihren Fuß. »So. Jetzt wird’s wieder gut.«

Sie sah auf seinen kleinen Kopf hinunter, der sich vor ihr beugte, auf dem die Haare sich hilflos ringelten, und sie wollte ihn fest an sich drücken.

»Danke, Josh.«

Das Telefon klingelte. Sie wusste, es war Neil.

»Hi, Kamara. Ist alles in Ordnung?«

»Alles bestens.«

»Wie geht es Josh? Hat er Angst wegen morgen? Ist er aufgeregt?«

»Es geht ihm gut. Wir sind gerade fertig mit Üben.«

»Prima.« Pause. »Kann ich ihm kurz hallo sagen?«

»Er ist im Bad.« Kamara senkte die Stimme und beobachtete, wie Josh den DVD-Player im Wohnzimmer ausschaltete.

»Okay. Ich komme bald. Ich habe gerade meine letzte Klientin buchstäblich aus der Praxis geworfen. Wir haben es geschafft, dass ihr Mann einer außergerichtlichen Einigung zustimmte, und sie fing an, etwas zu anhänglich zu werden.« Er ließ ein kurzes Lachen hören.

»Also gut.« Kamara wollte gerade auflegen, als sie merkte, dass Neil noch am Apparat war.

»Kamara?«

»Ja?«

»Ich mache mir ein wenig Sorgen wegen morgen. Ich bin mir eigentlich nicht sicher, wie gesund diese Art von Wettbewerb in seinem Alter ist.«

Kamara drehte den Wasserhahn auf und spülte die letzten Streifen dunkelgrüner Flüssigkeit fort. »Er wird es gut verkraften.«

»Ich hoffe, wenn wir zu *Zany Brainy* gehen, wird ihn das für ein Weilchen vom Wettbewerb ablenken.«

»Er wird es gut verkraften«, wiederholte Kamara.

»Würden Sie gern mitkommen? Ich bringe Sie hinterher nach Hause.«

Kamara sagte, sie würde lieber nach Hause gehen. Sie wusste nicht, warum sie gelogen hatte, als sie behauptete, Josh sei im Bad; es war einfach so herausgerutscht. Früher hätte sie mit Neil geplaudert und wäre vielleicht mit ihnen ins *Zany Brainy* gegangen, doch ihr war nicht mehr nach dieser verständnisvollen Beziehung mit Neil zumute.

Sie hielt noch immer das Telefon in der Hand, es hatte angefangen, laut zu tuten. Sie berührte den SCHÜTZT-UNSERE-ENGEL-Aufkleber, den

Neil vor kurzem auf die Gabel geklebt hatte, eines Tages, nachdem er ganz aufgeregt angerufen hatte, weil er gerade im Internet das Foto eines Kinderschänders gesehen hatte, der kürzlich in ihre Nähe gezogen war und der genauso aussah wie der Mann vom UPS-Paketdienst. *Wo ist Josh? Wo ist Josh?*, hatte Neil gefragt, als könnte Josh irgendwo anders sein als im Haus. Kamara hatte aufgelegt und ihn bedauert. Sie hatte mittlerweile begriffen, dass das Elternsein in Amerika ein Jonglieren mit Ängsten war und dass das von zu reichlichem Essen herrührte: Ein satter Bauch verschaffte den Amerikanern die Zeit, sich Sorgen darüber zu machen, dass ihr Kind eine seltene Krankheit haben könnte, von der sie gerade gelesen hatten, er brachte sie dazu anzunehmen, sie hätten das Recht, ihr Kind vor Enttäuschung und Mangel und Versagen zu bewahren. Ein satter Bauch verschaffte Amerikanern den Luxus, sich selbst dafür zu loben, dass sie gute Eltern seien, als wäre es die Ausnahme und nicht die Regel, wenn man für sein Kind sorgte. Es belustigte Kamara immer, wenn sie Frauen im Fernsehen darüber reden hörte, wie sehr sie ihre Kinder liebten, welche Opfer sie für sie brachten. Jetzt regte es sie auf. Da ihre Periode jetzt beharrlich Monat für Monat kam, ärgerte sie sich über diese manikürten Frauen mit ihren ohne Mühe empfangenen Babys und den unbekümmerten Ausdrücken wie »gesunde Elternschaft«.

Sie legte auf und zog am schwarzen Aufkleber, um zu prüfen, wie leicht er sich abziehen ließe. Als Neil das Einstellungsgespräch mit ihr führte, war der NEIN-ZU-WAFFEN-Aufkleber silbern gewesen, und es war das Erste gewesen, was sie Tobechi erzählt hatte, wie eigenartig es gewesen war, Neil dabei zu beobachten, wie er immer wieder darübergestrichen hatte, als sei es ein Ritual. Aber Tobechi war an dem Aufkleber nicht interessiert gewesen. Er hatte sie über das Haus ausgefragt, nach Details, die sie gar nicht wissen konnte. War es ein Haus aus der Kolonialzeit? Wie alt war es?

Und die ganze Zeit über leuchteten seine Augen träumerisch-feucht. »Auch wir werden eines Tages in einem Haus in Ardmore oder in einem anderen Vorort an der Hauptbahnstrecke wohnen«, sagte er.

Sie sagte nichts, weil es nicht wichtig für sie war, wo sie wohnten, wichtig war, was aus ihnen geworden war.

Sie hatten sich an der Universität von Nsukka kennengelernt, beide waren sie im letzten Studienjahr gewesen, er studierte Maschinenbau und sie Chemie. Er war ruhig, etwas weltfremd, eher klein, einer, von dem Eltern zu sagen pflegen, er habe eine »großartige Zukunft«. Was sie jedoch anzog, war die Art und Weise, wie er sie mit ehrfürchtigen Blicken ansah, Blicke, die bewirkten, dass sie sich selbst mochte. Nach einem Monat zog sie zu ihm in sein Zimmer im Studentenviertel an einer baumgesäumten Allee des Campus, und sie gingen überall zusammen hin, stiegen auf dasselbe *okada*-Motorrad, Kamara zwischen Tobechi und den Fahrer gezwängt. Sie benutzten gemeinsam die Eimer-Dusche im Bad mit den schleimigen Wänden, sie kochten auf seinem kleinen Herd im Freien, und als seine Freunde anfingen, ihn »Weiberheld« zu nennen, lächelte er, als wüssten sie nicht, was ihnen entging. Die Hochzeit, die stattfand, kurz nachdem beide ihren Nationalen Jugenddienst absolviert hatten, wurde eilig angesetzt, weil ein Onkel, der Pastor war, gerade angeboten hatte, Tobechi bei der Beschaffung eines Visums für Amerika behilflich zu sein, indem er seinen Namen auf die Liste einer Gruppe setzte, die zu einer Konferenz der Evangelischen Glaubensmission fuhr. Amerika bedeutete harte Arbeit, das wussten sie beide, und wer bereit war, hart zu arbeiten, würde es schaffen. Tobechi würde nach Amerika gehen und einen Job finden und zwei Jahre lang arbeiten und eine Green Card bekommen und Kamara nachholen. Aber es vergingen zwei Jahre, dann vier, und sie war in Enugu und unterrichtete

an einer Oberschule und absolvierte einen Teilzeit-Masterstudiengang und wohnte der Taufe der Kinder von Freunden bei, während Tobechi in Philadelphia ein Taxi für einen Nigerianer fuhr, der alle seine Fahrer betrog, weil keiner von ihnen Papiere hatte. Ein weiteres Jahr verging. Tobechi konnte nicht so viel Geld schicken, wie er wollte, weil das meiste davon in etwas investiert wurde, was er »seine Papiere ordnen« nannte. Ihre Tanten begannen immer lauter zu tuscheln: Worauf wartet dieser Junge? Wenn er es nicht schafft und seine Frau nachkommen lassen kann, sollte er uns Bescheid sagen, weil die Zeit für eine Frau schnell vorübergeht! Wenn sie am Telefon miteinander sprachen, hörte sie die Anspannung in seiner Stimme, und sie tröstete ihn und sehnte sich nach ihm und weinte, wenn sie allein war, bis schließlich der Tag da war: Tobechi rief an, um ihr mitzuteilen, dass seine Green Card vor ihm auf dem Tisch lag und dass sie noch nicht einmal grün war.

Kamara würde sich immer daran erinnern, wie verbraucht die klimatisierte Luft war, als sie auf dem Flughafen von Philadelphia ankam. Sie hielt immer noch ihren Pass in der Hand, der auf der Seite mit dem Besuchervisum und Tobechis Namen als Bürgen leicht gefaltet war, als sie in die Ankunftshalle kam und er dort stand, mit hellerer Hautfarbe, rundlich, lachend. Sechs Jahre hatten sie sich nicht gesehen. Sie klammerten sich aneinander. Im Auto erzählte er ihr, dass er in seinen Papieren angegeben habe, er sei unverheiratet, daher würden sie in Amerika noch einmal heiraten, und er würde ihre Green Card beantragen. Als sie in die Wohnung kamen, zog er seine Schuhe aus, und sie blickte auf seine Zehen, dunkel auf dem milchfarbenen Linoleumboden der Küche, und bemerkte, dass auf ihnen jetzt Haare wuchsen. In ihrer Erinnerung waren seine Zehen nicht behaart gewesen. Sie starrte ihn an, während er sprach

und sein Igbo mit einem Englisch mischte, dass einen unvorteilhaft amerikanischen Akzent hatte: »Amah go« für »I will go«. Am Telefon hatte er nicht so gesprochen. Oder doch, und sie hatte es nur nicht bemerkt? War es einfach nur, dass es jetzt anders war, als sie ihn sah, und dass sie den Tobechi von der Universität vorzufinden erwartet hatte? Er grub genüsslich Erinnerungen aus: Weißt du noch, wie wir einmal spätabends *suya* im Regen gekauft haben? Sie wusste es noch. Sie wusste, dass es ein prasselndes Gewitter gegeben hatte, die Glühbirnen hatten geblinkt, und sie hatten das matschige Fleisch vom Grill mit rohen Zwiebeln gegessen, von denen ihnen die Augen tränten. Sie wusste noch, wie sie am nächsten Morgen mit nach Zwiebel stinkendem Atem aufgewacht waren. Sie wusste auch noch, wie ihre Beziehung von müheloser Leichtigkeit geprägt war. Jetzt entstanden ungemütliche Pausen des Schweigens, doch sie sagte sich, das alles besser werden würde, sie waren schließlich lange getrennt gewesen. Im Bett fühlte sie nichts außer der zähen Reibung von Haut an Haut, und sie wusste noch genau, wie es zwischen ihnen gewesen war, er schweigend und sanft und fest, sie laut und klammernd und sich windend. Nun fragte sie sich, ob es überhaupt derselbe Tobechi war, diese Person, die so eifrig, so theatralisch wirkte und die, das war das beunruhigendste von allem, mit diesem falschen Akzent zu reden angefangen hatte, der bei ihr den Wunsch erweckte, ihn zu ohrfeigen. *I wanna fuck you. I’m gonna fuck you.* Am ersten Wochenende zeigte er ihr Philadelphia, sie liefen in der Altstadt auf und ab, bis sie erschöpft war und er sie auf einer Bank Platz nehmen ließ, während er eine Flasche Wasser kaufen ging. Als er zu ihr zurückkam in seinen etwas ausgebeulten Jeans und einem T-Shirt, hinter sich die orangerote Sonne, dachte sie einen Moment lang, es sei jemand anders, den sie überhaupt nicht kannte. Er kam von seinem neuen Job als Manager bei Burger King stets mit einem kleinen Geschenk nach Hause:

die neueste Ausgabe der Zeitschrift *Essence*, Maltina aus dem Afrikaladen, ein Schokoriegel. Am Tag, als sie in ein Gerichtsgebäude gingen, um vor einer Frau mit ungeduldigem Gesichtsausdruck ihr Ehegelöbnis abzulegen, pfiff er glücklich vor sich hin, während er sich den Schlips band, und sie beobachtete ihn mit einer Art verzweifelter Traurigkeit und wollte so gern seine Freude fühlen. Es gab Gefühle, die sie festhalten wollte, die einfach nicht mehr da waren.

Während er auf Arbeit war, ging sie in der Wohnung auf und ab und sah fern und aß alles, was im Kühlschrank war, sogar löffelweise Margarine, nachdem sie das Brot aufgegessen hatte. Ihre Kleider spannten in der Taille und unter den Achseln, deshalb gewöhnte sie sich an, nur mit ihrem *abada*-Tuch herumzulaufen, das sie locker um sich gewickelt und unter dem Arm verknotet hatte. Endlich war sie mit Tobechi in Amerika, endlich mit ihrem Mann zusammen, und sie fühlte nur Lustlosigkeit. Sie meinte, nur mit Chinwe wirklich reden zu können. Chinwe war die Freundin, die ihr nie gesagt hatte, es sei töricht, auf Tobechi zu warten, und wenn sie Chinwe erzählte, dass sie ihr Bett nicht mochte, und dennoch am Morgen nicht daraus aufstehen wollte, würde Chinwe ihre Verwirrung verstehen.

Sie rief Chinwe an, und Chinwe fing gleich nach dem ersten »Hallo« und *kedu* an zu weinen. Eine weitere Frau war von Chinwes Mann schwanger, und er wollte den Brautpreis bezahlen, weil Chinwe zwei Töchter hatte und die Frau aus einer Familie mit vielen Söhnen stammte. Kamara versuchte Chinwe zu trösten, wetterte gegen den nutzlosen Mann und beendete dann das Gespräch, ohne ein Wort über ihr neues Leben geäußert zu haben; sie konnte doch nicht darüber klagen, keine Schuhe zu haben, wenn sie zu einer Person sprach, die keine Beine hatte.

Ihrer Mutter erzählte sie am Telefon, dass alles gut sei. »Bald werden wir das Trappeln kleiner Füßchen hören«, sagte ihre Mutter und sie sagte

»*Ise!*«, um zu zeigen, dass sie den Segensspruch unterstützte. Und so war es auch: Sie hatte sich angewöhnt, die Augen zu schließen, während Tobechi auf ihr war, und strengte sich an, schwanger zu werden, denn auch wenn sie das nicht aus ihrer Verstörung herausholen sollte, würde es ihr doch wenigstens etwas geben, worum sie sich kümmern konnte. Tobechi hatte ihr Antibabypillen mitgebracht, weil er ein Jahr nur für sie beide wollte, um etwas nachzuholen, um sich aneinander zu erfreuen, doch sie spülte jeden Tag eine Pille die Toilette hinunter und wunderte sich, wie er den Grauschleier ignorieren konnte, der über ihren Tagen lag, die harten Dinge, die sich zwischen sie gedrängt hatten. Am vergangenen Montag aber hatte er die Veränderung an ihr dann doch bemerkt.

»Du bist so fröhlich heute, Kam«, sagte er, als er sie an diesem Abend umarmte. Er schien glücklich darüber zu sein, dass sie fröhlich war. Es erregte sie gleichzeitig und machte sie traurig, dass sie dieses Wissen hatte, das sie nicht mit ihm teilen konnte, dass sie plötzlich wieder an Möglichkeiten glaubte, die nichts mit ihm zu tun hatten. Sie konnte ihm nicht erzählen, wie Tracy in die Küche gekommen war und wie überrascht sie gewesen war, weil sie aufgehört hatte, sich Gedanken darüber zu machen, was das für eine Mutter war.

»Hi, Kamara«, hatte Tracy beim Näherkommen gesagt. «Ich bin Tracy.« Ihre Stimme war tief und ihr fraulicher Körper war geschmeidig und ihr Pullover und ihre Hände waren mit Farbe bekleckst.

»Oh, hallo«, sagte Kamara lächelnd. »Es freut mich, Sie endlich kennenzulernen, Tracy.«

Kamara streckte die Hand aus, doch Tracy trat dicht an sie heran und berührte ihr Kinn. »Haben Sie jemals eine Zahnspange getragen?«

»Eine Zahnspange?«

»Ja.«

»Nein, nein.«

»Sie haben wunderschöne Zähne.«

Tracys Hand war immer noch an ihrem Kinn und hob ihren Kopf leicht an und Kamara fühlte sich zuerst wie ein bewundertes kleines Mädchen und dann wie eine Braut. Sie lächelte wieder. Sie spürte ihren Körper ungewöhnlich stark, und Tracys Augen, die so eng beieinanderstanden, so außerordentlich eng.

»Haben Sie schon mal einem Künstler Modell gestanden?«, fragte Tracy.

»Nein … nein.«

Josh kam in die Küche und lief zu Tracy, sein Gesicht leuchtete auf. »Mami!« Tracy drückte ihn und küsste ihn und zerzauste ihm das Haar. »Bist du mit deiner Arbeit fertig, Mami?« Er hing an ihrer Hand.

»Noch nicht, Süßer.« Sie schien mit der Küche vertraut zu sein. Kamara hatte erwartet, dass sie nicht wusste, wo die Gläser standen oder wie man den Wasserfilter bediente. »Ich komme einfach nicht weiter, ich stecke fest, da dachte ich, ich komme mal für ein Weilchen nach oben.« Sie strich Joshs Haar glatt. Sie wandte sich an Kamara. »Es steckt genau hier in meiner Kehle fest, verstehen Sie?«

»Ja«, sagte Kamara, obwohl sie nichts verstand. Tracy sah ihr auf eine Weise direkt in die Augen, dass Kamara ganz seltsam wurde.

»Neil sagt, dass Sie einen Master-Abschluss haben«, sagte Tracy.

»Ja.«

»Das ist wunderbar. Ich habe das College gehasst und konnte es kaum erwarten, es hinter mir zu lassen!« Sie lachte. Kamara lachte. Josh lachte. Tracy sah flüchtig die Post auf dem Tisch durch, nahm einen Umschlag zur Hand und riss ihn auf und legte ihn wieder hin. Kamara und Josh sahen ihr schweigend zu. Dann drehte sie sich um. »Okay, ich werde wohl besser wieder an die Arbeit gehen. Bis später Leute.«

»Warum zeigen Sie Josh nicht, woran Sie arbeiten?«, fragte Kamara, weil sie den Gedanken nicht ertragen konnte, dass Tracy fortging.

Der Vorschlag schien Tracy einen Moment lang den Atem zu verschlagen, dann blickte sie auf Josh hinunter. »Möchtest du es sehen, Kleiner?«

»Yeah!«

Im Souterrain lehnte ein großes Gemälde an der Wand.

»Es ist schön«, sagte Josh. »Stimmt's, Kamara?«

Für sie sah es aus wie zufällige leuchtende Farbspritzer. »Ja, es ist sehr hübsch.«

Sie interessierte sich mehr für das Souterrain selbst, wo Tracy praktisch lebte, die durchgelegene Couch, die vollgestellten Tische und die Becher mit Kaffeeflecken. Tracy kitzelte Josh und Josh lachte. Tracy wandte sich an sie. »Tut mir leid, dass es hier so unaufgeräumt ist.«

»Nein, es ist in Ordnung.« Sie wollte Tracy anbieten, für sie aufzuräumen, irgendetwas, um hierzubleiben.

»Neil sagt, dass Sie gerade erst in die Staaten gekommen sind? Ich würde gern von Nigeria hören. Vor einigen Jahren war ich in Ghana.«

»Oh.« Kamara zog den Bauch ein. »Hat es Ihnen in Ghana gefallen?«

»Sehr. Das Mutterland durchdringt mein ganzes Werk.« Tracy kitzelte Josh, doch ihr Blick war unverwandt auf Kamara gerichtet. »Sind Sie Yoruba?«

»Nein, Igbo.«

»Was bedeutet Ihr Name? Spreche ich ihn richtig aus? Ka-mara?«

»Ja. Er ist eine Kurzform von Kamarachizuoroanyi: ›Möge Gottes Gnade für uns alle ausreichen‹.«

»Er ist schön, wie Musik. Kamara, Kamara. Kamara.«

Kamara stellte sich vor, wie Tracy das noch einmal sagte, es ihr diesmal ins Ohr flüsterte. *Kamara, Kamara, Kamara*, würde sie sagen, während ihre Leiber sich zur Musik des Namens wiegten.

Josh rannte mit einem Pinsel in der Hand los, und Tracy rannte ihm hinterher; sie kamen Kamara ganz nah. Tracy blieb stehen. »Gefällt Ihnen der Job, Kamara?«

»Ja.« Kamara war überrascht. »Josh ist ein sehr lieber Junge.«

Tracy nickte. Sie streckte die Hand aus und berührte wieder ganz sanft Kamaras Gesicht. Ihr Augen funkelten im Licht der Halogenlampen.

»Würden Sie sich für mich ausziehen?«, fragte sie so leise wie ein Hauch, so leise, dass Kamara nicht sicher war, ob sie recht gehört hatte. »Ich würde Sie malen. Aber es würde keine große Ähnlichkeit mit Ihnen haben.«

Kamara wusste, dass ihr Atem nicht mehr normal ging. »Oh. Ich weiß nicht«, sagte sie.

»Überlegen Sie es sich«, sagte Tracy, bevor sie sich Josh zuwandte und ihm mitteilte, dass sie wieder an die Arbeit gehen müsse.

»Zeit für deinen Spinatsaft, Josh«, sagte Kamara mit zu lauter Stimme und ging nach oben. Sie wünschte sich, ihre Antwort wäre kühner gewesen, sie wünschte sich, Tracy würde wieder hochkommen.

Neil hatte sich gerade erst entschlossen, Josh Schokostreusel zu gestatten, weil er in einem neuen Buch gelesen hatte, dass sein zuckerfreier Süßstoff krebserregend sei. Daher aß Josh sein Bio-Joghurteis mit Schokostreuseln, als die Garagentür sich öffnete. Neil trug einen eleganten dunklen Anzug. Er legte seine Ledermappe auf den Tresen, begrüßte Kamara und stürzte sich dann auf Josh. »Hallo, Kleiner!«

»Hi, Papa.« Josh gab ihm einen Kuss und lachte, als Neil seinen Nacken beschnupperte.

»Wie lief die Leseübung mit Kamara?«

»Gut.«

»Bist du aufgeregt, Kleiner? Du wirst das großartig machen, ich wette, du gewinnst. Und wenn nicht, ist es auch egal, weil du für Papa trotzdem ein Sieger bist. Bist du bereit für *Zany Brainy*? Das wird bestimmt lustig. Der erste Besuch von Kumpel Käsekugel!«

»Ja.« Josh schob seinen Teller beiseite und fing an, seine Schulmappe zu durchsuchen.

»Ich schau mir deine Schulsachen später an«, sagte Neil.

»Ich finde meine Schnürsenkel nicht. Ich habe sie auf dem Spielplatz rausgemacht.« Josh zog ein Stück Papier aus seiner Mappe. Seine verdreckten Schnürsenkel waren darumgewickelt, und er zog sie herunter. »Oh, guck mal! Weißt du noch, die besonderen Familienschabbatkarten, die meine Klasse gemalt hat, Papa?«

»Ist sie das?«

»Ja!« Josh hielt die mit Buntstift bemalte Karte hoch und drehte sie hin und her. In seiner frühreif guten Handschrift standen dort die Worte: *Kamara, ich bin froh, dass wir eine Familie sind. Schabbat schalom.*

»Ich habe vergessen, sie dir letzten Freitag zu geben, Kamara. Jetzt muss ich bis morgen warten, bevor ich sie dir gebe, okay?«, sagte Josh mit ernstem Gesicht.

»Okay, Josh«, sagte Kamara. Sie spülte seinen Teller für den Geschirrspüler ab.

Neil nahm Josh die Karte aus der Hand. »Weißt du, Josh«, sagte er, als er die Karte zurückgab, »es ist ganz lieb von dir, das Kamara zu schenken,

aber Kamara ist deine Kinderfrau und deine Freundin, und das war für die Familie bestimmt.«

»Miss Leah hat gesagt, dass ich das machen kann.«

Neil sah zu Kamara hin, als suche er ihre Unterstützung, doch Kamara blickte weg und konzentrierte sich auf den Geschirrspüler.

»Können wir los, Papa?«, fragte Josh.

»Klar.«

Bevor sie gingen, sagte Kamara: »Viel Glück morgen, Josh.«

Kamara sah sie in Neils Jaguar fortfahren. Es juckte ihr in den Füßen, an Tracys Tür zu klopfen und irgendetwas anzubieten: Kaffee, ein Glas Wasser, ein Sandwich, sich selbst. Im Bad tätschelte sie ihr frisch geflochtenes Haar, zog Lip-Gloss und Mascara nach und stieg dann langsam die Treppe hinunter, die zum Souterrain führte. Viele Male blieb sie stehen und ging zurück. Schließlich lief sie schnell hinunter und klopfte an die Tür. Sie klopfte wieder und wieder.

Tracy öffnete. »Ich dachte, Sie wären gegangen«, sagte sie, und ihre Miene war kühl. Sie trug ein ausgeblichenes T-Shirt und farbbeschmierte Jeans, und ihre Augenbrauen waren so dick und gerade, dass sie künstlich aussahen.

»Nein.« Kamara fühlte sich ungemütlich. *Warum sind Sie seit Montag letzter Woche nicht hochgekommen? Warum haben Ihre Augen bei meinem Anblick nicht aufgeleuchtet?*

»Neil und Josh sind gerade los zu *Zany Brainy*. Ich drücke Josh die Daumen für morgen.«

»Ja.« In Tracys Benehmen war etwas, was gereizte Ungeduld war, befürchtete Kamara.

»Ich bin sicher, dass Josh gewinnt«, sagte Kamara.

»Könnte gut sein.«

Tracy schien rückwärts zu gehen, als wolle sie gleich die Tür schließen.

»Brauchen Sie etwas?«, fragte Kamara.

Langsam lächelte Tracy. Sie kam nun heran, näher an Kamara heran, zu nah, ihr Gesicht dicht vor Kamaras. »Sie *werden* sich für mich ausziehen«, sagte sie.

»Ja.« Kamara hielt den Bauch eingezogen, bis Tracy sagte: »Gut. Aber nicht heute. Heute ist kein guter Tag«, und verschwand ins Zimmer.

Schon ehe Kamara Josh am darauffolgenden Nachmittag ansah, wusste sie, dass er nicht gewonnen hatte. Er saß vor einem Teller mit Keksen, trank ein Glas Milch, und Neil stand neben ihm. Eine hübsche Blondine in schlecht sitzenden Jeans schaute sich die Fotos von Josh an, die am Kühlschrank klebten.

»Hi, Kamara. Wir sind gerade zurück«, sagte Neil. »Josh war phantastisch. Er hätte es wirklich verdient, zu gewinnen. Er war klar das Kind, das sich die größte Mühe gegeben hatte.«

Kamara fuhr Josh durchs Haar. »Hallo, Joshy.«

»Hi, Kamara«, sagte Josh und stopfte sich einen Keks in den Mund.

»Das ist Maren«, sagte Neil. »Sie ist Joshs Französischlehrerin.«

Die junge Frau begrüßte Kamara und gab ihr die Hand und ging dann ins Zimmer nebenan. Die Jeans saßen zu eng im Schritt, auf den Wangen waren zu knallige Rougeflecken und sie war überhaupt nicht so, wie sich Kamara eine Französischlehrerin vorgestellt hatte.

»Der Lesewettbewerb hat ihre Unterrichtszeit beschnitten, deshalb habe ich gedacht, sie könnten den Unterricht hier nachholen, und Maren war so freundlich und hat zugestimmt. Ist das in Ordnung, Kamara?«, fragte Neil.

»Natürlich.« Und plötzlich mochte sie Neil wieder, und sie mochte, wie die Jalousien das Sonnenlicht zerschnitten, das in die Küche drang, und sie

mochte, dass die Französischlehrerin hier war, weil sie, wenn der Unterricht begann, nach unten gehen und Tracy fragen würde, ob es die rechte Zeit sei, sich auszuziehen. Sie trug einen neuen Balconnet-BH.

»Ich mache mir Sorgen«, sagte Neil. »Ich glaube, ich tröste ihn mit einer Überdosis Zucker. Er hat zwei Lollipops gehabt. Zudem sind wir zu Baskin-Robbins Eis essen gegangen.« Neil flüsterte, obwohl Josh es hören konnte. Es war dieselbe unnötig gedämpfte Sprechweise, mit der Neil ihr von den Büchern erzählt hatte, die er für Joshs Vorschulkurs im Tempel Beth Hillel gestiftet hatte, Bücher über äthiopische Juden, mit Abbildungen von Menschen, deren Hautfarbe goldbraun war, doch Josh hatte gesagt, der Lehrer habe ihnen die Bücher nie vorgelesen. Kamara erinnerte sich, wie dankbar Neil ihre Hand ergriffen hatte, als sie gesagt hatte: »Josh wird es gutgehen«, als brauche Neil nur jemanden, der das sagte.

Jetzt sagte Kamara: »Er wird es verkraften.«

Neil nickte langsam. »Ich weiß nicht.«

Sie drückte Neil die Hand. Großmut erfüllte sie.

»Danke, Kamara.« Neil machte eine Pause. »Ich gehe jetzt besser. Ich komme heute spät zurück. Könnten Sie freundlicherweise das Essen machen?«

»Natürlich.« Kamara lächelte wieder. Vielleicht bliebe Zeit, wieder hinunter ins Souterrain zu gehen, während Josh aß, vielleicht würde Tracy sie bitten, zu bleiben, und sie würde Tobechi anrufen und ihm sagen, es hätte einen Notfall gegeben und sie müsse sich über Nacht um Josh kümmern. Die Tür zum Souterrain öffnete sich. Kamaras Erregung sorgte für ein dumpfes Pochen in ihren Schläfen, und das Pochen verstärkte sich, als Tracy in ihren Leggings und dem farbbefleckten Hemd erschien. Sie drückte und küsste Josh. »He, du bist mein Sieger, Kleiner, mein ganz spezieller Sieger.«

Kamara war zufrieden, dass Tracy Neil nicht küsste, dass sie »Hallo« zueinander sagten, als wären sie Bruder und Schwester.

»He, Kamara«, sagte Tracy und Kamara sagte sich, der Grund, weshalb Tracy normal wirkte und nicht hocherfreut über ihren Anblick, war der, dass sie nicht wollte, dass Neil etwas merkte.

Tracy öffnete den Kühlschrank, nahm einen Apfel und seufzte. »Ich stecke total fest. Total fest«, sagte sie.

»Es wird gut werden«, murmelte Neil. Und dann fügte er mit erhobener Stimme hinzu, damit Maren nebenan ihn hören konnte: »Du kennst Maren noch nicht, wie?«

Neil machte sie miteinander bekannt. Maren streckte die Hand aus und Tracy nahm sie.

»Tragen Sie Kontaktlinsen?«, fragte Tracy.

»Kontaktlinsen? Nein.«

»Sie haben die ungewöhnlichsten Augen. Veilchenblau.« Tracy hielt immer noch Marens Hand.

»Oh. Danke!« Maren kicherte nervös.

»Sie sind wirklich veilchenblau.«

»Oh … ja, ich glaube schon.«

»Haben Sie schon einmal einem Künstler Modell gestanden?«

»Oh … nein …« Weiteres Gekicher.

»Sie sollten es sich überlegen«, sagte Tracy.

Sie führte den Apfel zum Mund und biss langsam hinein, während ihr Blick nicht von Marens Gesicht wich. Neil beobachtete die beiden mit einem nachsichtigen Lächeln, und Kamara blickte weg. Sie setzte sich neben Josh und nahm einen Keks von seinem Teller.

Jumping Monkey Hill

Die Hütten hatten alle strohgedeckte Dächer. Namen wie »Pavianhütte« und »Stachelschweinhaus« standen handgemalt neben den Holztüren, die auf die Kopfsteinpflaster-Wege hinausführten, und die Fenster waren geöffnet, so dass die Gäste zum Rauschen der Jakarandabäume und dem stetigen, beruhigenden Wellenschlag des Ozeans aufwachten. Die Korbtabletts boten eine Auswahl feiner Tees. Am Vormittag machten diskrete schwarze Zimmermädchen das Bett, säuberten die elegante Badewanne, saugten den Teppich und stellten wilde Blumen in kunsthandwerkliche Vasen. Ujunwa fand es seltsam, dass der Workshop für afrikanische Schriftsteller hier abgehalten wurde, in Jumping Monkey Hill, im Umland von Kapstadt. Der Name selbst war unpassend, und der Urlaubsort hatte die Selbstgefälligkeit der Gutgenährten an sich, es war ein Ort, wo sie sich reiche ausländische Touristen vorstellte, die durch die Gegend liefen und Fotos von Eidechsen schossen und dann nach Hause fuhren und meist immer noch nicht wussten, dass es mehr schwarze Menschen als Rotkappeneidechsen in Südafrika gab. Später erfuhr sie dann, dass Edward Campbell den Ort ausgewählt hatte; er hatte hier einige Wochenenden verbracht, als er vor Jahren Dozent an der Universität von Kapstadt gewesen war.

Aber an dem Nachmittag, als Edward – ein alter Mann, der einen Sommerhut trug und beim Lächeln zwei bräunlich verfärbte Schneidezähne zeigte – sie vom Flughafen abholte, wusste sie das nicht. Er küsste sie auf beide Wangen. Er fragte sie, ob sie irgendwelche Probleme mit ihrem Prepaidticket in Lagos gehabt habe, ob sie etwas dagegen habe, auf den

Mann aus Uganda zu warten, dessen Flugzeug bald ankommen werde, ob sie Hunger habe. Er erzählte ihr, dass seine Frau Isabel bereits die meisten anderen Teilnehmer des Workshops abgeholt habe und dass die als bezahlte Mitarbeiter mit ihnen aus London gekommenen Freunde Simon und Hermione im Urlaubsort schon einen Begrüßungslunch vorbereiteten. Er setzte sich mit Ujunwa auf eine Bank im Ankunftsbereich. Er balancierte das Schild mit dem Namen des Uganders auf der Schulter und erzählte ihr, welch hohe Luftfeuchtigkeit um diese Jahreszeit in Kapstadt herrsche, wie zufrieden er mit den Vorkehrungen sei, die für den Workshop getroffen worden seien. Er dehnte seine Worte. Sein Akzent war vornehm – *posh*, wie die Briten sagten –, von der Art, die einige reiche Nigerianer nachzuahmen versuchten, womit sie dann ungewollt komisch wirkten. Ujunwa überlegte, ob er derjenige war, der sie für den Workshop ausgewählt hatte. Wahrscheinlich nicht; es war der British Council gewesen, der zu Bewerbungen aufgefordert und dann die besten ausgewählt hatte.

Edward war ein wenig näher an sie herangerückt. Er fragte, was sie zu Hause in Nigeria mache. Ujunwa täuschte ein breites Gähnen vor und hoffte, dass er zu reden aufhören würde. Er wiederholte seine Frage und erkundigte sich, ob sie Urlaub genommen habe, um an dem Workshop teilzunehmen. Er beobachtete sie konzentriert. Er hätte alles zwischen fünfundsechzig und neunzig sein können. Von seinem Gesicht konnte sie sein Alter nicht ablesen; es war angenehm, doch formlos, als hätte ihn Gott, als er ihn schuf, gegen eine Wand geschlagen und dann seine Gesichtszüge wahllos verwischt. Sie lächelte ausweichend und sagte, dass sie kurz vor ihrer Abreise aus Lagos ihren Job verloren habe – einen Job bei einer Bank – und daher keinen Urlaub nehmen musste. Sie gähnte wieder. Er schien noch mehr wissen zu wollen und sie wollte nicht mehr sagen, und daher war sie erleichtert, als sie den Ugander auf sich zukommen sah.

Der Ugander sah müde aus. Er war Anfang dreißig, hatte ein eckiges Gesicht und dunkle Haut, ungekämmte Haare, die sich zu kleinen Kügelchen zusammengerollt hatten. Er verbeugte sich, als er Edwards Hand mit seinen beiden Händen schüttelte, drehte sich dann zu Ujunwa und murmelte ein »Hallo«. Er nahm auf dem Vordersitz des Renault Platz. Die Fahrt zu dem Urlaubsort war lang, auf Straßen, die willkürlich in die steilen Berge geschlagen waren, und Ujunwa fragte sich besorgt, ob Edward nicht zu alt sei, um so schnell zu fahren. Sie hielt den Atem an, bis sie bei den zusammengedrängten Strohdächern und gepflegten Pfaden angekommen waren. Eine lächelnde blonde Frau führte sie zu ihrer Hütte, »Zebra-Lager«, die ein Bett mit vier Pfosten und nach Lavendel riechender Bettwäsche hatte. Ujunwa setzte sich einen Augenblick aufs Bett und erhob sich dann, um auszupacken. Ab und zu schaute sie aus dem Fenster, um die Baumkronen nach dort lauernden Affen abzusuchen.

Leider gebe es keine, informierte Edward später die Teilnehmer, als sie unter rosa Schirmen auf der Terrasse zu Mittag aßen. Ihre Tische waren dicht ans Geländer gerückt worden, damit sie auf das türkisblaue Meer hinuntersehen konnten. Er zeigte auf jeden Teilnehmer und stellte alle vor. Die weiße Südafrikanerin kam aus Durban, während der Schwarze aus Johannesburg war. Der Tansanier kam aus Arusha, der Ugander aus Entebbe, die Simbabwerin aus Bulawayo, der Kenianer aus Nairobi und die Senegalesin, mit dreiundzwanzig die Jüngste, war aus Paris eingeflogen, wo sie die Universität besuchte.

Zuletzt stellte Edward Ujunwa vor: »Ujunwa Ogundu ist unsere nigerianische Teilnehmerin und sie lebt in Lagos.« Ujunwa schaute sich am Tisch um und überlegte, mit wem sie sich wohl verstehen würde. Die Senegalesin war am vielversprechendsten, mit dem respektlosen Funkeln in ihren Augen und den silbernen Strähnchen in ihren dicken Dreadlocks. Die

Simbabwerin hatte längere, dünnere Dreadlocks und die Kaurischnecken darin klirrten, wenn sie den Kopf von einer Seite zur anderen bewegte. Sie wirkte hyperaktiv und Ujunwa dachte, sie könnte sie mögen, aber nur so, wie sie Alkohol mochte – in geringen Dosen. Der Kenianer und der Tansanier sahen durchschnittlich aus, fast nicht zu unterscheiden – große Männer mit breiten Stirnen, die zerzauste Bärte und gemusterte kurzärmlige Hemden trugen. Sie dachte, sie würde sie in der unaufwendigen Art mögen, in der man harmlose Leute mochte. Bei den beiden Südafrikanern war sie sich nicht sicher: Die Weiße hatte ein zu ernstes Gesicht, humorlos und ungeschminkt, und der Schwarze sah geduldig fromm aus, wie ein Zeuge Jehovas, der von Tür zu Tür ging und auch dann noch lächelte, wenn man ihm jede Tür vor der Nase zuschlug. Was den Ugander betraf, so hatte er Ujunwa vom Flughafen an missfallen und das verstärkte sich jetzt noch, wegen seiner speichelleckerischen Art, wie er auf Edwards Fragen antwortete, wie er sich vorbeugte, um nur mit Edward zu sprechen, und die anderen Teilnehmer ignorierte. Im Gegenzug sprachen sie kaum mit ihm. Sie wussten alle, dass er der Gewinner des letzten Lipton-Preises für afrikanische Schriftsteller war, mit einem Preisgeld von 15000 Pfund. Sie bezogen ihn nicht in ihr höfliches Gespräch über ihre Flüge mit ein.

Nachdem sie das Huhn in Sahnesauce mit Kräutern gegessen und das Mineralwasser mit Kohlensäure getrunken hatten, das in glänzenden Flaschen kam, erhob sich Edward, um die Begrüßungsansprache zu halten. Beim Reden schielte er und sein dünnes Haar flatterte im Wind, der nach Meer roch. Er fing damit an, ihnen zu erzählen, was sie schon wussten – dass der Workshop zwei Wochen dauern werde; dass es seine Idee gewesen sei, aber natürlich großzügigerweise von der *Chamberlain Arts Foundation* gesponsert werde, genauso wie der Lipton-Preis für afrikanische Schriftsteller seine Idee gewesen sei und auch von den guten Leuten der

Stiftung gesponsert werde; dass von ihnen allen erwartet wurde, dass sie eine Geschichte für eine mögliche Veröffentlichung im *Oratory* produzierten; dass Laptops in den Hütten bereitgestellt würden; dass sie während der ersten Woche schreiben und die Arbeit aller Teilnehmer während der zweiten Woche besprechen würden; und dass der Ugander der Workshop-Leiter sein würde. Dann sprach er von sich, dass er sich seit vierzig Jahren für afrikanische Literatur eingesetzt habe – eine lebenslange Passion, die in Oxford begonnen hatte. Er blickte oft zum Ugander hin. Der Ugander nickte eifrig, um jeden Blick zu honorieren. Zum Schluss stellte Edward seine Frau Isabel vor, obwohl sie schon alle mit ihr bekannt gemacht worden waren. Er erzählte ihnen, sie sei eine Kämpferin für die Rechte der Tiere, eine Afrikakennerin, die ihre Jahre als Teenager in Botswana verbracht hatte. Er sah stolz aus, als sie sich erhob, als ob ihre große und schlanke Eleganz ausgliche, woran es seiner äußeren Erscheinung mangelte. Ihr Haar war mattrot, so geschnitten, dass Fransen ihr Gesicht einrahmten. Sie betupfte es, während sie sagte: »Edward, wirklich, was für eine Einführung.« Ujunwa stellte sich jedoch vor, dass Isabel dieses Vorstellen gewollt hatte, dass sie Edward vielleicht sogar daran erinnert und gesagt hatte: Also, Lieber, denke daran, dass du mich beim Essen ordentlich vorstellst. Ihr Tonfall war sicher zart gewesen.

Beim Frühstück am Tag darauf benutzte Isabel einen ebensolchen Tonfall, als sie neben Ujunwa saß und sagte, mit diesem exquisiten Knochenbau müsse Ujunwa doch sicherlich aus nigerianisch-königlichem Geblüt stammen. Das Erste, was Ujunwa einfiel, war die Frage, ob Isabel je königliches Geblüt bemühe, um das gute Aussehen von Freunden daheim in London zu erklären. Sie stellte diese Frage nicht, sondern sagte stattdessen – weil sie einfach nicht widerstehen konnte –, dass sie in der Tat eine Prinzessin sei und aus einem alten Geschlecht stamme und dass einer ihrer

Vorfahren im 17. Jahrhundert einen portugiesischen Kaufmann gefangen genommen und ihn, verwöhnt und geölt, in einem königlichen Käfig gehalten hätte. Sie verstummte, um ihren Preiselbeersaft zu schlürfen und in ihr Glas zu lächeln. Isabel sagte fröhlich, sie könne königliches Geblüt immer ausmachen, und sie hoffe, dass Ujunwa ihre Kampagne gegen die Wilderei unterstützen werde, und es sei einfach gräßlich, wie viele gefährdete Affenarten die Menschen töten würden, und sie würden sie nicht etwa essen, das ganze Gerede von Buschfleisch könne man vergessen, sie würden nur die Geschlechtsteile für Talismane benutzen.

Nach dem Frühstück rief Ujunwa ihre Mutter an und berichtete ihr vom Urlaubsort und von Isabel und freute sich, als ihre Mutter kicherte. Sie beendete das Gespräch und saß vor ihrem Laptop und dachte darüber nach, wie lange es her war, dass sie ihre Mutter richtig lachen gehört hatte. Sie saß lange dort und fuhr mit der Maus hin und her und versuchte sich zu entscheiden, ob sie ihrer Figur einen gebräuchlichen Namen wie Chioma geben sollte oder einen exotischen wie Ibari.

Chioma lebt mit ihrer Mutter in Lagos. Sie hat in Nsukka ein Studium der Ökonomie absolviert, hat vor kurzem ihren Nationalen Jugenddienst hinter sich gebracht, und jeden Donnerstag kauft sie den Guardian *und durchforstet die Stellenangebote und schickt ihren Lebenslauf in braunen Umschlägen fort. Wochenlang hört sie nichts. Schließlich kommt ein Anruf und sie wird zu einem Vorstellungsgespräch eingeladen. Nach den ersten paar Fragen sagt der Mann, dass er sie einstellen will, und kommt dann zu ihr herüber und steht hinter ihr und langt über ihre Schultern, um ihre Brüste zu begrapschen. Sie zischt: »Blödmann! Können Sie sich nicht benehmen!«, und geht. Es folgen Wochen des Schweigens. Sie hilft in der Boutique ihrer Mutter aus. Sie schickt weitere Umschläge los. Beim*

nächsten Vorstellungsgespräch sagt ihr die Frau im unnatürlichsten, albernsten Akzent, den Chioma je gehört hat, dass sie jemanden will, der im Ausland studiert hat, und Chioma lacht fast, als sie geht. Weitere Wochen des Schweigens. Chioma hat ihren Vater seit Monaten nicht gesehen, aber sie entschließt sich, ihn in seinem neuen Büro auf Victoria Island aufzusuchen, um ihn zu fragen, ob er ihr bei der Jobsuche helfen könne. Ihr Treffen verläuft angespannt. »Warum bist du vorher nie gekommen, eh?«, fragt er und tut so, als sei er verärgert. Sie weiß, dass es für ihn einfacher ist, verärgert zu sein, es ist einfacher, sich über Menschen zu ärgern, nachdem man sie verletzt hat. Er tätigt einige Anrufe. Er gibt ihr eine dünne Rolle mit Zweihundert-Naira-Scheinen. Er fragt nicht nach ihrer Mutter. Sie bemerkt, dass das Foto der Gelben Frau auf seinem Schreibtisch steht. Ihre Mutter hat sie gut beschrieben: »Sie hat sehr helle Haut, sie sieht wie ein Mischling aus, und die Sache ist die, dass sie nicht einmal hübsch ist, sie hat ein Gesicht wie eine überreife gelbe Papaya.«

Der Kronleuchter im Hauptspeisesaal von Jumping Monkey Hill hing so tief, dass Ujunwa die Hand ausstrecken und ihn berühren konnte. Edward saß an dem einen Ende der langen, weißgedeckten Tafel, Isabel am anderen und die Teilnehmer dazwischen. Die Hartholzböden polterten laut, als die Kellner herumgingen und die Speisekarten verteilten. Straußenmedaillons. Geräucherter Lachs. Huhn in Apfelsinensauce. Edward drängte alle, den Strauß zu essen. Der sei einfach *kö-ö-öst*-lich. Ujunwa konnte sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, einen Strauß zu essen, wusste nicht einmal, dass man Strauß essen konnte, und als sie das sagte, lachte Edward gutmütig und sagte, dass Strauß natürlich ein afrikanisches Hauptnahrungsmittel sei. Alle anderen bestellten den Strauß, und als Ujunwas Huhn, zu zitronensauer, kam, dachte sie, dass sie vielleicht doch

den Strauß hätte nehmen sollen. Er sah sowieso wie Rind aus. Sie trank mehr Alkohol als je zuvor in ihrem Leben, zwei Gläser Wein, und sie war angeheitert und unterhielt sich mit der Senegalesin über die besten Pflegemethoden für natürliches schwarzes Haar: keine Silikonprodukte, viel Sheabutter, nur im nassen Zustand kämmen. Sie hörte Bruchstücke von Edwards Gespräch über Wein mit an: Chardonnay sei schrecklich langweilig.

Hinterher versammelten sich die Teilnehmer im Pavillon – ausgenommen der Ugander, der abseits mit Edward und Isabel zusammensaß. Sie schlugen fliegende Insekten tot und tranken Wein und lachten und zogen einander auf: Ihr Kenianer seid zu unterwürfig! Ihr Nigerianer seid zu aggressiv! Ihr Tansanier habt kein Gespür für Mode! Ihr Senegalesen habt euch von den Franzosen einer Gehirnwäsche unterziehen lassen! Sie unterhielten sich über den Krieg im Sudan, über den Niedergang der Reihe »Afrikanische Schriftsteller«, über Bücher und Schriftsteller. Sie waren übereinstimmend der Meinung, dass Dambudzo Marechera erstaunlich war, Alan Paton gönnerhaft und Isak Dinesen unverzeihlich. Der Kenianer ahmte einen typisch europäischen Akzent nach und zitierte zwischen Zügen an seiner Zigarette, was Isak Dinesen über Kikuyu-Kinder gesagt hatte, die alle im Alter von neun Jahren geistig zurückblieben. Sie lachten. Die Simbabwerin sagte, Achebe sei langweilig und habe keinen Stil, und der Kenianer sagte, das sei ein Sakrileg, und versuchte, der Simbabwerin das Weinglas zu entwinden, bis sie widerrief und sagte, natürlich sei Achebe göttlich. Die Senegalesin sagte, dass sie sich beinah übergeben musste, als ein Professor an der Sorbonne ihr erzählte, dass Conrad eigentlich auf *ihrer Seite* sei, als könnte sie nicht selbst entscheiden, wer auf ihrer Seite war. Ujunwa begann auf und nieder zu springen und Unsinn zu brabbeln, um Conrads Afrikanisch nachzuahmen – ihr war die

süße Leichtigkeit des Weins zu Kopf gestiegen. Die Simbabwerin stolperte und fiel in den Springbrunnen und kletterte prustend und mit nassen Dreadlocks heraus, wobei sie sagte, sie habe dort drinnen einen Fisch herumzappeln gespürt. Der Kenianer sagte, das würde er für seine Geschichte benutzen – ein Fisch im Springbrunnen des schicken Urlaubsorts –, da er wirklich keine Ahnung habe, worüber er schreiben solle. Die Senegalesin sagte, ihre Geschichte sei wirklich *ihre* Geschichte und handele davon, wie sie um ihre Freundin trauere und wie ihr Kummer sie ermutigt habe, sich ihren Eltern zu offenbaren, obwohl diese nun ihr Lesbischsein als guten Witz behandelten und weiter von den Familien passender junger Männer sprachen. Der schwarze Südafrikaner sah bei dem Wort »lesbisch« erschreckt aus. Er erhob sich und ging weg. Der Kenianer sagte, der schwarze Südafrikaner erinnere ihn an seinen Vater, der zu einer Erweckungskirche des Heiligen Geists gehörte und nicht mit Leuten auf der Straße sprach, weil sie nicht errettet waren. Die Simbabwerin, der Tansanier, die weiße Südafrikanerin und die Senegalesin erzählten alle von ihren Vätern.

Sie sahen Ujunwa an, und sie merkte nun, dass sie die Einzige war, die nichts gesagt hatte, und für einen Augenblick hatte der Wein aufgehört, ihren Geist zu vernebeln. Sie zuckte mit den Schultern und murmelte, dass es wirklich wenig über ihren Vater zu sagen gebe. Er sei eine normale Person. »Ist er in deinem Leben?«, fragte die Senegalesin in dem sanften Ton, der bedeutete, dass sie annahm, er sei es nicht, und zum ersten Mal störte ihr frankophoner Akzent Ujunwa. »Er ist in meinem Leben«, sagte Ujunwa mit stillem Nachdruck. »Er hat mir als Kind Bücher gekauft und hat meine frühen Gedichte und Geschichten gelesen.« Sie hielt inne, und alle sahen sie an, und sie fügte hinzu: »Er hat etwas getan, was mich überrascht hat. Es hat mich auch verletzt, doch am meisten hat es mich

überrascht.« Die Senegalesin sah aus, als wolle sie noch mehr Fragen stellen, doch sie überlegte es sich anders und sagte, sie wolle noch mehr Wein. »Schreibst du über deinen Vater?«, fragte der Kenianer, und Ujunwa antwortete mit einem emphatischen »NEIN«, weil sie nie etwas von Literatur als Therapie gehalten habe. Der Tansanier sagte ihr, dass alle Literatur Therapie sei, eine Art von Therapie, ganz egal was sonst so behauptet werde.

An diesem Abend versuchte Ujunwa zu schreiben, doch ihr tränten die Augen und der Kopf tat ihr weh, deshalb ging sie zu Bett. Nach dem Frühstück saß sie vor dem Laptop und klammerte sich an eine Tasse Tee.

Chioma bekommt einen Anruf von der Kaufmännischen Treuhandbank, eine der Firmen, bei denen ihr Vater angefragt hat. Sie ist voller Hoffnung; alle Bankangestellten, die sie kennt, fahren nette gebrauchte Jettas und haben nette Wohnungen in Gbagada. Der stellvertretende Geschäftsführer interviewt sie. Er ist ein dunkler, gutaussehender Mann, und seine Brille hat ein elegantes Designer-Logo auf dem Gestell. Als er zu ihr spricht, wünscht sie sich verzweifelt, dass er sie beachten möge. Er tut es nicht. Er sagt ihr, sie würden sie gern fürs Marketing einstellen, was bedeutet, dass sie zu den Kunden gehen und neue Konten einbringen soll. Sie wird mit Yinka arbeiten. Wenn sie während der Probezeit zehn Millionen Naira einbringen kann, wird ihr eine Festanstellung garantiert. Sie nickt, während er spricht. Sie ist es gewohnt, dass die Männer ihr Beachtung schenken, und schmollt, weil er sie nicht anschaut, wie ein Mann eine Frau anschaut, und sie versteht nicht so recht, was er damit meint, dass sie zu den Kunden geht, um neue Konten einzubringen, bis sie zwei Wochen später die Stelle antritt. Ein Fahrer in Dienstkleidung bringt sie und Yinka in einem klimatisierten Dienst-Jeep – sie streicht mit der Hand über den glatten Ledersitz, zögert

auszusteigen – zum Haus eines Haddsch in Ikoyi. Der Haddsch ist onkelhaft und überschwänglich mit seinem Lächeln, seinem Gefuchtel mit den Händen, seinem lauten Lachen. Yinka hat ihn schon ein paarmal besucht, und er umarmt sie und sagt etwas, das sie zum Lachen bringt. Er schaut Chioma an. »Die ist zu fein«, sagt er. Ein Butler serviert eisgekühlte Gläser mit Chapman. Der Haddsch spricht mit Yinka, schaut aber oft zu Chioma hin. Dann bittet er Yinka, näher zu kommen und ihm die hochverzinsten Sparkonten zu erklären, und dann bittet er sie, sich auf seinen Schoß zu setzen. Ob sie glaube, dass er stark genug sei, sie zu tragen? Yinka sagt, natürlich sei er das, und setzt sich mit einem heiteren Lächeln auf seinen Schoß. Yinka ist klein und hellhäutig; sie erinnert Chioma an die Gelbe Frau.

Was Chioma über die Gelbe Frau weiß, hat sie von ihrer Mutter. An einem ruhigen Nachmittag ist die Gelbe Frau in die Boutique ihrer Mutter in der Adeniran Ogunsanya Street gekommen. Ihre Mutter wusste, wer die Gelbe Frau war, wusste von dem Verhältnis mit ihrem Mann, das seit einem Jahr bestand, wusste, dass er für den Honda Accord der Gelben Frau und ihre Wohnung in Ilupeju bezahlt hatte. Doch was ihre Mutter ausrasten ließ, war diese Beleidigung: dass die Gelbe Frau in ihre Boutique kam, sich Schuhe anschaute und sie mit Geld bezahlen wollte, dass eigentlich ihrem Ehemann gehörte. Deshalb zerrte ihre Mutter an dem künstlichen Haarteil, das der Gelben Frau auf den Rücken hing, und kreischte: »Ehemann-Diebin!«, und die Verkäuferinnen machten auch mit, schlugen und ohrfeigten die Gelbe Frau, bis sie aus dem Geschäft zu ihrem Auto rannte. Als Chiomas Vater das erfuhr, schrie er ihre Mutter an und sagte, sie hätte sich wie eine der wilden Straßenweiber benommen, hätte grundlos Schande über ihn, sich selbst und eine unschuldige Frau gebracht. Dann verließ er das Haus. Chioma kehrte vom Nationalen Jugenddienst zurück und stellte

fest, dass der Kleiderschrank ihres Vaters leer war. Tante Elohor, Tante Rose und Tante Uche waren alle gekommen und hatten zu ihrer Mutter gesagt: »Wir sind bereit, mit dir zu ihm zu gehen und ihn zu bitten, dass er zurückkommt, oder wir gehen zu ihm und bitten für dich.« Chiomas Mutter sagte: »Nie und nimmer. Ich werde ihn nicht bitten. Es reicht.« Tante Funmi kam und sagte, die Gelbe Frau hätte ihn mit Medizin gebunden und sie wüsste einen guten babalawo, *einen Schamanen, der ihn losbinden könne. Chiomas Mutter sagte: »Nein, ich gehe nicht hin.« Ihre Boutique geriet in ökonomische Schieflage, weil Chiomas Vater ihr immer geholfen hatte, Schuhe aus Dubai zu importieren. Sie senkte also die Preise, annoncierte in* Joy *und* City People *und fing an, in Aba hergestellte Schuhe anzubieten. Chioma trägt ein solches Paar an dem Vormittag, an dem sie im Wohnzimmer des Haddsch sitzt und Yinka auf dessen breitem Schoß dabei beobachtet, wie sie von den Vorzügen eines Sparkontos bei der Kaufmännischen Treuhandbank erzählt.*

Zuerst versuchte Ujunwa zu ignorieren, dass Edward oft ihren Körper anstarrte, dass seine Augen nie auf ihrem Gesicht ruhten, sondern immer tiefer wanderten. Bei den Workshop-Tagen hatte sich eine Routine eingestellt, nach der das Frühstück um acht, das Mittagessen um eins und das Abendessen um sechs im großen Speisesaal stattfand. Am sechsten Tag, einem glühend heißen Tag, teilte Edward Kopien der ersten Erzählung aus, die besprochen werden sollte, geschrieben von der Simbabwerin. Die Teilnehmer saßen alle auf der Terrasse, und Ujunwa sah, dass alle Plätze unter den Schirmen besetzt waren und keiner für Edward blieb, nachdem er die Papiere ausgeteilt hatte.

»Es macht mir nichts aus, in der Sonne zu sitzen«, sagte sie, schon im Aufstehen. »Soll ich für Sie aufstehen, Edward?«

»Mir wäre es angenehmer, wenn Sie sich für mich hinlegen würden«, sagte er. Der Augenblick war schwül, intim; ein Vogel krächzte weit entfernt. Edward grinste. Nur der Ugander und der Tansanier hatten ihn gehört. Dann lachte der Ugander. Und Ujunwa lachte, weil die Bemerkung komisch und witzig war, sagte sie sich, wenn man es sich recht überlegte. Nach dem Mittagessen machte sie einen Spaziergang mit der Simbabwerin und als sie stehen blieben, um Muscheln am Meer aufzulesen, wollte Ujunwa ihr erzählen, was Edward zu ihr gesagt hatte. Doch die Simbabwerin schien abwesend, weniger gesprächig als üblich; sie machte sich vielleicht Sorgen wegen ihrer Erzählung. Ujunwa las sie am selben Abend. Sie dachte, der Text sei an vielen Stellen zu blumig, doch ihr gefiel die Erzählung, und sie schrieb anerkennende Worte und wohlüberlegte Ratschläge an den Rand. Die Geschichte war vertraut und komisch und handelte von einem Oberschullehrer in Harare, der sich zur Pfingstbewegung bekennt und dessen Geistlicher ihm sagt, dass er und seine Frau kein Kind bekommen werden ohne ein Geständnis von den Hexen, die den Schoß seiner Frau verschlossen halten. Sie kommen zu der Überzeugung, dass ihre unmittelbaren Nachbarinnen die Hexen sind, und jeden Morgen beten sie laut und werfen verbale Heilig-Geist-Bomben über den Zaun.

Nachdem die Simbabwerin am darauffolgenden Tag einen Auszug vorgelesen hatte, entstand eine kurze Stille um den Esstisch. Dann sprach der Ugander und sagte, es stecke viel Kraft in der Prosa. Die weiße Südafrikanerin nickte begeistert. Der Kenianer war anderer Ansicht. Einige Sätze seien so bemüht literarisch, dass sie keinen Sinn ergäben, sagte er, und er las einen solchen Satz vor. Der Tansanier sagte, eine Erzählung müsse als Ganzes betrachtet werden und nicht in Teilen. Jawohl, stimmte der Kenianer zu, doch jeder Teil müsse einen Sinn ergeben, um ein

sinnvolles Ganzes zu bilden. Dann sprach Edward. Der Text sei gewiss ambitioniert, doch die Geschichte selbst fordere zu der Frage heraus: »Na und?« Sie mute schrecklich überholt an, wenn man an all die anderen Dinge denke, die in Simbabwe unter dem furchtbaren Mugabe geschehen. Ujunwa starrte Edward an. Was meinte er mit »überholt«? Wie konnte eine so wahre Geschichte überholt sein? Doch sie fragte nicht, was Edward meine, und der Kenianer fragte nicht, und der Ugander fragte nicht, und die Simbabwerin tat auch nichts, außer ihre Dreadlocks aus dem Gesicht zu schieben, wobei die Kaurischnecken klimperten. Alle anderen schwiegen. Bald fingen sie alle an zu gähnen und gute Nacht zu sagen und zu ihren Hütten zurückzugehen.

Am nächsten Tag sprachen sie nicht über den vorangegangenen Abend. Sie sprachen darüber, wie locker die Rühreier waren und wie unheimlich das Rascheln des Jakarandalaubs nachts vor ihren Fenstern war. Nach dem Abendessen las die Senegalesin aus ihrer Erzählung vor. Es war eine windige Nacht und sie schlossen die Tür, um das Geräusch der wild wogenden Bäume auszusperren. Der Rauch aus Edwards Pfeife hing im Raum. Die Senegalesin las zwei Seiten einer Begräbnisszene, mit vielen Pausen, um Wasser in kleinen Schlucken zu trinken, ihr Akzent wurde mit steigender Emotionalität breiter und alle *t* klangen nun wie *z*. Hinterher wandten sich alle zu Edward, sogar der Ugander, der vergessen zu haben schien, dass er der Workshop-Leiter war. Edward kaute nachdenklich auf seiner Pfeife herum, ehe er sagte, homosexuelle Geschichten dieser Art spiegelten nun wirklich nicht Afrika wider.

»Welches Afrika?«, platzte Ujunwa heraus.

Der schwarze Südafrikaner rutschte auf seinem Stuhl herum. Edward kaute weiter auf seiner Pfeife. Dann sah er Ujunwa so an, wie man ein Kind ansehen würde, das in der Kirche nicht stillsitzen will, und sagte, dass er

jetzt nicht als ein in Oxford ausgebildeter Afrikanist spreche, sondern als einer, der sich für das echte Afrika interessiere und nicht westliche Vorstellungen auf afrikanische Schauplätze übertragen sehen wolle. Die Simbabwerin und der Tansanier und die weiße Südafrikanerin schüttelten die Köpfe, während Edward sprach.

»Wir haben das Jahr 2000, das mag ja sein, doch wie typisch afrikanisch ist es, wenn eine Frau ihrer Familie erklärt, dass sie homosexuell ist?«, fragte Edward.

Die Senegalesin sprudelte etwas in unverständlichem Französisch hervor und sagte dann, eine Minute Redefluss später: »*Ich* bin Senegalesin! *Ich* bin Senegalesin!« Edward antwortete in ebenso geschwindem Französisch und sagte dann mit einem milden Lächeln in Englisch: »Ich glaube, sie hat etwas zu viel von dem ausgezeichneten Bordeaux getrunken«, und einige der Teilnehmer kicherten.

Ujunwa war die Erste, die ging. Sie war schon fast an ihrer Hütte, als sie hörte, wie jemand sie rief, und sie blieb stehen. Es war der Kenianer. Die Simbabwerin und die weiße Südafrikanerin waren bei ihm. »Lasst uns in die Bar gehen«, sagte der Kenianer. Sie fragte sich, wo die Senegalesin war. In der Bar trank sie ein Glas Wein und hörte sich an, wie sie darüber sprachen, dass die anderen Gäste in Jumping Monkey Hill – ausnahmslos Weiße – die Teilnehmer misstrauisch musterten. Der Kenianer sagte, ein junges Pärchen sei stehen geblieben und einen Schritt zurückgetreten, als er ihnen am vorigen Tag auf dem Pfad vom Swimmingpool entgegenkam. Die weiße Südafrikanerin sagte, auch sie werde misstrauisch gemustert, vielleicht weil sie nur Kaftane mit Kente-Drucken trug. Als Ujunwa dort saß, in die schwarze Nacht hinausstarrte und den vom Alkohol weicher gewordenen Stimmen um sie herum zuhörte, spürte sie tief in sich einen Selbsthass aufbrechen. Sie hätte nicht lachen sollen, als Edward sagte: »Mir

wäre es angenehmer, wenn Sie sich für mich hinlegen würden.« Das war nicht komisch gewesen. Es war überhaupt nicht komisch gewesen. Sie hatte es verabscheut, hatte das Grinsen auf seinem Gesicht verabscheut und den Anblick seiner grünlichen Zähne und die Art, wie er ihr immer auf die Brust statt ins Gesicht sah, wie seine Blicke auf ihr herumspazierten, und dennoch hatte sie sich dazu gezwungen, wie eine verrückte Hyäne zu lachen. Sie setzte ihr halbleeres Glas Wein ab und sagte: »Edward schaut immer auf meinen Körper.« Der Kenianer und die weiße Südafrikanerin und die Simbabwerin starrten sie an. Ujunwa wiederholte: »Edward schaut immer auf meinen Körper.« Der Kenianer sagte, es sei vom ersten Tag an klar gewesen, dass der Mann dieses flache Brett von Frau besteigen und dabei wünschen würde, es wäre Ujunwa; die Simbabwerin sagte, Edward bekomme immer einen lüsternen Blick, wenn er Ujunwa anschaue; die weiße Südafrikanerin sagte, Edward würde eine weiße Frau nie so anschauen, weil sein Gefallen Ujunwa gegenüber respektlos sei.

»Das habt ihr alle mitbekommen?«, fragte Ujunwa. »Ihr habt das alle mitbekommen?« Sie fühlte sich auf seltsame Weise hintergangen. Sie stand auf und ging zu ihrer Hütte. Sie rief ihre Mutter an, doch die metallische Stimme sagte immer: »Die von Ihnen gewählte Nummer ist im Augenblick nicht erreichbar, bitte versuchen Sie es später noch einmal«, da legte sie auf. Sie konnte nicht schreiben. Sie lag im Bett und blieb so lange wach, dass es schon dämmerte, als sie schließlich einschlief.

An diesem Abend las der Tansanier einen Auszug aus seiner Erzählung über das Töten im Kongo vor, aus dem Blickwinkel eines Milizsoldaten, einem abstoßend gewalttätigen Mann. Edward sagte, das würde die Titelstory im *Oratory*, sie sei zwingend und relevant, sie bringe Neues zur Sprache. Ujunwa dachte, sie wirke wie ein Artikel aus dem *Economist* mit hineingezeichneten Cartoon-Figuren. Das sagte sie aber nicht. Sie ging zu

ihrer Hütte, und obwohl sie Magenschmerzen hatte, schaltete sie ihren Laptop an.

Während Chioma dasitzt und die auf dem Schoß des Haddsch sitzende Yinka anstarrt, ist ihr zumute, als spiele sie in einem Stück mit. In der Oberschule hat sie Stücke geschrieben. Eins davon hat ihre Klasse während der Feier zu einem Schuljubiläum aufgeführt, und danach gab es stürmischen Beifall und der Rektor sagte: »Chioma ist unser zukünftiger Star!« Ihr Vater war da, saß neben ihrer Mutter, klatschte und lächelte. Aber als sie verkündete, dass sie Literatur an der Universität studieren wolle, sagte er ihr, das sei unrentabel. So drückte er sich aus: »unrentabel«. Er sagte, sie müsse etwas anderes studieren und könne nebenbei immer noch schreiben. Der Haddsch fährt leicht mit dem Finger über Yinkas Arm und sagt: »Aber du weißt doch, dass die Savanna Union Bank letzte Woche Mitarbeiter zu mir geschickt hat.« Yinka lächelt immer noch und Chioma fragt sich, ob ihr die Backen weh tun. Sie denkt an die Erzählungen in der Metallkiste unter ihrem Bett. Ihr Vater hat sie alle gelesen und manchmal hat er an den Rand geschrieben: Ausgezeichnet! Klischeehaft! Sehr gut! Unklar! *Er war es, der ihr Romane gekauft hatte; ihre Mutter hielt Romane für Zeitverschwendung und meinte, alles, was Chioma brauche, seien Lehrbücher.*

Yinka sagt: »Chioma!«, und sie blickt hoch. Der Haddsch spricht mit ihr. Er wirkt fast schüchtern und er sieht ihr nicht in die Augen. Er zeigt eine Zaghaftigkeit ihr gegenüber, die er gegenüber Yinka nicht an den Tag legt. »Ich habe gesagt, du bist zu fein. Wie kommt es, dass kein Big Man dich geheiratet hat?« Chioma lächelt und sagt nichts. Der Haddsch sagt: »Ich habe versprochen, Geschäfte mit der Kaufmännischen Treuhandbank zu tätigen, aber du wirst meine persönliche Kontaktperson sein.« Chioma weiß

nicht, was sie sagen soll. »Selbstverständlich«, sagt Yinka. »Sie wird Ihre Kontaktperson sein. Wir werden uns um Sie kümmern. Ah, vielen Dank, mein Herr!«

Der Haddsch steht auf und sagt: »Kommt, kommt. Ich habe einige nette Parfüms von meiner letzten Londonreise mitgebracht. Ich möchte euch etwas schenken.« Er macht sich auf den Weg nach drinnen und dreht sich dann um. »Kommt, kommt, ihr beiden.« Yinka folgt ihm. Chioma steht auf. Der Haddsch dreht sich wieder nach ihr um, wartet, dass sie ihm folgt. Doch sie folgt ihm nicht. Sie geht zur Tür, öffnet sie und geht in das strahlende Sonnenlicht hinaus und am Jeep vorbei, in dem der Fahrer bei offener Tür sitzt und Radio hört. »Tantchen? Tantchen, ist was passiert?«, ruft er. Sie antwortet nicht. Sie geht und geht, durchs hohe Tor und auf die Straße hinaus, wo sie ein Taxi heranwinkt und zum Büro fährt, um ihren beinahe leeren Schreibtisch auszuräumen.

Ujunwa wachte auf vom donnernden Tosen des Meeres, sie spürte einen nervösen Druck im Bauch. Sie wollte ihre Erzählung an diesem Abend nicht vorlesen. Sie wollte auch nicht zum Frühstück gehen, sie ging aber doch und wünschte einen an alle gerichteten guten Morgen mit einem an alle gerichteten Lächeln. Sie setzte sich neben den Kenianer, und er neigte sich zu ihr und flüsterte ihr zu, dass Edward gerade der Senegalesin erzählt hatte, er habe von ihrem nackten Nabel geträumt. Nackter Nabel. Ujunwa beobachtete die Senegalesin, die zierlich ihre Teetasse zum Mund führte und heiter aufs Meer hinausblickte. Ujunwa beneidete sie um ihre selbstsichere Gelassenheit. Sie war auch aufgebracht über die Nachricht, dass Edward anzügliche Bemerkungen einer anderen gegenüber machte, und sie überlegte, was ihre Verärgerung bedeutete. Hatte sie inzwischen das Gefühl, dass dieses Begaffen ihr zustand? Sie fühlte sich nicht wohl, als sie

darüber grübelte und an die Lesung am Abend dachte, und deshalb ließ sie sich nachmittags beim Lunch Zeit und fragte die Senegalesin, was sie auf Edwards Bemerkung über ihren nackten Nabel hin gesagt habe.

Die Senegalesin zuckte mit den Schultern und sagte, es sei egal, wie viele Träume der alte Mann habe, sie bliebe dennoch eine glückliche Lesbe, und es sei nicht nötig, etwas zu ihm zu sagen.

»Aber warum sagen wir alle nichts?«, fragte Ujunwa. Sie hob die Stimme und schaute die anderen an. »Warum sagen wir nie etwas?«

Sie schauten einander an. Der Kenianer sagte dem Kellner, das Wasser werde allmählich warm und er möge bitte noch etwas Eis bringen. Der Tansanier fragte den Kellner, aus welcher Gegend in Malawi er stamme. Der Kenianer fragte ihn, ob auch die Köche aus Malawi kämen, so wie offenbar alle Kellner. Dann sagte die Simbabwerin, ihr sei es egal, woher die Köche kämen, weil das Essen in Jumping Monkey Hill einfach widerlich sei, so viel Fleisch und Sahne. Andere Worte kamen gepurzelt, und Ujunwa wusste nicht genau, wer was sagte. Man stelle sich ein afrikanisches Treffen vor ohne Reis, und warum sollte Bier beim Abendessen verbannt sein, nur weil Edward Wein für passend hielt, und Frühstück um acht sei zu zeitig, auch wenn Edward der Meinung war, es sei die »rechte« Zeit, und der Geruch seiner Pfeife sei ekelerregend, und er müsse sich entscheiden, was er rauchen wolle, und keine Zigaretten rollen, wenn er mit seiner Pfeife noch gar nicht fertig sei.

Nur der schwarze Südafrikaner schwieg weiter. Er sah leidend aus, die gefalteten Hände lagen in seinem Schoß, ehe er sagte, dass Edward einfach ein alter Mann sei, der es nicht böse meine. Ujunwa schrie ihn an: »Dieses Verhalten ist der Grund, warum sie euch umbringen und in Townships sperren und Pässe von euch verlangen konnten, ehe ihr euch im eigenen Land bewegen durftet!« Dann bremste sie sich und entschuldigte sich. Das

hätte sie nicht sagen sollen. Sie hatte nicht laut werden wollen. Der schwarze Südafrikaner zuckte mit den Schultern, als verstünde er, dass der Teufel immer am Werk war. Der Kenianer beobachtete Ujunwa. Er sagte leise zu ihr, dass sie sich über mehr ärgere als nur über Edward, und sie blickte fort und überlegte, ob »ärgern« das rechte Wort sei.

Später ging sie mit dem Kenianer und der Senegalesin und dem Tansanier zum Souvenir-Shop und probierte Schmuck aus künstlichem Elfenbein aus. Sie neckten den Tansanier wegen seines Interesses an Schmuck – vielleicht war *er* ja auch schwul? Er lachte und meinte, er hätte unbegrenzte Möglichkeiten. Dann sagte er ernsthafter, dass Edward gute Beziehungen habe und ihnen einen Londoner Agenten vermitteln könne; es sei unnötig, den Mann zu verärgern, unnötig, sich Chancen zu verscherzen. Er für sein Teil wolle nicht in dem langweiligen Lehrberuf in Arusha enden. Er sprach wie an alle gewandt, doch er sah dabei Ujunwa an.

Ujunwa kaufte eine Kette und legte sie an. Ihr gefiel die Wirkung des weißen, zahnförmigen Anhängers auf ihrem Hals. An diesem Abend lächelte Isabel bei dem Anblick. »Wenn die Leute doch sehen würden, dass unechtes Elfenbein wie echtes wirkt, und die Tiere in Ruhe ließen«, sagte sie. Ujunwa strahlte und sagte, dass es wirklich echtes Elfenbein sei, und überlegte, ob sie hinzufügen sollte, dass sie den Elefanten selbst auf einer königlichen Jagd getötet habe. Isabel blickte überrascht drein, dann gequält. Ujunwa befühlte den Plastikschmuck. Sie musste sich entspannen, das sagte sie sich immer wieder, als sie aus ihrer Erzählung vorzulesen anfing. Hinterher ergriff der Ugander als Erster das Wort und sagte, was für eine starke Erzählung es sei und wie glaubhaft. Sein selbstsicherer Ton überraschte Ujunwa noch mehr als seine Worte. Der Tansanier sagte, dass sie Lagos gut eingefangen habe, die Gerüche und Geräusche, und es sei unglaublich, wie ähnlich sich Großstädte der Dritten Welt seien. Die weiße

Südafrikanerin sagte, sie hasse diesen Ausdruck Dritte Welt, doch ihr habe die realistische Schilderung dessen gefallen, was Frauen in Nigeria durchmachen. Edward lehnte sich zurück und sagte: »Im wahren Leben ist es aber nie ganz so schlimm, wie? Frauen sind keine Opfer auf diese grobe Art und ganz bestimmt nicht in Nigeria. In Nigeria gibt es Frauen in hohen Positionen. Der mächtigste Ministerposten im Kabinett wird von einer Frau eingenommen.«

Der Kenianer fiel ein und sagte, ihm gefiele die Erzählung, doch er glaube nicht, dass Chioma die Stelle aufgeben würde; sie habe schließlich keine anderen Möglichkeiten, und daher hielte er den Schluss für unglaubhaft.

»Das Ganze ist unglaubhaft«, sagte Edward. »Das ist Propagandaliteratur, es ist keine richtige Erzählung von richtigen Menschen.«

In Ujunwa schrumpfte etwas zusammen. Edward sprach immer noch. Natürlich müsse man bewundern, wie der Text geschrieben sei, das sei ganz *wu-u-u*nderbar. Er beobachtete sie und es war der Triumph in seinen Augen, der sie aufstehen und zu lachen anfangen ließ. Die Teilnehmer starrten sie an. Sie lachte und lachte und dann sammelte sie ihre Blätter auf. »Eine richtige Erzählung von richtigen Menschen?«, sagte sie und hatte den Blick auf Edwards Gesicht gerichtet. »Das Einzige, was ich bei der Erzählung ausgelassen habe, ist, dass ich in den Jeep eingestiegen bin, nachdem ich meine Kollegin verlassen und aus dem Haus des Haddsch gegangen bin, und ich habe darauf bestanden, dass der Fahrer mich nach Hause fährt, weil ich wusste, es war das letzte Mal, dass ich damit befördert wurde.«

Es gab noch andere Dinge, die Ujunwa sagen wollte, aber sie tat es nicht. Tränen sammelten sich in ihren Augen, doch sie ließ sie nicht heraus. Sie wollte unbedingt ihre Mutter anrufen, und als sie zu ihrer Hütte

zurückging, fragte sie sich, ob dieses Ende in einer Erzählung als glaubhaft angesehen werden würde.

Was dir die Kehle zuschnürt

Du hast geglaubt, dass in Amerika jeder ein Auto und ein Gewehr hätte; deine Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen haben das auch geglaubt. Unmittelbar nachdem du in der Lotterie ein amerikanisches Visum gewonnen hattest, haben sie zu dir gesagt: In einem Monat wirst du ein großes Auto haben. Bald darauf ein großes Haus. Aber kaufe dir kein Gewehr wie diese Amerikaner.

Sie kamen in das Zimmer geströmt, in dem du mit deinem Vater und deiner Mutter und drei Geschwistern in Lagos gewohnt hast, und lehnten sich gegen die ungestrichenen Wände, weil es nicht genug Stühle für alle gab. Sie kamen, um sich mit lauter Stimme zu verabschieden und dir mit gesenkter Stimme mitzuteilen, was du ihnen schicken solltest. Im Vergleich zu dem großen Auto und Haus (und möglicherweise Gewehr) waren die Dinge, die sie sich wünschten, Kleinigkeiten – Handtaschen und Schuhe und Parfüm und Kleider. Du hast gesagt: Okay, kein Problem.

Dein Onkel in Amerika, der die Namen von allen Familienmitgliedern für die Visum-Lotterie eingereicht hatte, sagte, dass du bei ihm wohnen könntest, bis du auf eigenen Füßen ständest. Er holte dich vom Flughafen ab und kaufte dir einen großen Hot Dog mit gelbem Senf, von dem dir schlecht wurde. Erste Bekanntschaft mit Amerika, sagte er mit einem Lachen. Er wohnte in einer weißen Kleinstadt in Maine, in einem dreißig Jahre alten Haus an einem See. Er erzählte dir, dass die Firma, für die er arbeitete, ihm ein paar tausend mehr als das durchschnittliche Gehalt plus Aktienoptionen angeboten hatte, weil sie verzweifelt versuchten, sich

mulitikulturell zu geben. Sie nahmen ein Foto von ihm in jede Broschüre auf, sogar dann, wenn sie gar nichts mit seiner Abteilung zu tun hatte. Er lachte und sagte, die Arbeit sei gut und lohne das Leben in einer ausschließlich weißen Stadt, obwohl seine Frau eine Stunde fahren müsse, um einen Friseursalon zu finden, der schwarzes Haar frisiere. Der Trick bestehe darin, Amerika zu verstehen, zu begreifen, dass Amerika Geben und Nehmen bedeute. Man gebe eine Menge auf, gewinne aber auch eine Menge.

Er zeigte dir, wie du dich um eine Arbeit als Kassiererin in der Tankstelle auf der Main Street bewerben konntest, und er meldete dich bei einem städtischen College an, wo die Mädchen dicke Schenkel hatten und knallroten Nagellack verwendeten und Selbstbräuner, der sie orange aussehen ließ. Sie fragten, wo du Englisch gelernt hättest und ob ihr daheim in Afrika richtige Häuser hättet und ob du je ein Auto gesehen hättest, ehe du nach Amerika gekommen bist. Sie gafften dein Haar an. Steht es hoch oder fällt es herab, wenn du die Flechten löst?, wollten sie wissen. Alles steht hoch? Wie? Warum? Benutzt du einen Kamm? Du hast verkniffen gelächelt, als sie diese Fragen gestellt haben. Dein Onkel hatte dich darauf vorbereitet; eine Mischung aus Ignoranz und Arroganz, nannte er das. Dann erzählte er dir, dass die Nachbarn, ein paar Monate nachdem er in sein Haus eingezogen war, gesagt hatten, dass die Eichhörnchen allmählich verschwinden würden. Sie hatten gehört, dass Afrikaner alle möglichen wilden Tiere äßen.

Du hast mit deinem Onkel gelacht und hast dich in seinem Haus daheim gefühlt; seine Frau hat dich *nwanne*, Schwester, genannt, und seine zwei Kinder im Schulalter sagten Tantchen zu dir. Sie haben Igbo gesprochen und mittags *garri* gegessen und es war wie zu Hause. Bis dein Onkel in das vollgestopfte Souterrain kam, wo du in Gesellschaft von alten Schachteln

und Kartons schliefst, und dich gewaltsam an sich zog, deinen Hintern begrapschte und stöhnte. Er war nicht dein wirklicher Onkel; er war eigentlich ein Bruder des Mannes deiner Tante väterlicherseits, kein Blutsverwandter. Nachdem du ihn weggestoßen hattest, saß er auf deinem Bett – es war schließlich sein Haus – und lächelte und sagte, du seist mit zweiundzwanzig kein Kind mehr. Wenn du ihn gewähren ließest, würde er vieles für dich tun. Clevere Frauen machten es ständig so. Wie wohl die Frauen daheim in Lagos es zu den gutbezahlten Stellen geschafft hätten, was glaubst du? Selbst Frauen in New York?

Du hast dich im Bad eingeschlossen, bis er wieder nach oben ging, und am nächsten Morgen bist du fortgegangen, bist die lange kurvenreiche Straße entlanggelaufen und hast die kleinen Fische im See gerochen. Du hast ihn vorbeifahren sehen – er hatte dich immer bis zur Main Street mitgenommen – und er hat nicht gehupt. Du hast dich gefragt, was er wohl seiner Frau erzählen würde, warum du fortgegangen bist. Und du hast dich daran erinnert, dass er gesagt hat, Amerika sei Geben und Nehmen.

Du bist am Ende in Connecticut, in einer anderen Kleinstadt angekommen, weil das die letzte Station des Greyhound-Busses war, in den du eingestiegen bist. Du bist in das Restaurant mit der farbenfrohen, sauberen Markise gegangen und hast gesagt, du würdest für zwei Dollar weniger als die anderen Kellnerinnen arbeiten. Der Restaurantleiter, Juan, hatte tintenschwarzes Haar und zeigte beim Lächeln einen Goldzahn. Er sagte, er habe noch nie eine nigerianische Angestellte gehabt, doch alle Immigranten würden hart arbeiten. Er wisse das, er sei selbst einer gewesen. Er würde dir einen Dollar weniger geben, aber unter der Hand; ihm gefielen die ganzen Steuern nicht, die ihm abverlangt wurden.

Du konntest es dir nicht leisten, zur Schule zu gehen, weil du jetzt Miete für das winzige Zimmer mit dem fleckigen Teppich bezahlen musstest.

Außerdem hatte die Kleinstadt in Connecticut kein Gemeinde-College, und Kurse an der staatlichen Universität kosteten zu viel. Du bist deshalb in die öffentliche Bücherei gegangen, hast Lehrpläne auf Schul-Websites studiert und einige der Bücher gelesen. Manchmal hast du auf der klumpigen Matratze deines Doppelbettes gesessen und an zuhause gedacht – an deine Tanten, die Dörrfisch und Kochbananen verhökerten, Kunden zu beschwatzen versuchten und sie dann lautstark beschimpften, wenn sie nichts kauften; an deine Onkel, die den heimischen Gin tranken und ihr gesamtes Familienleben in Einzelzimmer quetschten; an deine Freunde, die vor deiner Abreise gekommen waren, um sich zu verabschieden, um zu feiern, dass du in der amerikanischen Visa-Lotterie gewonnen hattest, um ihren Neid einzugestehen; an deine Eltern, die am Sonntagmorgen oft Hand in Hand zur Kirche gingen, worüber die Nachbarn aus dem nächsten Zimmer lachten und spotteten; an deinen Vater, der die alten Zeitungen seines Chefs von der Arbeit mitbrachte und deine Brüder animierte, sie zu lesen; an deine Mutter, deren Lohn kaum ausreichte, um das Oberschulgeld für deine Brüder zu bezahlen, wo die Lehrer Bestnoten verteilten, wenn jemand ihnen einen braunen Umschlag zukommen ließ.

Du hattest nie für eine Bestnote bezahlen müssen, nie einen braunen Umschlag an einen Lehrer in der Oberschule übergeben. Aber du benutztest lange braune Umschläge, um die Hälfte deines Monatslohns an deine Eltern zu schicken, an die Adresse der halbstaatlichen Organisation, für die deine Mutter als Reinigungskraft arbeitete; du hast immer die Dollarscheine genommen, die Juan dir gab, weil sie frisch waren, im Gegensatz zum Trinkgeld. Jeden Monat. Du hast das Geld sorgfältig in weißes Papier gewickelt, aber keinen Brief geschrieben. Es gab nichts zu berichten.

Aber später, nach Wochen, wolltest du schreiben, weil es Geschichten zu erzählen gab. Du wolltest von der erstaunlichen Offenheit der Menschen in

Amerika berichten, wie eifrig sie dir von ihrer Mutter erzählten, die gegen den Krebs kämpfte, oder vom Frühchen ihrer Schwägerin, solche Sachen, die man verstecken oder nur wohlmeinenden Familienmitgliedern erzählen sollte. Du wolltest darüber schreiben, wie die Leute so viel Essensreste auf ihrem Teller ließen und ein paar Dollarscheine zerknitterten, als wäre es eine Opfergabe, Sühne für das verschwendete Essen. Du wolltest von dem kleinen Mädchen schreiben, das zu weinen anfing und sich am blonden Haar zerrte und die Speisekarten vom Tisch fegte. Statt dass die Eltern das Kind zurechtwiesen, flehten sie die vielleicht Fünfjährige an, und dann standen sie alle auf und gingen. Du wolltest von den reichen Leuten berichten, die schäbige Sachen und zerfetzte Sneakers trugen, und wie die Nachtwächter vor den großen Grundstücken in Lagos aussahen. Du wolltest schreiben, dass reiche Amerikaner dünn und arme Amerikaner dick waren und dass viele kein großes Haus und kein Auto besaßen; bei den Pistolen warst du dir jedoch immer noch nicht sicher, denn sie konnten sie in der Tasche haben.

Nicht nur deinen Eltern wolltest du schreiben, sondern auch deinen Freunden, Cousins und Cousinen, deinen Tanten und Onkeln. Doch du konntest dir mit deinem Verdienst als Kellnerin nie ausreichende Mengen an Parfüm und Kleidungsstücken und Handtaschen und Schuhen zum Verschenken leisten und gleichzeitig auch noch deine Miete bezahlen, also schriebst du an niemanden.

Keiner wusste, wo du warst, weil du es niemandem gesagt hattest. Manchmal kamst du dir wie unsichtbar vor und versuchtest durch die Wand deines Zimmers in den Korridor zu gehen, was Blutergüße auf deinen Armen hinterließ. Einmal fragte Juan, ob du einen Mann hättest, der dich schlüge, weil er ihn sich dann vorknöpfen würde, und du lachtest ein geheimnisvolles Lachen.

Nachts schnürte dir etwas die Kehle zu und erstickte dich fast, bevor du einschliefst.

Viele Leute im Restaurant fragten, wann du aus Jamaika gekommen seist, weil sie glaubten, dass jeder Schwarze mit einem ausländischen Akzent Jamaikaner sein müsse. Oder einige, die annahmen, du seist Afrikanerin, erzählten dir, dass sie Elefanten liebten und auf eine Safari gehen wollten.

Als er dich im trüben Licht des Restaurants fragte, aus welchem afrikanischen Land du kämst, nachdem du die Spezialitäten des Tages aufgezählt hattest, sagtest du: Nigeria, und erwartetest, dass er sagte, er habe Geld gespendet, um Aids in Botswana zu bekämpfen. Doch er fragte dich, ob du Yoruba oder Igbo seist, weil du kein Fulani-Gesicht hättest. Du warst überrascht – du dachtest, er müsse Professor der Anthropologie an der staatlichen Universität sein, etwas jung mit Ende zwanzig oder so, aber wer weiß? Igbo, hast du gesagt. Er fragte nach deinem Namen und sagte, Akunna sei schön. Zum Glück fragte er nicht, was der Name bedeutete, denn du hattest es satt, immer wieder zu hören zu bekommen: »›Vaters Reichtum‹? Soll das heißen, Ihr Vater wird Sie wirklich an einen Ehemann verkaufen?«

Er erzählte dir, dass er in Ghana und Uganda und Tansania gewesen sei, die Gedichte von Okot p’Bitek und die Romane von Amos Tutuola liebe und viel über die subsaharischen Länder Afrikas gelesen habe, über ihre Geschichte, ihre Vielschichtigkeit. Du wolltest Verachtung empfinden und sie zeigen, als du das von ihm Bestellte brachtest, weil Weiße, die Afrika zu sehr liebten, und die, die es zu wenig liebten, im Grunde gleich waren – herablassend. Aber er schüttelte nicht in dieser überheblichen Art den Kopf wie Professor Cobbledick damals im Gemeinde-College in Maine während einer Klassendiskussion über die Entkolonialisierung Afrikas. Er zeigte

nicht diese Miene von Professor Cobbledick, diese Miene einer Person, die sich besser vorkam als die Menschen, über die er Bescheid wusste. Er kam am nächsten Tag wieder und saß am selben Tisch, und als du dich erkundigtest, ob das Huhn zu seiner Zufriedenheit gewesen sei, fragte er dich, ob du in Lagos aufgewachsen seist. Er kam am dritten Tag wieder und fing ein Gespräch an, bevor er bestellte, erzählte von seinem Besuch in Bombay und dass er jetzt Lagos besuchen wolle, um das wirkliche Leben der Menschen zu sehen, wie es in den Slumstädten war, weil er nie diese einfältigen Touristenprogramme mitmachte, wenn er im Ausland war. Er erzählte und erzählte, und du musstest ihn darauf aufmerksam machen, dass das gegen die Gepflogenheiten des Restaurants verstieß. Er streifte deine Hand, als du das Glas Wasser hinstelltest. Als du ihn am vierten Tag kommen sahst, hast du Juan gesagt, dass du diesen Tisch nicht mehr bedienen möchtest. Am Abend nach deiner Schicht wartete er draußen, mit Kopfhörern in den Ohren, und lud dich ein, mit ihm auszugehen, weil dein Name sich auf *hakuna matata* reimte, und *Der König der Löwen* der einzige sentimentale Film sei, der ihm je gefallen habe. Du wusstest mit dem *König der Löwen* nichts anzufangen. Du blicktest ihn im hellen Licht an und stelltest fest, dass seine Augen die Farbe von kaltgepresstem Olivenöl hatten, grünlich-golden. Kaltgepresstes Olivenöl war das Einzige, was du in Amerika liebtest, wirklich liebtest.

Er war Student im letzten Studienjahr an der staatlichen Universität. Er sagte dir, wie alt er sei, und du fragtest, warum er sein Examen noch nicht gemacht habe. Das war doch schließlich Amerika, es war nicht wie daheim, wo die Universitäten so oft schlossen, dass viele drei Jahre länger als die normale Studienzeit benötigten und Dozenten einen Streik nach dem anderen durchführten und trotzdem nicht bezahlt wurden. Er sagte, er habe sich ein paar Jahre Auszeit genommen, um sich selbst zu entdecken und zu

reisen, meist nach Afrika und Asien. Du hast ihn gefragt, wo er sich denn schließlich gefunden habe, und er lachte. Du hast nicht gelacht. Du wusstest nicht, dass Leute sich entscheiden können, einfach ihre Ausbildung zu unterbrechen, dass Leute dem Leben ihre Vorstellungen aufdiktieren konnten. Du warst es gewohnt, zu akzeptieren, was das Leben hergab, niederzuschreiben, was das Leben dir diktierte.

In den folgenden vier Tagen lehntest du seine Einladung ab, mit ihm auszugehen, weil du dich unwohl dabei fühltest, wie er dich ansah, auf diese intensive, verzehrende Art, die dich veranlasste, dich zu verabschieden, dich aber auch zögern ließ, wegzugehen. Und dann, am fünften Abend, gerietest du in Panik, als er nach deiner Schicht nicht an der Tür stand. Du hast zum ersten Mal seit langer Zeit wieder gebetet und als er von hinten mit einem »he!« an dich herantrat, hast du ja gesagt, du würdest mit ihm ausgehen, noch ehe er gefragt hatte. Du hattest Angst, dass er nicht noch einmal fragen würde.

Am nächsten Tag lud er dich zum Essen bei Chang’s ein, und dein Glückskeks enthielt zwei Streifen Papier. Beide waren leer.

Du wusstest, dass du dich wohl fühltest, als du ihm von der Quizshow *Jeopardy!* erzähltest, die du dir im Fernseher des Restaurants angesehen hast. Deine Unterstützung habe dabei in erster Linie farbigen Frauen gegolten, danach schwarzen Männern und weißen Frauen, und ganz zuletzt weißen Männern – was bedeutet, dass du nie weiße Männer unterstützen würdest. Er lachte und sagte dir, er sei es gewohnt, dass man ihn nicht unterstütze, seine Mutter doziere über »Die Rolle der Frau in Geschichte, Gesellschaft und Literatur«.

Und du wusstest, dass er dir nahe war, als du ihm erzählt hast, dass dein Vater in Wahrheit kein Lehrer in Lagos sei, sondern ein kleiner Fahrer für

eine Baufirma. Und du hast ihm von jenem Tag im Verkehr von Lagos erzählt, in dem klapprigen Peugeot 504, den dein Vater fuhr: Es regnete und dein Sitz war nass, wegen der durchgerosteten Stelle im Dach. Wie immer in Lagos herrschte starker Verkehr, und wenn es regnete, wurde es chaotisch. Die Straßen wurden zu Schlammteichen, und Autos blieben stecken, und einige deiner Cousins gingen raus und verdienten sich etwas mit dem Anschieben von Autos. Der Regen und der Schlamm waren deiner Meinung nach verantwortlich dafür, dass dein Vater an jenem Tag zu spät bremste. Du hast den Aufprall eher gehört als gespürt. Das Auto, das dein Vater gerammt hatte, war breit, ausländisch und dunkelgrün mit goldenen Scheinwerfern wie Leopardenaugen. Dein Vater fing an zu weinen und zu flehen, noch ehe er aus dem Wagen war und sich der Länge nach auf die Straße legte und damit viel Gehupe verursachte. *Sorry sir, sorry sir*, rief er. Wenn Sie mich und meine Familie verkaufen, können Sie nicht einen Reifen für Ihr Auto kaufen. *Sorry sir*.

Der Große Herr, der hinten im Auto saß, stieg nicht aus, aber sein Fahrer tat es, begutachtete den Schaden, blickte aus den Augenwinkeln auf die der Länge nach ausgestreckte Gestalt, als wäre die flehende Geste pornographisch, eine Darbietung, die ihm gefiel, was er sich zuzugeben schämte. Am Ende ließ er deinen Vater gehen. Winkte ihn fort. Die anderen Autos hupten und die Fahrer fluchten. Als dein Vater wieder ins Auto stieg, wolltest du ihn nicht anschauen, weil er wie eines der Schweine war, die sich im sumpfigen Gelände um den Markt herum suhlten. Dein Vater sah aus wie *nsi*. Scheiße.

Nachdem du ihm das erzählt hattest, stülpte er die Lippen auf und hielt deine Hand und sagte, er verstehe, was du empfändest. Du entzogst ihm deine Hand, plötzlich verärgert, weil er glaubte, die Welt sei voller

Menschen wie er, oder sollte es sein. Du hast ihm gesagt, es gebe nichts zu verstehen, so sei es eben.

Er fand den afrikanischen Laden in den Gelben Seiten von Hartford und fuhr dich hin. Weil er dort herumging, als sei ihm alles vertraut, die Flasche mit Palmwein schräg hielt, um zu sehen, wie viel Bodensatz sie hatte, fragte ihn der ghanesische Ladenbesitzer, ob er Afrikaner sei, wie die weißen Kenianer oder Südafrikaner, und er bejahte, aber er sei schon lange in Amerika. Er sah aus, als freue es ihn, dass der Ladenbesitzer ihm geglaubt hatte. Du hast an diesem Abend mit den eingekauften Lebensmitteln gekocht, und nachdem er *garri* und *onugbu*-Suppe gegessen hatte, übergab er sich in deinen Ausguss. Es machte dir aber nichts aus, denn jetzt würdest du *onugbu*-Suppe mit Fleisch kochen können.

Er aß kein Fleisch, weil er es für unrecht hielt, wie man Tiere tötete; er sagte, das setze angsterzeugte Toxine in den Tieren frei, und diese Toxine würden die Menschen paranoid machen. Zu Hause waren die Fleischstücke, die du aßt, wenn es Fleisch gab, so groß wie dein halber Finger. Aber das hast du ihm nicht erzählt. Du hast ihm auch nicht erzählt, dass die *dawadawa*-Würfel, mit denen deine Mutter alles kochte, weil Curry und Thymian zu teuer waren, Glutamat enthielten, Glutamat *waren*. Er sagte, Glutamat sei krebserregend, das sei der Grund, warum er Chang's Restaurant mochte; Chang kochte nicht mit Glutamat.

Einmal erzählte er dem Kellner bei Chang's, dass er vor kurzem Shanghai besucht habe, dass er etwas Mandarin spreche. Der Kellner erwärmte sich und sagte ihm, welche Suppe am besten sei, und fragte ihn dann: »Sie haben jetzt Freundin in Shanghai?« Und er lächelte und sagte nichts.

Du verlorst den Appetit, und tief unten in deinem Brustkorb spürtest du eine Blockade. In dieser Nacht hast du nicht gestöhnt, als er in dir war, du hast dir auf die Lippen gebissen und so getan, als kämst du nicht zum Höhepunkt, weil du wusstest, dass er sich Gedanken machen würde. Später hast du ihm dann erklärt, warum du verärgert warst. Obwohl ihr so oft zusammen bei Chang's gewesen wart, obwohl ihr euch geküsst hattet, bevor die Menüs kamen, hatte der Chinese angenommen, du könntest unmöglich seine Freundin sein, und er hatte gelächelt und nichts gesagt. Ehe er sich entschuldigte, sah er dich groß an, und du wusstest, dass er nicht verstand.

Er kaufte dir Geschenke, und als du Einwände dagegen erhobst, dass er Geld dafür ausgab, sagte er, sein Großvater in Boston sei reich gewesen, fügte jedoch hastig hinzu, dass der alte Mann viel verschenkt habe und daher das Treuhandvermögen, das er besaß, nicht allzu groß war. Seine Geschenke verblüfften dich. Eine faustgroße Glaskugel, in der ein winziges, wohlgeformtes Püppchen in Rosa herumwirbelte, wenn du sie schütteltest. Ein glänzender Stein, dessen Oberfläche die Farbe des Gegenstands annahm, der ihn berührte. Ein teurer handbemalter Schal aus Mexiko. Schließlich hast du ihm mit Ironie in der Stimme gesagt, dass Geschenke in deinem Leben bisher immer nützlich waren. Der Stein zum Beispiel wäre passend, wenn man damit etwas zerreiben könnte. Er lachte lange und herzlich, aber du hast nicht gelacht. Du hast begriffen, dass er in seinem Leben Geschenke kaufen konnte, die nur Geschenke waren und nichts sonst, nichts Nützliches. Als er anfing, dir Schuhe und Kleider und Bücher zu kaufen, hast du ihn gebeten, es nicht zu tun, du wolltest gar keine Geschenke. Er kaufte sie dennoch, und du hast sie für deine Cousinen und Onkel und Tanten aufgehoben, für den Tag, an dem du zu Besuch nach Hause fliegen könntest, obwohl du nicht wusstest, wie du jemals ein

Flugticket *und* deine Miete bezahlen solltest. Er sagte, dass er Nigeria wirklich gerne besuchen würde, und er könne die Reise für euch beide bezahlen. Du wolltest nicht, dass er für dich den Besuch zu Hause bezahlte. Du wolltest nicht, dass er Nigeria besuchte und es der Liste von Ländern hinzufügte, die er besuchte, um das Leben armer Leute zu begaffen, die niemals – zum Ausgleich – *sein* Leben begaffen konnten. Das hast du ihm an einem sonnigen Tag gesagt, als er mit dir zur Bucht von Long Island fuhr und ihr laut miteinander strittet, als ihr am ruhigen Meer entlanglieft. Er sagte, du hättest unrecht, ihn selbstgerecht zu nennen. Du sagtest, er hätte unrecht, wenn er nur die armen Inder in Bombay als echte Inder bezeichnete. Sollte das heißen, er sei kein echter Amerikaner, weil er nicht wie die armen fetten Leute war, die ihr beide in Hartford gesehen hattet? Er ging schnell vor dir her, sein Oberkörper war nackt und blass, seine Flipflops schleuderten Sand hoch, doch dann kam er zurück und streckte dir die Hände hin. Ihr versöhntet euch und liebtet euch und fuhrt euch gegenseitig mit den Händen durchs Haar – seins weich und gelb wie die wehenden Fäden von Maiskolben, deins dunkel und elastisch wie die Füllung eines Kissens. Er hatte zu viel Sonne abbekommen, und seine Haut nahm die Farbe einer reifen Wassermelone an, und du hast seinen Rücken geküsst, ehe du ihn eingecremt hast.

Das Etwas, das dir die Kehle zuschnürte, das dich vor dem Einschlafen beinah erstickte, begann sich zu lockern, loszulassen.

Du merktest an den Reaktionen der Leute, dass ihr zwei anormal wart – an der Art, wie die Gehässigen zu gehässig waren und die Netten zu nett. Die alten weißen Männer und Frauen, die brummten und ihn anstarrten, die schwarzen Männer, die den Kopf über dich schüttelten, die schwarzen Frauen, deren bemitleidende Blicke deine fehlende Selbstachtung

bedauerten, deinen Selbsthass. Oder die schwarzen Frauen, die dir ein schnelles solidarisches Lächeln zusandten; die schwarzen Männer, die dir zu angestrengt zu verzeihen versuchten und ein zu offensichtliches »Hi« zu ihm sagten; die weißen Männer und Frauen, die sagten: »Was für ein schönes Paar« – zu fröhlich, zu laut, als wollten sie sich selbst ihre Unvoreingenommenheit beweisen.

Aber seine Eltern waren anders; sie ließen dich fast denken, alles sei ganz normal. Seine Mutter sagte dir, dass er ihnen noch nie ein Mädchen vorgestellt habe, abgesehen von seiner Partnerin beim Oberschulball, und er grinste steif und hielt deine Hand. Das Tischtuch verbarg eure verschränkten Hände. Er drückte deine Hand, und du drücktest zurück und wundertest dich, warum er so steif war, warum seine olivenölfarbenen Augen sich verdüsterten, wenn er mit seinen Eltern sprach. Seine Mutter war entzückt, als sie dich fragte, ob du Nawal el Saadawi gelesen hättest, und du es bejahtest. Sein Vater fragte, wie ähnlich indisches Essen dem nigerianischen Essen sei, und neckte dich mit dem Bezahlen, als die Rechnung kam. Du sahst sie an und warst dankbar, dass sie dich nicht musterten wie eine exotische Trophäe, einen Elfenbeinstoßzahn.

Hinterher erzählte er dir von den Problemen mit seinen Eltern, wie sie ihre Liebe austeilten, als wäre sie ein Geburtstagskuchen, und er bekäme ein größeres Stück, wenn er nur bereit wäre, Jura zu studieren. Du wolltest mit ihm fühlen, doch stattdessen warst du zornig.

Du warst noch zorniger, als er dir erzählte, dass er sich geweigert hatte, mit ihnen ein oder zwei Wochen nach Quebec, Kanada, in ihre Sommerhütte auf dem Land zu fahren. Sie hatten ihn sogar gebeten, dich mitzubringen. Er zeigte dir Bilder von der Hütte, und du hast dich gewundert, wieso es eine Hütte genannt wurde, weil Gebäude, die so groß waren, in deiner Nachbarschaft zu Hause Banken und Kirchen waren. Du

ließest ein Glas fallen, und es zersprang auf dem Hartholzboden seiner Wohnung, und er fragte, ob etwas nicht stimme, und du sagtest, nein, obwohl du dachtest, dass viel nicht stimme. Später, unter der Dusche, fingst du zu weinen an. Du sahst zu, wie das Wasser deine Tränen verdünnte, und wusstest nicht, warum du weintest.

Schließlich schriebst du einen kurzen Brief nach Hause, zwischen die neuen Dollarscheine gesteckt, und du fügtest deine Adresse bei. Schon nach einigen Tagen bekamst du eine Antwort per Kurier. Deine Mutter hatte den Brief selbst geschrieben; das erkanntest du an der krakeligen Handschrift, an den falsch geschriebenen Wörtern.

Dein Vater war tot; er war am Lenkrad seines Firmenwagens zusammengebrochen. Es sei fünf Monate her, schrieb sie. Sie hatten etwas von dem Geld, das du geschickt hattest, verwendet, um ihm ein würdiges Begräbnis zu geben: Sie schlachteten eine Ziege für die Gäste und beerdigten ihn in einem ordentlichen Sarg. Du rolltest dich im Bett zusammen, presstest die Knie an deine Brust und versuchtest dich zu erinnern, was du gemacht hattest, als dein Vater starb, was du die ganzen Monate lang gemacht hattest, als er schon tot war. Vielleicht war dein Vater an dem Tag gestorben, als du plötzlich am ganzen Körper Gänsehaut bekamst, hart wie ungekochte Reiskörner, was du dir nicht erklären konntest, und Juan dich neckte, du solltest den Chefkoch ablösen, damit dir in der Küchenhitze warm würde. Vielleicht war dein Vater an einem der Tage gestorben, als du eine Fahrt nach Mystic gemacht oder dir ein Theaterstück in Manchester angesehen oder bei Chang’s gegessen hast.

Er hielt dich in den Armen, als du weintest, strich dir übers Haar und bot dir an, das Flugticket für dich zu kaufen, mit dir deine Familie zu besuchen. Du sagtest nein, du müsstest allein hinfliegen. Er fragte, ob du zurückkämst,

und du erinnertest ihn daran, dass du eine Green Card hattest, die du verlieren würdest, wenn du nicht innerhalb eines Jahrs zurückkämst. Er sagte, du wüsstest schon, was er meine – kämst du zurück, zurück?

Du hast dich abgewendet und nichts gesagt, und als er dich zum Flughafen fuhr, hast du ihn ganz fest für einen langen, langen Augenblick umarmt, und dann losgelassen.

Die amerikanische Botschaft

Sie stand in der Schlange vor der amerikanischen Botschaft in Lagos, starrte geradeaus und rührte sich kaum, unterm Arm hatte sie einen blauen Plastikordner mit Dokumenten. Sie war die Achtundvierzigste in einer Schlange von etwa zweihundert Menschen, die vom geschlossenen Tor der amerikanischen Botschaft bis hinter das kleinere, rankenüberwucherte Tor der tschechischen Botschaft reichte. Sie nahm keine Notiz von den Zeitungsverkäufern, die auf Pfeifen bliesen und ihr *The Guardian*, *Thenews* und *The Vanguard* unter die Nase hielten. Oder von den Bettlern, die auf und ab gingen und Emailleteller vorstreckten. Oder von den Eisverkäufern auf Fahrrädern, die hupten. Sie fächerte sich nicht mit einer Zeitschrift Luft zu und schlug auch nicht nach der winzigen Fliege, die in der Nähe ihres Ohrs schwebte. Als der hinter ihr stehende Mann ihr auf den Rücken tippte und fragte: »Können Sie mir wechseln, *abeg*, zwei Zehner für zwanzig Naira?«, starrte sie ihn eine Weile an, um sich zu konzentrieren und sich klarzuwerden, wo sie war, ehe sie den Kopf schüttelte und sagte: »Nein.«

Die Luft war schwer vor feuchter Hitze. Sie drückte ihr auf den Schädel und machte es ihr noch schwerer, den Kopf leer zu halten, was sie eigentlich tun müsste, wie ihr Dr. Balogun gestern gesagt hatte. Er hatte sich geweigert, ihr weitere Beruhigungsmittel zu verabreichen, weil sie für das Visa-Gespräch munter sein müsse. Er konnte das leicht sagen, als wüsste sie, wie man es anstellt, den Kopf leer zu halten, als stünde es in ihrer Macht, als riefe sie absichtlich diese Bilder herbei, die Bilder, wie der kleine, runde Körper ihres Sohns Ugonna vor ihr zusammenbrach, der

Fleck auf seiner Brust so rot, dass sie ihn ausschimpfen wollte, weil er in der Küche mit dem Palmöl gespielt hatte. Eigentlich konnte er aber das Regalbrett, wo sie die Öle und Gewürze aufbewahrte, gar nicht erreichen und auch den Verschluss der Plastikflasche mit Palmöl nicht öffnen. Er war erst vier Jahre alt.

Der Mann hinter ihr tippte ihr wieder auf den Rücken. Sie fuhr herum und schrie beinahe auf bei dem scharfen Schmerz, der ihr den Rücken hinabfuhr. Muskelzerrung, hatte Dr. Balogun gesagt und einen ehrfürchtigen Ausdruck gehabt, weil sie nach ihrem Sprung vom Balkon nichts Schlimmeres davongetragen hatte.

»Schauen Sie doch mal, was der unnütze Soldat dort macht«, sagte der Mann hinter ihr.

Damit sie über die Straße sehen konnte, wandte sie sich um und drehte dabei ganz langsam den Hals. Ein kleiner Menschenauflauf war entstanden. Ein Soldat schlug einen bebrillten Mann mit einer langen Peitsche, die sich durch die Luft schlängelte, bevor sie im Gesicht des Mannes landete oder auf seinem Hals, sie sah es nicht genau, weil der Mann die Hände gehoben hatte, wie um den Schlag abzuwehren. Sie sah, wie die Brille des Mannes herunterrutschte und zu Boden fiel. Sie sah, wie der Soldat mit dem Absatz seines Stiefels das schwarze Brillengestell und die getönten Gläser zertrat.

»Schauen Sie, wie die Leute den Soldaten anflehen«, sagte der Mann hinter ihr. »Unsere Leute haben sich zu sehr daran gewöhnt, Soldaten anzuflehen.«

Sie sagte nichts. Er war von gleichbleibender Freundlichkeit, anders als die Frau vor ihr, die vorhin gesagt hatte: »Ich habe mit Ihnen geredet, und Sie schauen mich an wie eine Muhkuh!«, und sie nun ignorierte. Vielleicht fragte er sich, warum sie sich nicht an der ungezwungenen Unterhaltung beteiligte, die sich zwischen den anderen in der Schlange entwickelt hatte.

Weil sie alle früh aufgestanden waren – wenn sie überhaupt geschlafen hatten –, um vor Sonnenaufgang zur amerikanischen Botschaft zu kommen; weil sie sich alle mühsam in die Visa-Schlange eingereiht hatten und den peitscheschwingenden Soldaten ausgewichen waren, während sie vor- und zurückgetrieben wurden, ehe die Schlange sich endlich gebildet hatte; weil sie alle Angst hatten, dass die amerikanische Botschaft beschließen könnte, heute gar nicht zu öffnen, und sie dann die ganze Prozedur übermorgen noch einmal durchmachen müssten, die Botschaft hatte nämlich mittwochs geschlossen, hatten sie sich miteinander angefreundet. Zugeknöpfte Männer und Frauen tauschten Zeitungen und Anklagen gegen General Abachas Regierung aus, während weltgewandte junge Leute in Jeans einander Tipps gaben, wie man die Fragen für das amerikanische Studentenvisum zu beantworten hatte.

»Schauen Sie sich sein Gesicht an, überall Blut. Die Peitsche hat ihn im Gesicht verletzt«, sagte der Mann hinter ihr.

Sie schaute nicht hin, weil sie wusste, das Blut würde rot sein wie frisches Palmöl. Stattdessen schaute sie den Eleke Crescent entlang, eine kurvenreiche Straße, in der sich Botschaften mit ausgedehnten Rasenflächen befanden, und betrachtete die Menschenmengen zu beiden Seiten der Straße. Ein Gehsteig voller Leben. Ein Markt, der während der Geschäftszeiten der amerikanischen Botschaft spontan entstand und wieder verschwand, wenn die Botschaft schloss. Da gab es den Stühle-Verleih, wo die Stapel weißer Plastikstühle, die 100 Naira pro Stunde kosteten, schnell dahinschmolzen. Da waren die über Zementblöcke gelegten Bretter, auf denen farbenfroh Süßigkeiten und Mangos und Apfelsinen auslagen. Da waren die jungen Leute, die Tabletts voller Zigaretten mit Tuchrollen auf dem Kopf abpolsterten. Da waren die blinden, von Kindern geführten Bettler, die Segenssprüche auf Englisch, Yoruba, Pidgin, Igbo und Hausa

sangen, wenn ihnen jemand Geld auf ihren Teller legte. Und da war natürlich das improvisierte Fotostudio. Ein großer Mann stand neben einem Stativ und hielt ein mit Kreide beschriebenes Schild hoch, auf dem zu lesen stand: AUSGEZEICHNETE FOTOS IN EINER STUNDE, ENTSPRECHEND DEN ANFORDERUNGEN FÜR DAS AMERIKANISCHE VISUM. Sie hatte dort, auf einem wackligen Stuhl sitzend, ihr Passfoto machen lassen und war nicht überrascht gewesen, als das Ergebnis körnig und ihr Gesicht viel hellhäutiger war. Aber sie hatte keine Wahl, sie hatte das Foto nicht früher machen lassen können.

Vor zwei Tagen hatte sie ihr Kind begraben in einem Grab neben einem Gemüsebeet in der Heimat ihrer Vorfahren – in Umunnachi –, umringt von wohlwollenden Menschen, an die sie sich jetzt nicht mehr erinnerte. Den Tag davor hatte sie ihren Mann im Kofferraum ihres Toyota zum Haus eines Freundes gefahren, der ihn heimlich außer Landes gebracht hatte. Und am Tag vor diesem Tag hatte sie es nicht nötig gehabt, ein Passfoto machen zu lassen; ihr Leben verlief normal, und sie hatte Ugonna zur Schule gebracht, hatte ihm bei Mr. Biggs ein Würstchen im Schlafrock gekauft, hatte mit Majek Fashek im Autoradio mitgesungen. Wenn ein Wahrsager ihr erzählt hätte, dass sie innerhalb weniger Tage ihr Leben nicht wiedererkennen würde, hätte sie gelacht. Und vielleicht dem Wahrsager für seine besonders lebhafte Phantasie zehn Naira zusätzlich gegeben.

»Manchmal frage ich mich, ob die Leute von der amerikanischen Botschaft aus dem Fenster schauen und Vergnügen daran haben, wenn sie sehen, wie die Soldaten Menschen mit Peitschen traktieren«, sagte der Mann hinter ihr. Sie wünschte sich, er würde still sein. Sein Gerede erschwerte es ihr, den Kopf leer zu behalten, frei von Ugonna. Sie schaute wieder über die Straße; der Soldat ging jetzt weg, und selbst aus dieser Entfernung konnte sie seine finstere Miene sehen. Die finstere Miene eines

erwachsenen Mannes, der einen anderen erwachsenen Mann mit der Peitsche schlagen konnte, wenn er wollte, wann er wollte. Er stolzierte so großspurig daher wie die Männer, die vor vier Nächten ihre Hintertür aufgebrochen hatten und hereingestürmt waren.

Wo ist dein Mann? Wo steckt er? Sie hatten die Schränke in den beiden Zimmern aufgerissen und sogar die Schubladen aufgezerrt. Sie hätte ihnen sagen können, dass ihr Mann über ein Meter achtzig groß war, dass er sich unmöglich in einer Schublade verstecken konnte. Drei Männer in schwarzen Hosen. Sie hatten nach Alkohol und Pfeffersuppe gerochen, und viel später, als sie Ugonnas stillen Körper in den Armen hielt, wusste sie, dass sie nie wieder Pfeffersuppe essen würde.

Wo ist dein Mann hingegangen? Wohin? Sie drückten ihr eine Pistole an den Kopf, und sie sagte: »Ich weiß es nicht, er ist gestern einfach fortgegangen«, und sie blieb still stehen, obwohl ihr der warme Urin die Beine hinuntertröpfelte.

Einer der Männer, derjenige, der ein schwarzes Hemd mit Kapuze anhatte und am stärksten nach Alkohol roch, hatte erstaunlich blutunterlaufene Augen, die schmerzhaft rot aussahen. Er schrie am meisten, stieß mit dem Fuß nach dem Fernseher. *Du weißt, was dein Mann in der Zeitung geschrieben hat? Du weißt, dass er ein Lügner ist? Du weißt, dass Leute wie er ins Gefängnis gehören, weil sie Ärger machen, weil sie nicht wollen, dass Nigeria vorankommt?*

Er setzte sich aufs Sofa, wo ihr Mann immer saß und die Spätnachrichten im NTA ansah, und er riss sie an sich, so dass sie ungeschickt auf seinem Schoß landete. Sein Revolver bohrte sich ihr in die Taille. *Schöne Frau, warum heiratest du einen Unruhestifter?* Sie spürte seine ekelerregende Steifheit, roch den Alkohol in seinem Atem.

Lass sie in Ruhe, sagte der andere. Der mit dem kahlen Schädel, der glänzte, als sei er mit Vaseline eingerieben. *Gehen wir*.

Sie riss sich los und stand vom Sofa auf, und der Mann mit dem Kapuzenhemd, der noch dort saß, klatschte ihr auf den Hintern. Da fing Ugonna zu weinen an und rannte zu ihr. Der Mann mit dem Kapuzenhemd lachte und sagte, wie weich ihr Körper sei, und fuchtelte mit dem Revolver herum. Ugonna schrie jetzt; er schrie sonst nie, wenn er weinte, das war nicht seine Art. Dann ging der Revolver los und der Palmölfleck erschien auf Ugonnas Brust.

»Schauen Sie hier, Apfelsinen«, sagte der Mann in der Schlange hinter ihr und bot ihr eine Plastiktüte mit sechs geschälten Apfelsinen an. Sie hatte nicht bemerkt, dass er sie gekauft hatte.

Sie schüttelte den Kopf. »Danke.«

»Nehmen Sie eine. Ich habe mitbekommen, dass sie seit dem Morgen nichts gegessen haben.«

Da schaute sie ihn zum ersten Mal richtig an. Ein Gesicht ohne besondere Merkmale und mit dunklem Teint, ungewöhnlich glatt für einen Mann. Mit seinem frisch gebügelten Hemd und blauen Schlips, mit der sorgfältigen Weise, in der er Englisch sprach, als habe er Angst, etwas falsch zu machen, wirkte er, als sei er auf sozialen Aufstieg bedacht. Vielleicht arbeitete er für eine der neueren Banken und verdiente sehr viel mehr, als er je für möglich gehalten hatte.

»Nein danke«, sagte sie. Die Frau vor ihr drehte sich um und schaute sie an, dann unterhielt sie sich weiter mit einigen Leuten über einen besonderen Gottesdienst, der ›Wundermesse für ein amerikanisches Visum‹ hieß.

»Sie sollten etwas zu sich nehmen«, sagte der Mann hinter ihr, obwohl er ihr nicht mehr den Beutel mit Apfelsinen hinhielt.

Sie schüttelte wieder den Kopf; der Schmerz war noch da, irgendwo zwischen den Augen. Als ob der Sprung vom Balkon in ihrem Kopf irgendwelche Teile gelockert hätte, die nun schmerzhaft klapperten. Der Sprung in die Tiefe war nicht ihre einzige Möglichkeit gewesen, sie hätte in den Mangobaum klettern können, dessen Zweig quer über den Balkon reichte, sie hätte die Treppe hinunterrennen können. Die Männer hatten miteinander gestritten, so laut, dass sie die Realität verdeckten und sie einen Augenblick lang glaubte, jener Knall stamme möglicherweise nicht von einer Pistole, sondern sei der eigenartige Donner, der den Beginn eines Harmattan anzeigte, möglicherweise sei der rote Fleck Palmöl und Ugonna sei irgendwie an die Flasche herangekommen und spiele jetzt ein Spiel und tue so, als fiele er in Ohnmacht, obwohl er das noch nie gespielt hatte. Dann brachten ihre Worte sie zurück in die Realität. *Glaubst du, sie wird den Leuten erzählen, dass es ein Unfall war? Wollte Oga, dass wir das tun? Ein kleines Kind! Wir müssen die Mutter schlagen. Nein, das bedeutet noch mehr Ärger. Ja. Nein, hauen wir ab, mein Freund!*

Da war sie auf den Balkon hinausgerannt, übers Geländer geklettert und in die Tiefe gesprungen, ohne an die zwei Stockwerke zu denken, und in die Mülltonne beim Tor gekrochen. Nachdem sie das Auto davonbrausen gehört hatte, ging sie wieder in die Wohnung, nach den verfaulten Bananenschalen in der Tonne riechend. Sie hielt Ugonnas Körper in den Armen, legte ihre Wange an seine stille Brust und merkte, dass sie sich noch niemals so geschämt hatte. Sie hatte ihn im Stich gelassen.

»Sind Sie besorgt wegen des Visum-Interviews?«, fragte der Mann hinter ihr.

Sie zuckte mit den Schultern – vorsichtig, damit ihr nicht der Rücken weh tat, und quälte sich ein leeres Lächeln ab.

»Achten Sie einfach darauf, dass Sie dem Interviewer gerade in die Augen sehen, wenn Sie die Fragen beantworten. Selbst wenn Sie einen Fehler machen, korrigieren Sie sich nicht, weil sie sonst annehmen, dass Sie lügen. Ich habe viele Freunde, die sie wegen winziger Kleinigkeiten abgelehnt haben. Ich bewerbe mich um ein Besuchervisum. Mein Bruder lebt in Texas, und ich möchte dort Urlaub machen.«

Er hörte sich an wie die Stimmen, die um sie herum gewesen waren, Menschen, die bei der Flucht ihres Mannes und Ugonnas Beerdigung geholfen hatten, die sie zur Botschaft gebracht hatten. Beantworte die Fragen ohne Stocken, hatten die Stimmen gesagt. Erzähl ihnen alles über Ugonna, wie er gewesen ist, aber übertreibe nicht, weil ihnen jeden Tag Lügen erzählt werden, um Asyl-Visa zu bekommen, Geschichten von toten Verwandten, die nie geboren wurden. Mache Ugonna echt. Weine, aber weine nicht zu viel.

»Sie geben unseren Leuten keine Immigrantenvisa mehr, wenn der Antragsteller nicht reich nach amerikanischem Maßstab ist. Aber ich höre, dass Europäer keine Probleme haben, Visa zu bekommen. Beantragen Sie ein Immigranten- oder ein Besuchervisum?«, fragte der Mann.

»Asyl.« Sie schaute ihm nicht ins Gesicht; vielmehr spürte sie seine Überraschung.

»Asyl? Das wird sehr schwer zu beweisen sein.«

Sie fragte sich, ob er *The New Nigeria* las, ob er von ihrem Mann wusste. Vielleicht. Alle Sympathisanten der Pro-Demokratie-Presse wussten von ihrem Mann, besonders da er der erste Journalist war, der die Staatsstreichverschwörung öffentlich Heuchelei genannt hat, der einen Beitrag geschrieben hatte, der General Abacha vorwarf, einen Staatsstreich zu erfinden, damit er seine Gegner töten und einsperren konnte. Soldaten waren ins Büro der Zeitung gekommen und hatten einen großen Teil dieser

Ausgabe in einem schwarzen Lieferwagen fortgeschafft; trotzdem kamen Fotokopien an die Öffentlichkeit und zirkulierten in Lagos – ein Nachbar hatte ein Exemplar an einer Brückenmauer kleben gesehen, neben Plakaten, die Glaubensfeldzüge und neue Filme ankündigten. Die Soldaten hatten ihren Mann zwei Wochen lang eingesperrt und ihm Verletzungen auf der Stirn verursacht, die eine Narbe in der Form eines L hinterließen. Freunde hatten zaghaft die Narbe berührt, als sie sich in ihrer Wohnung trafen, um seine Entlassung zu feiern, zu der sie Flaschen mit Whiskey mitbrachten. Sie erinnerte sich, dass jemand zu ihm sagte: *Nigeria wird es deinetwegen gutgehen*, und sie erinnerte sich an den Gesichtsausdruck ihres Mannes, diesen Ausdruck eines begeisterten Messias, als er von dem Soldaten erzählte, der ihm eine Zigarette gegeben hatte, nachdem er ihn geschlagen hatte. Und die ganze Zeit hatte ihr Mann gestottert, wie er es zu tun pflegte, wenn er aufgekratzt war. Vor Jahren hatte sie dieses Stottern liebenswert gefunden; jetzt nicht mehr.

»Viele bewerben sich um ein Asyl-Visum und bekommen es nicht«, sagte der Mann hinter ihr. Laut. Vielleicht hatte er die ganze Zeit über geredet.

»Lesen Sie *The New Nigeria*?«, fragte sie. Sie wandte sich nicht um, um den Mann anzusehen, sondern beobachtete stattdessen, wie ein Paar weiter vorn in der Schlange Kekspackungen kaufte; die Packungen knisterten, als die beiden sie öffneten.

»Ja. Möchten Sie eine? Die Verkäufer haben vielleicht noch ein paar davon.«

»Nein. Das war nur eine Frage.«

»Sehr gutes Blatt. Diese beiden Herausgeber, das sind die Art von Leuten, die Nigeria braucht. Sie riskieren ihr Leben, um uns die Wahrheit

zu sagen. Echt tapfere Männer. Wenn wir nur mehr von diesem Mut hätten.«

Es war kein Mut, es war einfach übertriebener Egoismus. Vor einem Monat, als ihr Mann die Hochzeit seines Cousins vergessen hatte, obwohl sie zugesagt hatten, Trauzeugen zu sein, und ihr erzählte, er könne seine Reise nach Kaduna nicht absagen, weil sein Interview mit dem verhafteten Journalisten dort zu wichtig sei, hatte sie ihn angesehen, den kühlen, getriebenen Mann, den sie geheiratet hatte, und gesagt: »Du bist nicht der Einzige, der die Regierung hasst.« Sie fuhr allein zur Hochzeit, und er fuhr nach Kaduna, und als er zurückkam, redeten sie wenig miteinander; ihre Unterhaltung drehte sich jetzt ohnehin meist um Ugonna. Du wirst es nicht glauben, was der Junge heute gemacht hat, pflegte sie zu sagen, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, und erzählte dann in allen Einzelheiten, wie Ugonna ihr mitgeteilt habe, in seinen *Quaker*-Haferflocken sei Pfeffer und deshalb wolle er sie nicht mehr essen, oder wie er ihr geholfen habe, die Vorhänge zuzuziehen.

»Sie glauben also, was diese Redakteure tun, ist tapfer?« Sie wandte sich um, damit sie dem Mann hinter sich ins Gesicht sehen konnte.

»Ja, natürlich. Das bringen nicht alle von uns fertig. Das ist das wahre Problem in unserem Land – wir haben nicht genug tapfere Menschen.« Er maß sie mit einem langen Blick, selbstgerecht und misstrauisch, als frage er sich, ob sie eine Verteidigerin der Regierung sei, eine von denen, die die Pro-Demokratie-Bewegungen kritisierten, die darauf beharrten, dass in Nigeria nur eine Militärregierung funktionieren würde. Unter anderen Umständen hätte sie ihm vielleicht von ihrer eigenen journalistischen Arbeit erzählt, die an der Universität in Zaria begonnen hatte, als sie eine Kundgebung organisiert hatte, um gegen den Beschluss der Regierung von General Buhari, die Stipendien der Studenten zu kürzen, zu protestieren. Sie

hätte ihm vielleicht erzählt, dass sie für die *Evening News* hier in Lagos geschrieben hatte, dass sie den Bericht über den Mordversuch am Herausgeber des *Guardian* verfasst hatte, dass sie ihre Arbeit aufgegeben hatte, als sie schließlich schwanger wurde, weil sie und ihr Mann es vier Jahre lang versucht hatten und sie lauter Fibrome im Unterleib hatte.

Sie wandte sich von dem Mann ab und beobachtete die Bettler, die ihre Tour entlang der Visum-Schlange machten. Hochgewachsene Männer in schmutzigen langen Tuniken, die Gebetsschnüre durch die Finger gleiten ließen und Koranverse zitierten; verbittert blickende Frauen, die kränkliche Babys mit abgewetzten Tüchern auf den Rücken gebunden hatten; ein von der Tochter geführtes blindes Paar, das unter zerschlissenen Kragen blaue Medaillons mit der Jungfrau Maria um den Hals hängen hatte. Ein Zeitungsverkäufer kam herüber und blies auf seiner Pfeife. Unter den Zeitungen, die er auf seinem Arm jonglierte, konnte sie *The New Nigeria* nicht entdecken. Vielleicht war sie ausverkauft. Der letzte Artikel ihres Mannes, »Die Jahre unter Abacha bis heute: 1993–1997«, hatte sie zunächst nicht beunruhigt, weil er nichts Neues geschrieben, nur die Morde und gebrochenen Verträge und fehlenden Gelder zusammengetragen hatte. Es war ja nicht so, dass die Nigerianer diese Dinge nicht schon gewusst hätten. Sie hatte nicht viel Ärger, oder viel Aufmerksamkeit, erwartet, aber nur einen Tag nach Erscheinen der Zeitung brachte Radio BBC die Geschichte in den Nachrichten und interviewte einen nigerianischen Professor der Politikwissenschaften im Exil, der sagte, ihr Mann verdiene den Menschenrechtspreis. *Er kämpft mit der Feder gegen Unterdrückung, er gibt den Stummen eine Stimme, er informiert die Welt.*

Ihr Mann hatte seine Nervosität vor ihr zu verbergen versucht. Nachdem ihn dann jemand anonym angerufen hatte – er bekam immerzu anonyme Anrufe, er war von jenem Journalistentyp, der überall Freundschaften

pflegte –, um ihm mitzuteilen, dass das Staatsoberhaupt höchstpersönlich wütend sei, verbarg er seine Angst nicht mehr; er ließ sie seine zitternden Hände sehen. Soldaten seien unterwegs, um ihn zu verhaften, teilte der Anrufer mit. Es hieß, das würde seine letzte Verhaftung sein, er würde nicht zurückkommen. Er kletterte wenige Minuten nach dem Anruf in den Kofferraum des Autos, damit der Pförtner, wenn er von den Soldaten befragt wurde, ehrlich behaupten konnte, er wisse nicht, wann ihr Mann das Haus verlassen habe. Sie brachte Ugonna in die Wohnung eines Nachbarn und verspritzte dann schnell Wasser im Kofferraum, obwohl ihr Mann sie zur Eile trieb, weil sie irgendwie annahm, ein feuchter Kofferraum sei kühler, dass er dann besser atmen könne. Sie fuhr ihn zum Haus seines Mitherausgebers. Am nächsten Tag rief er sie aus der Republik Benin an; der Mitherausgeber hatte Verbindungsleute, die ihn heimlich über die Grenze brachten. Sein amerikanisches Visum, das er für einen Weiterbildungskurs in Atlanta bekommen hatte, war noch gültig, und er würde bei seiner Ankunft in New York um Asyl ersuchen. Sie sagte ihm, er solle sich keine Sorgen machen, sie und Ugonna würden klarkommen, sie würde am Ende des Schuljahres ein Visum beantragen, und sie würden zu ihm nach Amerika kommen. In jener Nacht war Ugonna unruhig, und sie erlaubte ihm, aufzubleiben und mit seinem Spielzeugauto zu spielen, während sie ein Buch las. Als sie die drei Männer sah, die gewaltsam durch die Küchentür eindrangen, verfluchte sie sich dafür, dass sie nicht darauf bestanden hatte, dass Ugonna zu Bett ging. Wenn sie doch bloß –

»Ah, diese Sonne ist alles andere als mild. Diese Leute von der amerikanischen Botschaft sollten wenigstens einen Sonnenschutz für uns aufstellen. Sie können dafür ja etwas von dem Geld verwenden, das sie als Visumgebühr einnehmen«, sagte der Mann hinter ihr.

Jemand hinter ihm sagte, die Amerikaner nähmen das Geld für ihre eigenen Zwecke ein. Ein anderer sagte, es sei Absicht, die Antragsteller in der Sonne warten zu lassen. Wieder ein anderer lachte. Sie winkte dem blinden Bettlerpaar und suchte in ihrer Handtasche nach einem Zwanzig-Naira-Schein. Als sie das Geld in die Schale legte, sangen sie: »Gott segne Sie, Sie werden Geld haben, einen guten Mann und eine gute Arbeit«, in Pidgin-Englisch und dann in Igbo und Yoruba. Sie sah ihnen hinterher, als sie weggingen. Sie hatten nicht zu ihr gesagt: »Sie werden viele gute Kinder haben.« Sie hatte gehört, wie sie das zur Frau vor ihr gesagt hatten.

Das Tor der Botschaft öffnete sich und ein Mann in brauner Uniform rief: »Die ersten fünfzig sollen hereinkommen und die Formulare ausfüllen. Alle Übrigen sollen ein andermal wiederkommen. Die Botschaft kann heute nur fünfzig abfertigen.«

»Wir haben Glück, wie?«, sagte der Mann hinter ihr.

Sie beobachtete die Visum-Beamtin hinter der Scheibe, sie sah, wie ihr mattes rotbraunes Haar den gesenkten Hals streifte, wie die grünen Augen über das silberne Brillengestell hinweg auf ihr Formular blickten, als brauche sie gar keine Brille.

»Können Sie mir Ihre Geschichte noch einmal schildern? Sie haben keine Einzelheiten geliefert«, sagte die Beamtin mit einem aufmunternden Lächeln. Das war ihre Gelegenheit, über Ugonna zu sprechen, wusste sie.

Sie schaute kurz zum Nachbarfenster, auf einen Mann in dunklem Anzug, der sich zur Scheibe vorbeugte, ehrfürchtig, als bete er den Beamten dahinter an. Und sie stellte fest, dass sie eher sterben wollte durch den Mann im schwarzen Shirt mit Kapuze oder durch den mit dem glänzenden Kahlkopf, als ein Wort über Ugonna zu dieser Beamtin zu sagen, oder zu

einem anderen amerikanischen Botschaftsangestellten. Als Ugonna für ein Visum in die Sicherheit zu verhökern.

Ihr Sohn war getötet worden, mehr würde sie nicht sagen. Getötet. Nichts davon, wie sein Lachen irgendwie über seinem Kopf anfing, hoch und glöckchenhell. Wie er Süßigkeiten und Kekse »Brötli-Brötli« nannte. Wie er ihren Hals umklammerte, wenn sie ihn auf dem Arm hatte. Wie ihr Mann sagte, er würde einmal ein Künstler werden, weil er mit seinen LEGO-Steinen nicht zu bauen versuchte, sondern sie stattdessen nebeneinander anordnete, nach Farben sortiert. Sie verdienten es nicht, das zu erfahren.

»Junge Frau? Sie behaupten, es war die Regierung?«, fragte die Beamtin.

»Regierung« war so ein großes Etikett, es schaffte Raum für Manöver, Entschuldigungen und neue Bezichtigungen. Drei Männer. Drei Männer wie ihr Mann und ihr Bruder oder der Mann hinter ihr in der Visum-Schlange. Drei Männer.

»Ja. Es waren Agenten der Regierung«, sagte sie.

»Können Sie das beweisen? Gibt es einen Beleg dafür?«

»Ja. Aber ich habe ihn gestern beerdigt. Den Körper meines Sohnes.«

»Gute Frau, es tut mir leid um ihren Sohn«, sagte die Beamtin. »Aber ich brauche einen Beweis für Ihre Behauptung, dass es die Regierung war. Es gibt immer wieder Kämpfe zwischen ethnischen Gruppen, es gibt private Mordanschläge. Ich brauche einen Beweis für die Beteiligung der Regierung, und ich brauche einen Beweis dafür, dass Sie in Gefahr sind, wenn sie in Nigeria bleiben.«

Sie blickte auf das verblasste Pink der Lippen, die sich bewegten und dabei winzige Zähnchen sehen ließen. Pinkfarbene Lippen in einem sommersprossigen, abgeschirmten Gesicht. Es drängte sie plötzlich, die

Beamtin zu fragen, ob die Artikel in *The New Nigeria* das Leben eines Kindes wert seien. Sie fragte aber nicht. Sie bezweifelte, dass die Visum-Beamtin von den Pro-Demokratie-Zeitungen wusste oder von den langen, müden Schlangen vor dem Tor der Botschaft in abgesperrten Bereichen ohne Schatten, wo die gnadenlose Sonne Freundschaften und Kopfschmerzen und Verzweiflung schuf.

»Junge Frau? Die Vereinigten Staaten bieten Opfern von politischer Verfolgung ein neues Leben, aber es sind Beweise nötig …«

Ein neues Leben. Ugonna hatte ihr ein neues Leben gegeben, es hatte sie überrascht, wie schnell sie sich an die neue Identität gewöhnte, die er ihr gab, an die neue Person, zu der er sie machte. »Ich bin Ugonnas Mutter«, sagte sie stets in seinem Kindergarten, zu Betreuerinnen, zu Eltern anderer Kinder. Auf seiner Beerdigung in Umunnachi hatte jemand gefragt: »Wer ist die Mutter?«, weil ihre Freundinnen und Familienmitglieder alle Kleider mit demselben Ankara-Druck trugen, und sie hatte hochgeblickt, einen Augenblick wach, und gesagt: »Ich bin Ugonnas Mutter.« Sie wollte wieder zurück in die Heimatstadt ihrer Ahnen und Ixora-Blumen pflanzen, die Sorte, an deren nadeldünnen Stengeln sie als Kind gesaugt hatte. Eine Pflanze würde reichen, seine Grabstelle war so klein. Wenn die Ixora blühte und die Blüten Bienen anlockten, wollte sie sie pflücken und an ihnen saugen, während sie auf der Erde hockte. Und danach wollte sie die ausgesaugten Blüten nebeneinanderlegen, wie es Ugonna mit seinen LEGO-Steinen getan hatte. Das, stellte sie fest, war das neue Leben, das sie wollte.

Am Nachbarfenster sprach der amerikanische Visa-Beamte zu laut in sein Mikrophon: »Ich werde Ihre Lügen nicht hinnehmen, mein Herr!«

Der nigerianische Antragsteller in dem dunklen Anzug fing an zu schreien und zu gestikulieren, er schwenkte seine durchsichtige

Plastikmappe, die mit Dokumenten vollgestopft war. »Das stimmt nicht! Wie können Sie Menschen nur so behandeln? Ich werde das in Washington vorbringen!«, bis ein Sicherheitsmann kam und ihn fortführte.

»Junge Frau? Junge Frau?«

Bildete sie sich das nur ein oder entwich die Sympathie langsam aus dem Gesicht der Beamtin? Sie sah, wie die Frau mit einer raschen Bewegung ihr rötlich-goldenes Haar zurückschob, obwohl es sie gar nicht störte, es blieb ruhig auf dem Hals liegen, umrahmte ein blasses Gesicht. Ihre Zukunft ruhte auf diesem Gesicht. Dem Gesicht einer Person, die sie nicht verstand, die wahrscheinlich nicht mit Palmöl kochte oder wusste, dass Palmöl in frischem Zustand leuchtend rot aussah, und wenn es nicht frisch war, zu einem klumpigen Orange gerann.

Sie drehte sich langsam um und strebte dem Ausgang zu.

»Junge Frau?«, hörte sie die Stimme der Beamtin hinter sich.

Sie drehte sich nicht um. Sie verließ die amerikanische Botschaft, ging an den Bettlern vorbei, die noch immer mit ausgestreckten Emailleschalen ihre Runden machten, und stieg in ihr Auto.

Das Zittern

An dem Tag, als ein Flugzeug in Nigeria abstürzte, am selben Tag, als Nigerias First Lady starb, klopfte jemand laut an die Tür von Ukamaka in Princeton. Das Klopfen überraschte sie, weil nie jemand an ihre Tür kam, ohne sich vorher anzukündigen – das war schließlich Amerika, wo die Leute anriefen, ehe sie zu Besuch kamen –, außer dem Postboten, der nie so laut klopfte; und es ließ sie zusammenfahren, weil sie vom Morgen an online gewesen war und die Nachrichten aus Nigeria verfolgt hatte, die Seiten zu oft aktualisierte, ihre Eltern und Freunde in Nigeria anrief, eine Tasse Earl Grey nach der anderen aufgoss, die sie dann kalt werden ließ. Sie hatte frühe Fotos von der Absturzstelle verkleinert. Jedes Mal, wenn sie diese betrachtete, starrte sie auf das, was die Nachrichten »Wrack« nannten, einen geschwärzten Rumpf mit darübergestreuten weißlichen Fetzen wie zerrissenes Papier, ein undefinierbarer verkohlter Klumpen, der einmal ein Flugzeug voller Menschen gewesen war – Menschen, die ihre Sitzgurte anlegten und beteten, Menschen, die Zeitungen aufschlugen, Menschen, die darauf warteten, dass der Flugbegleiter einen Wagen den Gang entlangrollte und fragte: »Sandwich oder Kuchen?« Einer dieser Menschen war möglicherweise ihr Ex-Freund Udenna gewesen.

Wieder klopfte es, diesmal lauter. Sie schaute durch den Spion: ein rundlicher, dunkelhäutiger Mann, der ihr entfernt bekannt vorkam, obwohl sie sich nicht erinnern konnte, wo sie ihn schon einmal gesehen hatte. Vielleicht in der Bücherei oder im Shuttle zum Campus von Princeton. Sie öffnete die Tür. Er lächelte schwach und sprach, ohne sie anzublicken. »Ich

bin Nigerianer. Ich wohne im dritten Stock. Ich bin gekommen, damit wir gemeinsam beten können wegen des Geschehens in unserem Land.«

Es überraschte sie, dass er wusste, dass auch sie Nigerianerin war, dass er wusste, welche Wohnung sie hatte, dass er gekommen war, um an ihrer Tür zu klopfen; ihr war immer noch nicht eingefallen, wo sie ihn schon einmal gesehen hatte.

»Darf ich reinkommen?«, fragte er.

Sie ließ ihn ein. Sie ließ einen Fremden in ihre Wohnung, der ein lässiges Princeton-Sweatshirt trug, der gekommen war, um mit ihr wegen des Geschehens in Nigeria zu beten, und als er die Hände ausstreckte, um die ihren zu ergreifen, zögerte sie ein wenig, ehe sie ihm ihre Hände überließ. Sie beteten. Er betete auf jene spezielle Art der nigerianischen Pfingstkirche, die ihr unbehaglich war: Er bedeckte Dinge mit dem Blut Jesu, er band Dämonen und warf sie ins Meer, er kämpfte mit bösen Geistern. Sie wollte ihn unterbrechen und ihm sagen, wie unnötig das war, dieses mit Blut Taufen und Binden, dieses Verwandeln des Glaubens in einen Boxkampf; wollte ihm sagen, dass das Leben eher ein Kampf mit uns selbst sei als mit einem speerschwingenden Satan; dass Glauben eine Entscheidung unseres Gewissens sei, das immer geschärft werden müsse. Doch sie sagte diese Worte nicht, weil sie aus ihrem Mund frömmlerisch klingen würden; sie wäre nicht imstande, ihnen die positive Nüchternheit zu verleihen, die Pater Patrick so gut beherrschte.

»Jehova, alle Machenschaften des Bösen sollen zuschanden werden, alle Waffen, die wider uns geschmiedet werden, sollen nicht obsiegen, im Namen Jesu! Gott Vater, wir bedecken alle Flugzeuge in Nigeria mit dem teuren Blut Jesu; Gott Vater, wir bedecken die Luft mit dem kostbaren Blut Jesu, und wir vernichten alle Mächte der Finsternis …« Seine Stimme wurde lauter, sein Kopf bewegte sich auf und ab. Sie verspürte einen

Harndrang. Ihr war ungemütlich mit den ineinander verschränkten Händen, seine Finger waren warm und fest, und ihr Unbehagen ließ sie »Amen!« sagen, als er nach einer atemlosen Passage das erste Mal eine Pause machte, weil sie dachte, es sei zu Ende, aber es war nicht zu Ende, und deshalb schloss sie hastig die Augen, während er fortfuhr. Er betete und betete und drückte jedes Mal ihre Hände, wenn er »Gott Vater!« oder »in Jesu Namen!« sagte.

Dann spürte sie, wie sie zu zittern anfing, ein ungewolltes Beben ihres ganzen Körpers. War das Gott? Einmal, vor Jahren, als sie im Teenager-Alter war und jeden Morgen gewissenhaft den Rosenkranz betete, brachen plötzlich Worte, die sie nicht verstand, aus ihrem Mund hervor, als sie neben dem rauen hölzernen Rahmen ihres Bettes kniete. Es hatte nur Sekunden gedauert, dieses Hervorströmen unverständlicher Worte mitten in einem Ave Maria, aber am Ende des Rosenkranzes war sie ernstlich verstört und überzeugt, dass das kühl-weiße Gefühl, das sie einhüllte, Gott war. Udenna war der Einzige, dem sie je davon erzählt hatte, und er hatte gemeint, sie habe das Erlebnis selbst erzeugt. Aber wie hätte ich das tun können?, hatte sie gefragt. Wie hätte ich etwas erzeugen können, was ich nicht einmal wollte? Doch letzten Endes stimmte sie ihm zu, wie sie ihm in fast allen Fragen stets zustimmte, und sagte, dass sie sich das wirklich eingebildet hatte.

Jetzt hörte das Zittern so schnell auf, wie es begonnen hatte, und der Nigerianer schloss das Gebet: »Im mächtigen und ewigen Namen Jesu!«

»Amen!«, sagte sie.

Sie entzog ihm ihre Hände, murmelte: »Entschuldigung« und ging eilig ins Bad. Als sie wieder herauskam, stand er immer noch mit verschränkten Armen an der Küchentür. An seiner Haltung war etwas, das sie an das Wort »demütig« denken ließ.

»Ich heiße Chinedu«, sagte er.

»Ich bin Ukamaka«, sagte sie.

Sie schüttelten sich die Hände, und das amüsierte sie, weil sie eben erst die Hände im Gebet verschränkt hatten.

»Dieser Flugzeugabsturz ist schrecklich«, sagte er. »Richtig schrecklich.«

»Ja.« Sie erzählte ihm nicht, dass möglicherweise Udenna in dem verunglückten Flugzeug gesessen hatte. Sie wünschte sich, dass er sich verabschiedete, da er nun sein Gebet gesprochen hatte, doch er ging hinüber ins Wohnzimmer und setzte sich auf die Couch und fing an zu erzählen, wie er von dem Flugzeugabsturz gehört hatte, als hätte sie ihn zum Bleiben aufgefordert, als wolle sie die Einzelheiten seines morgendlichen Rituals wissen, dass er die BBC-Nachrichten online hörte, weil die amerikanischen Nachrichten nie fundiert genug waren. Er erzählte ihr, dass er zunächst nicht mitbekommen habe, dass es zwei separate Ereignisse gewesen waren – die First Lady war in Spanien kurz nach einer Bauchfett-Absaug-Operation in Vorbereitung der Party zu ihrem sechzigsten Geburtstag gestorben, während das Flugzeug in Lagos abgestürzt war, wenige Minuten nachdem es mit dem Ziel Abuja gestartet war.

»Ja«, sagte sie und setzte sich vor ihren Laptop. »Zuerst habe ich auch gedacht, sie sei bei dem Flugzeugabsturz umgekommen.«

Mit immer noch verschränkten Armen schaukelte er leicht vor und zurück. »Dieses Zusammentreffen ist zu viel. Gott will uns etwas sagen. Nur Gott kann unser Land retten.«

Uns. Unser Land. Diese Worte verbanden sie in einem gemeinsamen Verlust, und einen Moment lang fühlte sie sich ihm nahe. Sie aktualisierte eine Internetseite. Es gab immer noch keine Nachrichten über eventuelle Überlebende.

»Gott muss Nigeria lenken«, fuhr er fort. »Man hat behauptet, eine zivile Regierung sei besser als die Militärregierung, doch schau an, was Obasanjo tut. Er hat unser Land zerstört.«

Sie nickte und überlegte, was wohl die höflichste Art sei, ihn zum Gehen aufzufordern, zögerte aber, es zu tun, weil seine Anwesenheit ihr Hoffnung gab, dass Udenna lebte, auf eine Weise, die sie nicht erklären konnte.

»Hast du Bilder von Angehörigen der Opfer gesehen? Eine Frau riss sich die Kleider herunter und rannte im Slip herum. Sie sagte, ihre Tochter sei auf diesem Flug gewesen, und sie habe nach Abuja gewollt, um Stoffe für sie, die Mutter, zu kaufen. *Chai!*« Chinedu ließ den langen saugenden Laut hören, der Traurigkeit anzeigte. »Der einzige Freund, von dem ich wusste, dass er in diesem Flugzeug hätte sein können, hat mir gerade eine E-Mail mit der Nachricht geschickt, ihm gehe es gut, Gott sei Dank. Von meinen Angehörigen wäre sowieso keiner an Bord gewesen, da brauche ich mir wenigstens um sie keine Sorgen zu machen. Die haben keine zehntausend Naira für ein Flugticket zu verschwenden!« Er lachte – ein plötzlicher unpassender Laut. Sie aktualisierte eine Internetseite. Immer noch keine neuen Nachrichten.

»Ich kenne jemanden, der in dem Flugzeug war«, sagte sie. »Der in dem Flugzeug gewesen sein könnte.«

»Großer Gott!«

»Mein Freund Udenna. Eigentlich mein Ex-Freund. Er machte seinen Master für Betriebswirtschaft in Wharton und ist letzte Woche zur Hochzeit seines Cousins nach Nigeria geflogen.« Nachdem sie das gesagt hatte, wurde ihr bewusst, dass sie die Vergangenheit benutzt hatte.

»Du hast keine sicheren Nachrichten?«, fragte Chinedu.

»Nein. Er hat kein Handy in Nigeria, und ich bekomme keine telefonische Verbindung zu seiner Schwester. Vielleicht war sie bei ihm.

Die Hochzeit ist für morgen in Abuja geplant.«

Sie saßen schweigend da; sie bemerkte, dass Chinedus Hände sich zu Fäusten geballt hatten, dass er sich nicht mehr vor- und zurückwiegte.

»Wann hast du das letzte Mal mit ihm gesprochen?«, fragte er.

»Letzte Woche. Er hat angerufen, ehe er nach Nigeria flog.«

»Gott ist treu! Gott ist treu!« Chinedu hob die Stimme. »Gott ist treu. Hörst du mich?«

Ein wenig erschrocken sagte Ukamaka: »Ja.«

Das Telefon klingelte. Ukamaka starrte es an, das schwarze schnurlose Telefon, das sie neben ihren Laptop gelegt hatte, und hatte Angst, es in die Hand zu nehmen. Chinedu stand auf und machte Anstalten, nach ihm zu greifen, und sie sagte: »Nein!«, und nahm es und ging zum Fenster. »Hallo? Hallo?« Sie wollte, dass der Anrufer, wer es auch sein mochte, es ihr sofort sagte, sich nicht mit irgendwelchen Vorreden aufhielt. Es war ihre Mutter.

»*Nne*, Udenna geht es gut. Chikaodili hat mich eben angerufen, um mir zu sagen, dass sie den Flug verpasst haben. Es geht ihm gut. Sie sollten eigentlich mit diesem Flugzeug fliegen, aber sie haben es verpasst, Gott sei Dank.«

Ukamaka legte das Telefon auf das Fensterbrett und brach in Tränen aus. Chinedu packte sie zunächst bei den Schultern, dann nahm er sie in die Arme. Sie beruhigte sich so lange, bis sie ihm sagen konnte, dass es Udenna gutgehe, und begab sich wieder in seine Umarmung, überrascht von deren vertrautem Trost, überzeugt, dass er instinktiv begriff, dass sie vor Erleichterung darüber weinte, was nicht geschehen war, und aus Trauer darüber, was hätte geschehen können, und aus Zorn darüber, was ungeklärt geblieben war, seit Udenna ihr in einer Eisdiele auf der Nassau Street gesagt hatte, dass ihre Beziehung zu Ende sei.

»Ich wusste, dass Gott ihn erretten würde! Ich habe in meinem Herzen dafür gebetet, dass Gott ihn bewahren möge«, sagte Chinedu und rieb ihr den Rücken.

Später, als sie ein Eintopfgericht in der Mikrowelle aufwärmte, nachdem sie Chinedu zum Mittagessen eingeladen hatte, fragte sie ihn: »Wenn du sagst, Gott sei verantwortlich dafür, dass Udenna bewahrt wurde, dann bedeutet das, Gott ist verantwortlich für die Menschen, die gestorben sind, weil Gott auch sie hätte bewahren können. Soll das heißen, dass Gott einige Menschen vorzieht?«

»Gottes Wege sind nicht unsere Wege.« Chinedu zog seine Sportschuhe aus und stellte sie neben das Bücherregal.

»Das ergibt keinen Sinn.«

»Gott handelt immer sinnvoll, doch nicht immer nach menschlichem Ermessen«, sagte Chinedu, während er sich die Fotos auf ihrem Regal ansah. Es war eine Frage von der Art, die sie auch Pater Patrick stellte, obwohl Pater Patrick zugeben würde, dass Gott nicht immer sinnvoll handelte, mit dem für ihn typischen Schulterzucken, das er ihr bei ihrem ersten Treffen gezeigt hatte, an dem Spätsommertag, an dem Udenna ihr gesagt hatte, dass es vorbei sei. Sie war mit Udenna bei Thomas Sweet gewesen, und sie hatten Erdbeer- und Bananen-Shakes getrunken, ihr Sonntagsritual nach dem Lebensmitteleinkauf, und Udenna hatte seinen geräuschvoll geschlürft, bevor er ihr mitteilte, dass ihre Beziehung schon seit langem zu Ende gewesen sei, dass sie nur noch aus Gewohnheit zusammen waren, und sie hatte ihn angeschaut und auf ein Lachen gewartet, obwohl es nicht seine Art war, auf diese Weise zu spaßen. »Spießig« war das Wort, das er benutzt hatte. Es gab keine andere, aber ihre Beziehung sei spießig geworden. Spießig, und dennoch hatte sie ihr Leben drei Jahre lang um das seine herum geplant. Spießig, und dennoch hatte sie

ihren Onkel, einen Senator, bedrängt, ihr nach Studienende eine Stelle in Abuja zu besorgen, weil Udenna zurückgehen wollte, wenn er fertig war mit seiner Ausbildung, und damit anfangen wollte, »politisches Kapital« (so nannte er das) für seine Bewerbung um den Posten des Staatsgouverneurs von Anambra aufzubauen. Spießig, und dennoch kochte sie ihre Eintöpfe jetzt mit Peperoni, wie er es mochte. Spießig, und dennoch hatten sie oft über die Kinder gesprochen, die sie haben würden, einen Jungen und ein Mädchen, deren Empfängnis sie für selbstverständlich gehalten hatte, das Mädchen sollte Ulari heißen und der Junge Udoka, ihre Vornamen mussten alle mit U anfangen. Sie verließ Thomas Sweet und lief ziellos die ganze Nassau Street hoch und dann wieder runter, bis sie an der grauen Steinkirche vorbeikam und hineinging und dem Mann mit dem weißen Kragen, der gerade in seinen Subaru steigen wollte, erzählte, dass das Leben keinen Sinn ergab. Er sagte, sein Name sei Pater Patrick, und das Leben ergebe keinen Sinn, doch wir müssten trotzdem alle glauben. Glauben. Die Aufforderung »Glaube!« war, als würde man sagen: »Sei groß und gut gebaut.« Sie wollte gern groß und gut gebaut sein, aber sie war es natürlich nicht; sie war klein, und ihr Po war flach, und das störrische weiche Gewebe ihres Unterbauches wölbte sich vor, selbst wenn sie ihr straff-elastisches Spanx-Korsett trug. Als sie das sagte, lachte Pater Patrick.

»Die Aufforderung zu glauben ist nicht vergleichbar mit der Aufforderung, groß und gut gebaut zu sein. Es ist eher, als würde man sagen: Komme klar damit, dass es diese Vorwölbung gibt und du ein Spanx-Korsett tragen musst«, sagte er. Und auch sie lachte, überrascht, dass dieser untersetzte weiße Mann mit dem silbernen Haar wusste, was Spanx war.

Ukamaka schöpfte etwas von dem Eintopf neben den schon aufgewärmten Reis auf Chinedus Teller. »Wenn Gott einige Menschen anderen vorzieht, dann ergibt es keinen Sinn, dass ausgerechnet Udenna

verschont wird. Udenna kann nicht der netteste oder freundlichste Mensch gewesen sein, der diesen Flug gebucht hatte«, sagte sie.

»Menschliche Vernunftgründe kannst du nicht auf Gott übertragen.« Chinedu hielt die Gabel hoch, die sie auf seinen Teller gelegt hatte. »Gib mir bitte einen Löffel.«

Sie tat es. Udenna hätte sich über Chinedu amüsiert, er hätte gesagt, es seien Buschmanieren, Reis mit dem Löffel so zu essen, wie es Chinedu tat, ihn mit allen Fingern umfassend – Udenna mit seiner Fähigkeit, Menschen anzusehen und aus ihrer Haltung und von ihren Schuhen zu schließen, wie sie aufgewachsen waren.

»Das ist doch Udenna, stimmt's?« Chinedu zeigte auf das Foto im Rattanrahmen, auf dem Udenna ihr den Arm um die Schultern gelegt hatte und ihrer beider Gesichter offen waren und lächelten; es war in einem Restaurant in Philadelphia von einer Fremden aufgenommen worden, und diese Frau hatte gesagt: »Ihr seid so ein reizendes Paar, seid ihr verheiratet?« Und Udenna hatte geantwortet: »Noch nicht«, mit dem schiefen Charmeurlächeln, das er für fremde Frauen hatte.

»Ja, das ist der berühmte Udenna.« Ukamaka zog eine Grimasse und ließ sich mit ihrem Teller an dem winzigen Eßtisch nieder. »Ich habe immer wieder vergessen, es fortzuräumen.« Das war gelogen. Sie hatte es im vergangenen Monat oft angeschaut, manchmal zögernd, stets erschreckt bei dem Gedanken an die Endgültigkeit seiner Entfernung. Sie spürte, dass Chinedu wusste, es war gelogen.

»Habt ihr euch in Nigeria kennengelernt?«, fragte er.

»Nein, wir haben uns vor drei Jahren auf der Studienabschluss-Party meiner Schwester in New Haven kennengelernt. Einer ihrer Freunde brachte ihn mit. Er arbeitete in der Wall Street, und ich war schon hier auf der Hochschule, aber wir hatten viele gemeinsame Bekannte aus der

Gegend um Philadelphia. Er hatte an der Uni von Pennsylvania studiert und ich am Bryn Mawr College. Es ist komisch, dass wir so viel gemeinsam hatten, aber uns bis dahin nie begegnet waren. Es stellte sich heraus, dass wir sogar die Eignungsprüfungen für ein Studium in den USA im gleichen Zentrum in Lagos gemacht hatten und noch dazu am gleichen Tag!«

»Er wirkt groß«, sagte Chinedu, der immer noch am Regal stand und seinen Teller auf der Hand balancierte.

»Er ist 1,95 m.« Sie hörte den Stolz in ihrer eigenen Stimme. »Das ist nicht das beste Foto von ihm. Er sieht Thomas Sankara sehr ähnlich. Als Teenager war ich in den Mann verschossen. Ich meine den Präsidenten von Burkina Faso, den beliebten Präsidenten, den sie getötet haben –«

»Natürlich kenne ich Thomas Sankara.« Chinedu sah sich das Foto einen Augenblick lang genau an, als suche er nach Spuren von Sankaras berühmtgutem Aussehen. Dann sagte er: »Ich habe euch beide einmal draußen auf dem Parkplatz gesehen, und ich wusste, dass ihr aus Nigeria seid. Ich wollte zu euch und mich vorstellen, doch ich war in Eile, um den Shuttlebus noch zu erwischen.«

Ukamaka freute sich, das zu hören; dass er sie zusammen gesehen hatte, machte die Beziehung real. Die letzten drei Jahre, in denen sie mit Udenna geschlafen und ihre Pläne nach denen Udennas gerichtet und mit Peperoni gekocht hatte, existierten also nicht nur in ihrer Einbildung. Sie hielt sich zurück mit der Frage, woran genau Chinedu sich erinnerte: Hatte er gesehen, wie Udenna ihr die Hand auf den Hintern gelegt hatte? Hatte er gesehen, wie Udenna etwas Anzügliches zu ihr gesagt hatte, während sie die Köpfe zusammensteckten?

»Wann hast du uns gesehen?«, fragte sie.

»Ungefähr vor zwei Monaten. Ihr gingt zu eurem Auto.«

»Wieso wusstest du, dass wir Nigerianer waren?«

»Das sehe ich immer.« Er setzte sich ihr gegenüber. »Aber an diesem Morgen sah ich mir die Namen auf den Briefkästen an, um herauszufinden, welche Wohnung ihr hattet.«

»Mir fällt jetzt ein, dass ich dich einmal im Shuttle gesehen habe. Ich wusste, dass du Afrikaner bist, aber ich dachte, du könntest aus Ghana sein. Für einen Nigerianer hast du zu sanft ausgesehen.«

Chinedu lachte. »Wer sagt, dass ich sanft bin?« Zum Spaß drückte er die Brust heraus, den Mund voller Reis. Udenna hätte auf Chinedus Stirn hingewiesen und gesagt, dass man Chinedus Akzent gar nicht erst hören müsse, um zu wissen, dass er einer von denen war, die in ihrem Dorf auf die Oberschule der Gemeinde gegangen waren und Englisch gelernt hatten, indem sie bei Kerzenlicht ein Wörterbuch studierten, weil man das sofort an seiner buckligen und narbigen Stirn erkannte. Das hatte Udenna von dem nigerianischen Studenten in Wharton gesagt, dessen Freundschaft er permanent zurückgewiesen, dessen E-Mails er nie beantwortet hatte. Der Student mit seiner verräterischen Stirn und den Busch-Manieren war einfach ein Loser. Ein Loser. Udenna benutzte den Ausdruck oft, und sie fand ihn zuerst kindisch, hatte aber im letzten Jahr angefangen, ihn selbst zu benutzen.

»Ist der Eintopf zu scharf?«, fragte sie, als sie bemerkte, wie langsam Chinedu aß.

»Er ist gut. Ich bin scharfes Essen gewohnt. Ich bin in Lagos aufgewachsen.«

»Ich habe es nie so scharf gemocht, bis ich Udenna kennengelernt habe. Ich bin mir nicht mal sicher, ob ich es jetzt mag.«

»Aber du kochst immer noch so.«

Es gefiel ihr nicht, dass er das sagte, und es gefiel ihr nicht, dass sein Gesicht verschlossen, sein Ausdruck undurchschaubar war, als er sie ansah

und dann wieder auf seinen Teller blickte. Sie sagte: »Ich glaube, ich habe mich jetzt daran gewöhnt.«

»Kannst du mal die neusten Nachrichten aufrufen?«

Sie drückte eine Taste ihres Laptops, aktualisierte eine Website. *Keine Überlebenden beim Flugzeugabsturz in Nigeria.* Die Regierung hatte bestätigt, dass alle 117 Menschen an Bord des Flugzeugs umgekommen waren.

»Keine Überlebenden«, sagte sie.

»Vater, dir befehlen wir uns«, sagte Chinedu und atmete hörbar aus. Er kam heran und setzte sich neben sie, um die Nachrichten auf ihrem Laptop zu verfolgen, ihre Körper waren dicht beieinander, sein Atem roch nach dem scharfen Eintopf. Es gab weitere Fotos von der Absturzstelle. Ukamara starrte auf eines mit Männern ohne Hemd, die ein Stück Metall transportierten, das wie ein verbogenes Bettgestell aussah; sie hatte nicht die geringste Ahnung, welches Flugzeugteil das gewesen sein könnte.

»In unserem Land gibt es zu viel Feindseligkeit«, sagte Chinedu und erhob sich. »Zu viel Korruption. Zu vieles, was wir im Gebet vor Gott bringen müssen.«

»Willst du damit sagen, der Absturz war eine Strafe Gottes?«

»Eine Strafe und ein Weckruf.« Chinedu aß den Rest seines Reises. Es störte sie, als er mit dem Löffel an den Zähnen kratzte.

»Als Teenager bin ich täglich zur Kirche gegangen, Morgenmesse um sechs. Ich habe es allein getan, meine Familie war eine Familie von Sonntagschristen«, sagte sie. »Dann habe ich eines Tages einfach damit aufgehört.«

»Jeder hat einmal eine Glaubenskrise. Das ist normal.«

»Es war keine Glaubenskrise. Die Kirche wurde plötzlich wie der Weihnachtsmann, etwas, was du als Kind niemals anzweifelst, aber wenn

du erwachsen wirst, bekommst du mit, dass der Mann im Weihnachtsmannkostüm in Wirklichkeit dein Nachbar ist, der ein paar Häuser weiter wohnt.«

Chinedu zuckte mit den Schultern, als habe er nicht viel Geduld für dieses dekadente Gerede, für ihre Zwiespältigkeit. »Ist der Reis alle?«

»Es ist noch welcher da.« Sie nahm seinen Teller, um mehr Reis und Eintopf aufzuwärmen. Als sie ihm den Teller reichte, sagte sie: »Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn Udenna umgekommen wäre. Ich weiß nicht einmal, was ich empfunden hätte.«

»Du musst einfach nur Gott dankbar sein.«

Sie ging zum Fenster und richtete die Jalousien. Es war gerade Herbst geworden. Draußen konnte sie die Bäume sehen, die entlang des Lawrence Drive standen, ihr Laub eine Mischung aus Grün und Kupferrot.

»Udenna hat nie ›Ich liebe dich‹ zu mir gesagt, weil er das für ein Klischee hielt. Einmal habe ich ihm gesagt, es tue mir leid, dass er sich schlecht fühle wegen irgendetwas, und er fing zu schreien an und sagte, ich solle einen Ausdruck wie ›es tut mir leid, dass du dich so fühlst‹ nicht gebrauchen, weil er banal sei. Er ließ mich immer spüren, dass nichts, was ich sagte, geistreich genug oder sarkastisch genug oder klug genug war. Er bemühte sich immer, anders zu sein, selbst wenn es nicht darauf ankam. Als ob er einen Auftritt aus seinem Leben machte, statt sein Leben zu leben.«

Chinedu sagte nichts. Er stopfte sich den Mund voll; manchmal benutzte er einen Finger, um noch mehr Reis auf seinen Löffel zu schieben.

»Er wusste, dass ich sehr gern hier war, aber er sagte mir immer, dass Princeton langweilig sei und dass man hier nicht auf der Höhe der Zeit lebe. Wenn er glaubte, mir gefiele etwas zu sehr, was nichts mit ihm zu tun hatte, fand er immer eine Möglichkeit, es herabzusetzen. Wie kann man jemanden

lieben und dennoch bestimmen wollen, wie glücklich dieser Mensch sein darf?«

Chinedu nickte; er verstand sie und ergriff ihre Partei, das merkte sie. In den folgenden Tagen, Tagen, die nun kühl genug für ihre kniehohen Lederstiefel waren, Tagen, an denen sie mit dem Shuttlebus zum Campus fuhr, für ihre Dissertation in der Bibliothek forschte, ihren Betreuer konsultierte, die Studenten in ihrem Essay-Seminar unterrichtete oder sich mit Studenten traf, die um eine Terminverlängerung für ihre Arbeiten nachsuchten, kehrte sie spätabends in ihre Wohnung zurück und wartete auf Chinedu, damit sie ihm Reis oder Pizza oder Spaghetti anbieten konnte. Damit sie mit ihm über Udenna sprechen konnte. Sie erzählte Chinedu Dinge, die sie Pater Patrick nicht erzählen konnte oder wollte. Es gefiel ihr, dass Chinedu wenig sagte und den Eindruck machte, als würde er ihr nicht nur zuhören, sondern auch darüber nachdenken, was sie sagte. Einmal dachte sie müßig darüber nach, ob sie eine Affäre mit ihm anfangen sollte, ob sie sich auf die klassische Art trösten sollte, aber er hatte eine erfrischend asexuelle Ausstrahlung, etwas, was ihr das Gefühl gab, dass sie nicht mit dem Auftragen von Puder ihre dunklen Augenringe verbergen musste.

Ihr Wohngebäude war voller Ausländer. Sie und Udenna pflegten im Scherz zu sagen, dass die Unsicherheit der neuen Umgebung für die Ausländer zu der Gleichgültigkeit erstarrt war, die sie füreinander zeigten. Sie grüßten einander nicht in den Korridoren oder Aufzügen, sahen einander auch während der fünfminütigen Fahrt mit dem Campusshuttle nicht an, diese intellektuellen Stars aus Kenia und China und Russland, diese Jungakademiker und Forschungsstipendiaten, die einmal die Welt führen und heilen und neu erfinden würden. Und daher überraschte es sie, dass

Chinedu, als sie beide zum Parkplatz gingen, jemandem zuwinkte, einen anderen begrüßte. Er erzählte ihr von dem japanischen Postdoktoranden, der ihn manchmal zum Einkaufszentrum mitnahm, von dem deutschen Doktoranden, dessen zweijährige Tochter ihn Chindle nannte.

»Kennst du sie aus deinem Kurs?«, fragte sie und fügte dann hinzu: »Welchen Kurs hast du belegt?«

Er hatte einmal etwas über Chemie geäußert, und sie nahm an, er sei Doktorand der Chemie. Daher kam es wohl, dass sie ihn nie auf dem Campus zu sehen bekam; die naturwissenschaftlichen Labore waren weit weg und abgelegen.

»Nein. Ich habe sie kennengelernt, als ich hierhergezogen bin.«

»Wie lange wohnst du schon hier?«

»Noch nicht lang. Seit dem Frühjahr.«

»Als ich neu in Princeton war, war ich mir nicht sicher, ob ich in einem Haus nur für Jungakademiker und Forschungsstudenten wohnen wollte, aber jetzt gefällt es mir recht gut. Als Udenna mich das erste Mal besuchte, sagte er, dieser Gebäudewürfel sei so hässlich und reizlos. Hast du vorher schon mal in einem Haus für Jungakademiker gewohnt?«

»Nein.« Chinedu machte eine Pause und blickte fort. »Ich wusste, dass ich mich in diesem Gebäude darum bemühen musste, Freundschaften zu schließen. Wie soll ich sonst ins Lebensmittelgeschäft und in die Kirche kommen? Gott sei Dank hast du ein Auto«, sagte er.

Es gefiel ihr, dass er gesagt hatte: »Gott sei Dank hast du ein Auto«, weil es eine Aussage über Freundschaft war, über gemeinsames Tun auf lange Sicht, darüber, jemanden zu haben, der ihr zuhörte, wenn sie von Udenna erzählte.

Sonntags fuhr sie Chinedu zu seiner Pfingstkirche in Lawrenceville, bevor sie in die katholische Kirche auf der Nassau Street ging, und wenn sie

ihn nach dem Gottesdienst abholte, kauften sie gemeinsam Lebensmittel bei McCaffrey’s ein. Sie bemerkte, wie wenig Lebensmittel er kaufte und wie sorgfältig er die Reklamezettel studierte, die Udenna immer ignoriert hatte.

Wenn sie bei *Wild Oats* anhielt, wo sie mit Udenna Bio-Gemüse gekauft hatte, schüttelte Chinedu verwundert den Kopf, weil er nicht verstand, warum irgendjemand mehr Geld für dasselbe Gemüse bezahlen wollte, nur weil es ohne Chemikalieneinsatz produziert worden war. Er untersuchte die Getreidekörner, die in großen Plastikcontainern angeboten wurden, während sie Brokkoli auswählte und in eine Tüte steckte.

»Chemiefreies dies, chemiefreies das. Die Leute verschwenden sinnlos Geld. Sind die Medikamente, die sie einnehmen, um am Leben zu bleiben, nicht auch Chemikalien?«

»Du weißt, dass es nicht das Gleiche ist, Chinedu.«

»Ich sehe da keinen Unterschied.«

Ukamaka lachte. »Es spielt für mich eigentlich auch keine Rolle, doch Udenna wollte immer, dass wir Bio-Obst und -Gemüse kauften. Ich glaube, er hatte irgendwo gelesen, dass das von seinesgleichen erwartet wird.«

Chinedu schaute sie wieder mit dieser undurchdringlich-verschlossenen Miene an. Fällte er ein Urteil über sie? Versuchte er, sich darüber klarzuwerden, was er von ihr hielt?

Als sie die Kofferklappe öffnete, um die Tasche mit den Lebensmitteleinkäufen zu verstauen, sagte sie: »Ich habe einen Mordshunger. Wollen wir irgendwo ein Sandwich essen?«

»Ich habe keinen Hunger.«

»Ich bin dran mit Bezahlen. Oder willst du lieber zum Chinesen?«

»Ich faste«, sagte er ruhig.

»Oh.« Als Teenager hatte auch sie gefastet, hatte vom Morgen bis zum Abend eine ganze Woche lang nur Wasser getrunken und Gott gebeten, er

möge ihr helfen, den besten Abschluss beim Abitur zu machen. Sie machte den drittbesten Abschluss.

»Kein Wunder, dass du gestern keinen Reis gegessen hast«, sagte sie. »Wartest du dann auf mich, während ich esse?«

»Klar.«

»Fastest du oft oder ist das ein spezielles Opfer, das du bringst? Oder ist es zu persönlich und ich sollte lieber nicht fragen?«

»Es ist zu persönlich und du solltest lieber nicht fragen«, sagte Chinedu mit spöttischer Ernsthaftigkeit.

Sie ließ die Autofenster herunter, als sie rückwärts aus dem *Wild Oats* hinausfuhr, anhielt, um zwei Frauen ohne Jacke vorbeizulassen, ihre Jeans saßen straff, ihr blondes Haar wurde vom Wind zur Seite geweht. Für den Spätherbst war es ein eigenartig warmer Tag.

»Der Herbst erinnert mich manchmal an den Harmattan«, sagte Chinedu.

»Ich weiß«, sagte Ukamaka. »Ich liebe den Harmattan. Ich glaube, das ist wegen Weihnachten. Ich liebe die Trockenheit und den Staub von Weihnachten. Udenna und ich sind letztes Jahr zur Weihnachtszeit zusammen heimgeflogen und er hat den Neujahrstag bei meiner Familie in Nimo verbracht und mein Onkel hat ihn immer wieder gefragt: ›Junger Mann, wann wirst du mit deiner Familie an unserer Tür klopfen? Was studierst du denn?‹« Ukamaka ahmte eine barsche Stimme nach, und Chinedu lachte.

»Bist du seit deiner Abreise wieder einmal zu Hause gewesen?«, fragte Ukamaka und wünschte sich sofort, sie hätte es nicht getan. Natürlich würde er sich ein Flugticket für einen Besuch in der Heimat gar nicht leisten können.

»Nein.« Es klang müde.

»Ich hatte eigentlich vor, nach Abschluss des Studiums zurückzugehen und in Lagos für eine NGO zu arbeiten, doch Udenna wollte in die Politik, deshalb begann ich, ein Leben in Abuja zu planen. Wirst du zurückgehen, wenn du hier fertig bist? Ich kann mir die Berge von Geld vorstellen, die du bei einer dieser Ölgesellschaften im Nigerdelta verdienen wirst, mit deinem Doktor in Chemie.« Ihr war bewusst, dass sie zu schnell sprach, eigentlich plapperte, und damit versuchte, das vorhin gespürte Unbehagen wettzumachen.

»Ich weiß nicht.« Chinedu zuckte mit den Schultern. »Darf ich einen anderen Sender einstellen?«

»Natürlich.« Sie spürte den Stimmungsumschwung bei ihm an der Art, wie er aus dem Fenster starrte, nachdem er von einem NPR- zu einem FM-Sender mit lauter Musik gewechselt hatte.

»Ich glaube, ich werde mir dein Lieblingsessen bestellen, Sushi, statt eines Sandwiches«, sagte sie neckend. Sie hatte ihn einmal gefragt, ob er Sushi möge, und er hatte gesagt: »Um Himmels willen. Ich bin ein afrikanischer Mann. Ich esse nur gekochte Nahrung.« Sie fügte hinzu: »Du solltest wirklich einmal Sushi probieren. Wie kannst du in Princeton wohnen und kein Sashimi essen?«

Er lächelte kaum. Sie fuhr langsam zur Sandwich-Bude und nickte zur Musik aus dem Radio zu eifrig mit dem Kopf, um zu zeigen, dass sie ihr so gefiel wie offenbar ihm.

»Ich hole mir nur das Sandwich«, sagte sie, und er sagte, er würde im Auto warten. Der Knoblauchgeruch vom Hühnersandwich, das in Alufolie eingewickelt war, breitete sich im Auto aus, als sie wieder einstieg.

»Dein Telefon hat geklingelt«, sagte Chinedu.

Sie nahm ihr Handy, das beim Schalthebel steckte, und sah darauf. Rachel hatte angerufen, eine Freundin aus dem Fachbereich, die vielleicht

wissen wollte, ob sie zu dem Vortrag über ›Die Moral im Roman‹ am nächsten Tag in East Pyne gehen wollte.

»Ich kann es nicht fassen, dass Udenna mich nicht angerufen hat«, sagte sie und startete den Motor. Er hatte ihr von Nigeria aus eine E-Mail geschickt, um ihr für ihre Sorge zu danken. Er hatte sie aus seiner Kontaktliste gelöscht, so dass sie nicht mehr erfuhr, wann er online war. Und er hatte nicht angerufen.

»Vielleicht ist es das Beste, wenn er nicht anruft«, sagte Chinedu. »Damit du darüber hinwegkommst.«

»So einfach ist das nicht«, sagte sie, ein wenig verärgert, weil sie wollte, dass Udenna anrief, weil das Foto immer noch auf ihrem Bücherregal stand, weil sich Chinedu anhörte, als wisse nur er, was gut für sie sei. Sie wartete, bis sie wieder in ihrem Mietshaus waren und Chinedu seine Tüten in seine Wohnung geschafft hatte und wieder heruntergekommen war, bevor sie sagte: »Weißt du, es ist eben nicht so einfach, wie du dir denkst. Du weißt nicht, wie es ist, ein Arschloch zu lieben.«

»Doch, ich weiß es.«

Sie sah ihn an, er trug dieselben Sachen wie an jenem Nachmittag, als er das erste Mal an ihre Tür geklopft hatte: eine Jeans und ein altes Sweatshirt mit ausgeleiertem Halsausschnitt und PRINCETON in Orange auf der Brust.

»Davon hast du nie etwas gesagt«, erwiderte sie.

»Du hast nie gefragt.«

Sie legte ihr Sandwich auf einen Teller und setzte sich an den winzigen Esstisch. »Ich wusste nicht, dass es was zu fragen gab. Ich habe gedacht, du würdest es mir einfach erzählen.«

Chinedu sagte nichts.

»Erzähl’s mir. Erzähl mir von dieser Liebe. War es hier oder zu Hause?«

»Zu Hause. Ich war fast zwei Jahre mit ihm zusammen.«

Es war ein stiller Moment. Sie nahm eine Serviette und stellte bei sich fest, dass sie es intuitiv gewusst hatte, vielleicht schon von Anfang an, aber weil sie dachte, er erwartete, dass sie überrascht sei, sagte sie: »Oh, du bist schwul.«

»Eine hat mir mal gesagt, ich sei der normalste Schwule, den sie kenne, und ich hasste mich dafür, dass mir das gefiel.« Er lächelte; er wirkte erleichtert.

»Erzähl mir also von dieser Liebe.«

Der Mann hieß Abidemi. Wie Chinedu seinen Namen ausprach, Abidemi, ließ sie an das Gefühl denken, das man hat, wenn man auf einen schmerzenden Muskel drückt, an die Art von selbsterzeugtem Schmerz, die wohltut.

Er sprach langsam, korrigierte Einzelheiten, die ihrer Meinung nach unwichtig waren – war es an einem Mittwoch oder Donnerstag gewesen, als Abidemi ihn in einen privaten Schwulenclub mitgenommen hatte, wo sie einem früheren Staatsoberhaupt die Hand schüttelten? –, und sie dachte, dass er diese Geschichte nicht oft vollständig erzählt hatte, vielleicht nie zuvor. Er sprach, während sie ihr Sandwich aufaß und sich dann zu ihm auf die Couch setzte, und bei den Einzelheiten über Abidemi bekam sie seltsam nostalgische Gefühle: Er trank Guinness Stout, er schickte seinen Fahrer, um geröstete Bananen bei den Straßenhändlern zu kaufen, er besuchte die Haus-auf-dem-Felsen-Pfingstkirche, er mochte das libanesische Lammgericht Kibbe im Double-Four-Restaurant, er spielte Polo.

Abidemi war Banker, der Sohn eines Großen Herrn, und hatte in England studiert, ein Typ, der Ledergürtel mit kunstvollen Designerlogos auf den Schnallen trug. So einen hatte er getragen, als er in den Eingangsbereich des Handy-Shops in Lagos trat, wo Chinedu im

Kundendienst arbeitete. Er war fast grob gewesen und hatte gefragt, ob er nicht mit einem Vorgesetzten verhandeln könne, doch Chinedu entging der Blick nicht, den sie beide tauschten, die hitzige Erregung, die er seit seiner ersten Beziehung in der Oberschule mit dem Sport-Aufsichtsschüler nicht mehr gespürt hatte. Abidemi gab ihm seine Karte und sagte knapp: »Ruf mich an.« Auf diese Art führte er in den folgenden zwei Jahren die Beziehung, wollte wissen, wohin Chinedu ging und was er tat, kaufte ihm ein Auto, ohne ihn zu fragen, so dass er in die ungemütliche Lage geriet, seiner Familie und den Freunden erklären zu müssen, wie er plötzlich einen Honda kaufen konnte, er forderte ihn auf, mit ihm Ausflüge nach Calabar und Kaduna zu machen, wovon er ihn nur einen Tag vorher informierte, schickte ihm wütende Botschaften, wenn Chinedu seine Anrufe nicht entgegennahm. Dennoch hatte Chinedu seine besitzergreifende Art geliebt, die Vitalität einer Beziehung, die sie beide erfüllte. Bis Abidemi ihm mitteilte, er werde heiraten. Sie hieß Kemi, und ihre und seine Eltern waren alte Bekannte. Die Unausweichlichkeit einer Heirat war ihnen beiden immer klar gewesen, stillschweigend klar, und vielleicht hätte sich nichts geändert, wenn Chinedu Kemi nicht auf der Feier zum Hochzeitsjahrestag von Abidemis Eltern kennengelernt hätte. Er hatte nicht hingehen wollen – er hielt sich fern von Abidemis Familienfeiern –, doch Abidemi hatte ihn gedrängt und gesagt, er würde den langen Abend nur überstehen, wenn Chinedu dabei wäre. Abidemi sprach mit einer Stimme, in der auf beunruhigende Weise Gelächter mitschwang, als er Kemi Chinedu als »meinen sehr guten Freund« vorstellte.

»Chinedu trinkt viel mehr als ich«, hatte Abidemi zu Kemi mit ihrem langen künstlichen Haarteil und ihrem schulterfreien gelben Kleid gesagt. Sie saß neben Abidemi und streckte immer wieder die Hand aus, um ihm etwas vom Hemd zu bürsten, ihm nachzuschenken, ihm eine Hand aufs

Knie zu legen, und die ganze Zeit war ihr Körper bereit und voll auf den seinen eingestellt, als wolle sie jederzeit aufspringen und tun, was ihm gefiel. »Du meinst, ich bekomme einen Bierbauch, *abi*?«, sagte Abidemi und hatte seine Hand auf ihrem Schenkel. »Dieser Mann wird vor mir einen bekommen, sage ich dir.«

Chinedu hatte gequält gelächelt, er hatte vor Anspannung Kopfschmerzen bekommen, und seine Wut auf Abidemi war explodiert. Als Chinedu Ukamaka das erzählte, wie der Zorn jenes Abends ihm »den Kopf gesprengt« hatte, merkte sie, wie verkrampft er mittlerweile war.

»Dir wäre es wohl lieber gewesen, du hättest seine Frau nicht kennengelernt«, sagte Ukamaka.

»Nein. Mir wäre es lieber gewesen, wenn man ihm widerstreitende Gefühle angemerkt hätte.«

»Die muss er gehabt haben.«

»Hatte er nicht. Ich habe ihn an diesem Tag beobachtet, wie er mit uns beiden umgegangen ist. Er hat Stout getrunken und Scherze über mich zu ihr und über sie zu mir gemacht, und ich wusste, er würde zu Bett gehen und nachts gut schlafen. Wenn wir so weitermachten, würde er zu mir kommen und dann nach Hause zu ihr gehen und jede Nacht gut schlafen. Ich wollte, dass er manchmal nicht gut schlafen konnte.«

»Und du hast Schluss gemacht?«

»Er war wütend. Er verstand nicht, warum ich nicht tat, was er wollte.«

»Wie kann einer behaupten, dass er dich liebt, und doch wollen, dass du Dinge tust, die nur ihm guttun? Udenna war auch so.«

Chinedu drückte das Kissen auf seinem Schoß zusammen. »Ukamaka, es dreht sich nicht alles nur um Udenna.«

»Ich sage ja nur, dass sich Abidemi ein wenig wie Udenna anhört. Ich schätze, dass ich diese Art Liebe einfach nicht verstehe.«

»Vielleicht war es keine Liebe«, sagte Chinedu und stand abrupt von der Couch auf. »Udenna hat dir das angetan und Udenna hat dir dies angetan, aber warum hast du es zugelassen? Warum hast du es zugelassen? Hast du schon mal daran gedacht, dass es keine Liebe war?«

So brutal kalt war sein Ton, dass Ukamaka einen Augenblick lang erschrocken war, dann war sie zornig und forderte ihn auf, ihre Wohnung zu verlassen.

Schon vor diesem Tag hatte sie angefangen, Merkwürdiges in Verbindung mit Chinedu wahrzunehmen. Er lud sie nie nach oben in seine Wohnung ein, und einmal, nachdem er ihr gesagt hatte, welches seine Wohnung war, schaute sie am Briefkasten nach und war überrascht, dass dort nicht sein Familienname stand; der Verantwortliche für das Gebäude achtete streng darauf, dass alle Namen der Mieter auf dem Briefkasten standen. Er ging anscheinend nie auf den Campus; das einzige Mal, als sie ihn nach dem Grund gefragt hatte, hatte er absichtlich ausweichend geantwortet, woraus sie schloss, dass er darüber nicht reden wollte, und sie ließ es durchgehen, weil sie vermutete, er habe akademische Probleme, kämpfe vielleicht mit einer Dissertation, die sich festgefahren hatte. Eine Woche nachdem sie ihn aufgefordert hatte, ihre Wohnung zu verlassen, eine Woche, in der sie nicht mit ihm gesprochen hatte, ging sie daher hoch und klopfte an seine Tür, und als er aufmachte und sie misstrauisch ansah, fragte sie: »Arbeitest du an einer Dissertation?«

»Ich habe zu tun«, sagte er kurz angebunden und machte ihr die Tür vor der Nase zu.

Sie blieb eine Weile dort stehen, bevor sie in ihre Wohnung zurückkehrte. Sie würde nie wieder mit ihm sprechen, sagte sie sich; er war ein ungehobelter und roher Mensch aus dem Busch. Doch der Sonntag kam,

und sie hatte sich daran gewöhnt, ihn zu seiner Kirche nach Lawrenceville zu fahren, bevor sie in ihre auf der Nassau Street ging. Sie hoffte, er würde an ihre Tür klopfen, und wusste doch, dass er es nicht tun würde. Sie befürchtete plötzlich, er könnte einen anderen auf seiner Etage bitten, ihn zur Kirche mitzunehmen, und weil ihre Befürchtung sich zur Panik steigerte, ging sie hoch und klopfte an seine Tür. Er brauchte eine Weile, ehe er öffnete. Er sah mitgenommen und müde aus; sein Gesicht war ungewaschen und aschfahl.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Die Frage, ob du an einer Dissertation arbeitest, war nur meine einfältige Weise zu sagen, dass es mir leidtut.«

»Das nächste Mal, wenn du sagen willst, dass es dir leidtut, sag es einfach.«

»Soll ich dich zur Kirche bringen?«

»Nein.« Er bedeutete ihr, hereinzukommen. Die Wohnung war spärlich möbliert mit einer Couch, einem Tisch und einem Fernseher; Bücher lagen in Stapeln an den Wänden entlang.

»Hör mal, Ukamaka, ich muss dir erzählen, was los ist. Setz dich.«

Sie setzte sich. Im Fernseher lief ein Zeichentrickfilm, auf dem Tisch lag eine offene Bibel mit dem Gesicht nach unten, daneben war eine Tasse, offenbar mit Kaffee.

»Ich bin ein Illegaler. Mein Visum ist vor drei Jahren abgelaufen. Diese Wohnung gehört einem Freund. Er ist ein Semester lang in Peru und hat gesagt, ich solle kommen und hierbleiben, während ich versuche, meine Probleme zu lösen.«

»Du bist nicht hier in Princeton?«

»Habe ich nie behauptet.« Er wandte sich ab und klappte die Bibel zu. »Ich kann jeden Moment eine Ausweisungsmitteilung von der Einwanderungsbehörde bekommen. Keiner zu Hause kennt meine wahre

Situation. Ich habe ihnen nicht viel schicken können, seit ich meinen Job auf dem Bau verloren habe. Mein Boss war ein netter Mann und hat mich unter der Hand bezahlt, aber er hat gesagt, dass er keinen Ärger will, weil sie jetzt davon reden, Razzien an den Arbeitsplätzen durchzuführen.«

»Hast du versucht, Rechtsbeistand zu finden?«, fragte sie.

»Rechtsbeistand wofür? Ich habe keinen Anspruch.« Er biss sich auf die Unterlippe, und sie hatte ihn noch nie so unattraktiv gesehen, seine Gesichtshaut schuppte sich, und seine Augen hatten tiefe Ringe. Sie wollte nicht nach weiteren Einzelheiten fragen, weil sie wusste, dass er nicht mehr preisgeben wollte.

»Du siehst furchtbar aus. Du hast nicht viel gegessen, seit ich dich zum letzten Mal gesehen habe«, sagte sie und dachte an die Wochen, in denen sie von Udenna gesprochen hatte, während Chinedu sich Sorgen darüber machte, ausgewiesen zu werden.

»Ich faste.«

»Bist du sicher, dass ich dich nicht zur Kirche fahren soll?«

»Es ist sowieso schon zu spät.«

»Dann komm mit mir in meine Kirche.«

»Du weißt, dass ich die katholische Kirche nicht mag, das ganze unnötige Niederknien und Aufstehen und die Heiligenverehrung.«

»Nur dieses Mal. Nächste Woche gehe ich mit dir in deine.«

Schließlich stand er auf und wusch sich das Gesicht und zog einen sauberen Sweater an. Sie gingen schweigend zum Auto. Sie hatte nicht vorgehabt, ihm jemals von ihrem Zittern während seines Gebets an jenem ersten Tag zu erzählen, doch weil sie sich jetzt nach einer bedeutungsvollen Geste sehnte, die ihm zeigen würde, dass er nicht allein war, dass sie verstand, was es bedeuten musste, eine so unsichere Zukunft zu haben, keine Kontrolle darüber zu haben, was mit ihm morgen geschehen würde –

weil sie eigentlich nicht wusste, was sie sonst sagen sollte –, erzählte sie ihm von dem Zittern.

»Es war merkwürdig«, sagte sie. »Vielleicht war es nur meine unterdrückte Angst um Udenna.«

»Es war ein Gotteszeichen«, sagte Chinedu bestimmt.

»Was war der Sinn meines Zitterns als ein Gotteszeichen?«

»Du musst aufhören, dir Gott als Person vorzustellen. Gott ist Gott.«

»Dein Glaube, er ist wie ein Kampf.« Sie blickte ihn an. »Warum kann sich Gott nicht auf eine eindeutige Art offenbaren und die Dinge ein für alle Mal klären? Was ist der Sinn von Gott als Rätsel?«

»Weil es die Natur Gottes ist. Wenn du die grundlegende Vorstellung, dass Gottes Natur sich von der menschlichen Natur unterscheidet, begreifst, dann ergibt es Sinn«, sagte Chinedu und öffnete die Wagentür, um auszusteigen. Welcher Luxus, einen solchen Glauben zu haben, dachte Ukamaka, so unkritisch, so kraftvoll, so ungeduldig. Und doch war daran etwas außerordentlich Zerbrechliches; es war, als könne sich Chinedu Glauben nur in Extremen vorstellen, und wenn er einen Kompromiss akzeptierte, würde das die Gefahr bedeuten, alles zu verlieren.

»Ich verstehe, was du meinst«, sagte sie, obwohl sie es überhaupt nicht verstand, obwohl es vor Jahren solche Antworten waren, die ihren Entschluss ausgelöst hatten, nicht mehr zur Kirche zu gehen, und sie bis zu dem Sonntag, an dem Udenna das Wort »spießig« in einer Eisdiele auf der Nassau Street benutzt hatte, von der Kirche ferngehalten hatte.

Vor der grauen Steinkirche begrüßte Pater Patrick die Menschen, sein Haar schimmerte silbern im Licht des späten Vormittags.

»Ich bringe eine neue Person in den Kerker des Katholizismus, Pater P.«, sagte Ukamaka.

»Im Kerker ist immer Raum«, sagte Pater Patrick und schüttelte Chinedu herzlich die Hand zur Begrüßung.

Die Kirche war düster, voller Echos und Mysterien und schwachem Wachsgeruch. Sie saßen nebeneinander in der mittleren Reihe, neben einer Frau mit Baby auf dem Arm.

»Hat er dir gefallen?«, fragte ihn Ukamaka flüsternd.

»Der Priester? Er schien in Ordnung zu sein.«

»Ich meine, wirklich gefallen.«

»Oh, Gott Jehova! Natürlich nicht.«

Sie hatte ihn zum Lächeln gebracht. »Du wirst nicht ausgewiesen werden, Chinedu. Wir werden einen Weg finden. Bestimmt.« Sie drückte seine Hand und wusste, dass es ihn amüsierte, wie sie das »wir« betonte.

Er beugte sie zu ihr. »Weißt du, ich war auch in Thomas Sankara verknallt.«

»Nein!« Gelächter stieg in ihr empor.

»Ich wusste nicht einmal von der Existenz eines Burkina Faso genannten Landes in Westafrika, bis mein Lehrer auf der Oberschule von ihm sprach und ein Bild mitbrachte. Ich werde nie vergessen, wie wahnsinnig ich mich in ein Zeitungsfoto verliebte.«

»Erzähl mir nicht, dass Abidemi ihm ähnlich sieht.«

»Er sieht ihm wirklich ähnlich.«

Zunächst unterdrückten sie ihr Gelächter, und dann ließen sie es heraus, vergnügt aneinandergelehnt, während neben ihnen die Frau mit dem Baby auf dem Arm sie beobachtete.

Der Chor hatte zu singen angefangen. Es war einer der Sonntage, an denen der Priester zu Beginn der Messe die Gemeinde mit Weihwasser segnete, und Pater Patrick ging die Reihen auf und ab und spritzte Wasser auf die Menschen mit einem Ding, das wie ein großer Salzstreuer aussah.

Ukamaka beobachtete ihn und dachte, wie gedämpft doch die katholischen Messen in Amerika waren; wie in Nigeria dafür ein lebenssprühender grüner Zweig eines Mangobaums vom Priester in einen Eimer mit Weihwasser, der von einem eilfertigen, schwitzenden Messdiener getragen wurde, getaucht worden wäre; wie dieser mit großen Schritten auf und ab gegangen wäre, Wasser verspritzend und mit dem Zweig wedelnd, einen Weihwasserregen erzeugend; wie die Menschen durchweicht worden wären, wie sie sich lächelnd bekreuzigt hätten, im Gefühl, gesegnet worden zu sein.

Die Ehestifter

Mein frischgebackener Ehemann stieg aus dem Taxi und ging mit dem Koffer in der Hand voran in das rotbraune Sandsteinhaus, eine düstere Treppe hinauf, einen stickigen Korridor mit ausgefranstem Läufer entlang, und blieb vor einer Tür stehen. Daran klebte die Nummer 2B, unbeholfen aus gelblichem Metall geformt.

»Wir sind da«, sagte er. Er hatte das Wort »Haus« benutzt, als er mir von unserem Zuhause erzählt hatte. Ich hatte mir eine gepflegte Zufahrt vorgestellt, die sich durch gurkengrünen Rasen schlängelte, eine in einen Hausflur führende Tür, Wände mit gediegenen Bildern. Ein Haus wie das der weißen Neuvermählten in den amerikanischen Filmen, die samstagabends auf NTA gezeigt wurden.

Er schaltete das Licht im Wohnzimmer an, wo eine beigefarbene Couch einsam in der Zimmermitte stand, schräg, als sei sie zufällig dort abgesetzt worden. Der Raum war heiß; alte, muffige Gerüche standen schwer in der Luft.

»Ich zeige dir alles«, sagte er.

Im kleineren Schlafzimmer lag eine nackte Matratze in einer Ecke. Im größeren Schlafzimmer befanden sich ein Bett und eine Frisierkommode und auf dem Teppichboden ein Telefon. Trotzdem wirkten beide Zimmer nicht geräumig, als wäre es den Wänden ungemütlich, mit so wenig zwischen ihnen.

»Wo du nun da bist, werden wir mehr Möbel anschaffen. Ich habe nicht so viel gebraucht, als ich allein war«, sagte er.

»Gut«, sagte ich. Ich fühlte mich benommen. Der Zehn-Stunden-Flug von Lagos nach New York und das nicht enden wollende Warten, während die amerikanische Zollbeamtin meinen Koffer durchwühlte, hatten mich benommen gemacht, mir den Kopf mit Watte vollgestopft. Die Beamtin hatte meine Lebensmittel untersucht, als seien es Spinnen, ihre behandschuhten Finger hatten auf den wasserdichten Beuteln mit gemahlenem *egusi* und getrockneten *onugbu*-Blättern und *uziza*-Samen herumgedrückt, bis sie dann meine *uziza*-Samen beschlagnahmte. Sie befürchtete, ich würde sie auf amerikanischem Boden aussäen. Es spielte keine Rolle, dass die Samen wochenlang in der Sonne getrocknet wurden und hart wie ein Fahrradhelm waren.

»*Ike agwun*«, sagte ich und stellte meine Handtasche auf den Boden des Schlafzimmers.

»Ja, ich bin auch erschöpft«, sagte er. »Wir sollten zu Bett gehen.«

Im Bett mit der weichen Bettwäsche rollte ich mich fest zusammen und hoffte, dass mir keine ehelichen Pflichten abverlangt würden. Kurz darauf entspannte ich mich, als ich das gleichmäßige Schnarchen meines frischgebackenen Ehemannes vernahm. Es begann wie ein tiefes Grollen in seiner Kehle und endete auf einem hohen Ton, der wie ein frivoles Pfeifen klang. Sie warnen einen nicht vor solchen Dingen, wenn sie deine Ehe vereinbaren. Keine Rede von aggressivem Schnarchen, keine Rede von Häusern, die sich als spärlich möblierte Wohnungen herausstellen.

Mein Mann weckte mich, indem er seinen schweren Körper auf meinen hievte. Sein Brustkorb drückte meine Brüste breit.

»Guten Morgen«, sagte ich und öffnete schlafverkrustete Augen. Er grunzte, ein Laut, der eine Erwiderung meines Grußes sein mochte oder Teil des Rituals, das er ausführte. Er stemmte sich hoch, um mir das Nachthemd über die Hüfte hochzuziehen.

»Warte –«, sagte ich, damit ich mein Nachthemd ausziehen konnte und es nicht so hastig wirkte. Doch er hatte schon seinen Mund auf den meinen gepresst. Noch etwas, das die Ehestifter zu erwähnen vergessen hatten – Münder, die vom Schlaf sprachen, die wie alter Kaugummi schmeckten, die rochen wie die Abfallhaufen auf dem Ogbete-Markt. Sein Atem rasselte, als er sich bewegte, als wären seine Nasenlöcher zu eng für die Luft, die herausgelassen werden musste. Als er endlich mit stoßen aufhörte, ließ er sein ganzes Gewicht auf mir ruhen, sogar das Gewicht seiner Beine. Ich bewegte mich nicht, bis er herunterstieg, um ins Bad zu gehen. Ich zog mein Nachthemd herunter und glättete es über den Hüften.

»Guten Morgen, Baby«, sagte er, als er ins Zimmer zurückkam. Er reichte mir das Telefon. »Wir müssen deinen Onkel und deine Tante anrufen, um ihnen zu sagen, dass wir gut angekommen sind. Nur wenige Minuten; es kostet fast einen Dollar pro Minute nach Nigeria. Wähle 011 und dann 234 vor der Nummer.«

»*Ezi okwu?* Das alles?«

»Ja. Die internationale Vorwahl zuerst und dann die Vorwahl für Nigeria.«

»Oh«, sagte ich. Ich gab die vierzehn Zahlen ein. Das Klebrige zwischen meinen Beinen juckte.

In der Leitung, die über den Atlantik reichte, knisterten atmosphärische Störungen. Ich wusste, Onkel Ike und Tante Ada würden herzlich klingen, sie würden fragen, was ich gegessen habe, wie das Wetter in Amerika sei. Doch keine meiner Antworten würde wirklich bei ihnen ankommen; sie würden nur um des Fragens willen fragen. Onkel Ike würde vielleicht in das Telefon lächeln, mit demselben Lächeln, das sein Gesicht aufgeheitert hatte, als er mir mitgeteilt hatte, dass der perfekte Ehemann für mich gefunden worden sei. Mit demselben Lächeln, das ich vor Monaten bei ihm gesehen

hatte, als die Super Eagles bei der Olympiade in Atlanta die Fußball-Goldmedaille gewonnen hatten.

»Ein Arzt in Amerika«, hatte er gesagt und gestrahlt. »Was könnte besser sein? Ofodiles Mutter hat sich nach einer Frau für ihn umgeschaut, sie war sehr besorgt, dass er womöglich eine Amerikanerin heiraten könnte. Er ist seit elf Jahren nicht zu Hause gewesen. Ich habe ihr ein Foto von dir gegeben. Eine ganze Weile habe ich nichts von ihr gehört und schon gedacht, man hätte jemanden gefunden. Aber …« Onkel Ike verstummte, und sein Strahlen wurde noch breiter.

»Ja, Onkel.«

»Er kommt Anfang Juni nach Hause«, hatte Tante Ada gesagt. »Ihr werdet jede Menge Zeit zum Kennenlernen haben vor eurer Hochzeit.«

»Ja, Tante.« »Jede Menge Zeit« waren zwei Wochen.

»Was haben wir nicht alles für dich getan? Wir haben dich wie unser eigenes Kind aufgezogen, und nun haben wir für dich einen *ezigbo di* gefunden! Einen Arzt in Amerika! Das ist, als hätten wir für dich im Lotto gewonnen!«, sagte Tante Ada. Auf ihrem Kinn wuchsen ein paar Haare, und sie zog an einem, während sie sprach.

Ich hatte ihnen beiden für alles gedankt – dafür, dass sie für mich einen Ehemann gefunden hatten, dass sie mich in ihr Haus aufgenommen hatten, dass sie mir alle zwei Jahre ein Paar neue Schuhe gekauft hatten. Das war die einzige Möglichkeit, den Vorwurf zu vermeiden, ich sei undankbar. Ich erinnerte sie nicht daran, dass ich die Hochschul-Aufnahmeprüfung der JAMB-Kommission noch einmal ablegen und versuchen wollte, auf die Universität zu kommen, dass ich in meiner Oberschulzeit mehr Brot in Tante Adas Bäckerei verkauft hatte als alle anderen Bäckereien in Enugu, dass die Möbel und Böden im Haus durch mich zum Glänzen gebracht worden waren.

»Bist du durchgekommen?«, fragte mein frischgebackener Ehemann.

»Es ist besetzt«, sagte ich. Ich schaute weg, damit er die Erleichterung auf meinem Gesicht nicht sah.

»*Busy*. Die Amerikaner sagen *busy*, nicht *engaged*«, sagte er. »Wir versuchen es später noch einmal. Lass uns frühstücken.«

Für das Frühstück holte er tiefgekühlte Pfannkuchen aus einer knallgelben Tüte und taute sie auf. Ich beobachtete, welche Knöpfe er an der weißen Mikrowelle drückte, und prägte sie mir gut ein.

»Setz Wasser für den Tee auf«, sagte er.

»Gibt es etwas Trockenmilch?«, fragte ich und ging mit dem Kessel zum Ausguss. Rost klebte an den Wänden des Ausgusses wie abblätternde braune Farbe.

»Die Amerikaner trinken ihren Tee nicht mit Milch und Zucker.«

»*Ezi okwu?* Trinkst du deinen nicht mit Milch und Zucker?«

»Nein, ich habe mich schon vor langem an die hiesigen Gebräuche gewöhnt. Du wirst es auch tun, Baby.«

Ich saß vor meinen schlaffen Pfannkuchen – sie waren so viel dünner als die kernigen Scheiben, die ich zu Hause zubereitete – und dem faden Tee, den ich kaum hinunterbekam. Es klingelte an der Tür und er stand auf. Beim Gehen schwangen seine Hände rückwärts; das hatte ich vorher noch nicht bemerkt, ich hatte dazu keine Gelegenheit gehabt.

»Ich habe dich gestern Nacht heimkommen gehört.« Die Stimme an der Tür klang amerikanisch, die Worte sprudelten schnell heraus, gingen ineinander über. *Supri-supri* nannte das Tante Ify, schnell-schnell. »Wenn du auf Besuch heimkommst, wirst du *supri-supri* sprechen wie die Amerikaner«, hatte sie gesagt.

»Hi, Shirley. Vielen Dank, dass du dich um meine Post gekümmert hast«, sagte er.

»Kein Problem. Wie war deine Hochzeit? Ist deine Frau hier?«

»Ja, komm rein und begrüße sie.«

Eine Frau mit metallisch schimmerndem Haar kam ins Wohnzimmer. Sie war in einen pinkfarbenen Morgenrock gehüllt, der in der Taille gegürtet war. Den Falten im Gesicht nach zu urteilen, hätte sie in jedem Alter zwischen sechzig und achtzig sein können; ich hatte nicht genug Weiße gesehen, um ihr Alter korrekt zu schätzen.

»Ich bin Shirley von 3A. Ich freue mich, Sie kennenzulernen«, sagte sie und schüttelte mir die Hand. Sie sprach mit nasaler Stimme wie jemand, der mit einem Schnupfen kämpft.

»Ich grüße Sie«, sagte ich.

Shirley hielt inne, als wäre sie überrascht. »Nun, ich will euch nicht beim Frühstück stören«, sagte sie. »Ich komme euch besuchen, wenn ihr euch eingerichtet habt.«

Shirley schlurfte hinaus. Mein frischgebackener Ehemann schloss die Tür. Eins der Beine des Eßtisches war kürzer als die anderen, daher schaukelte der Tisch wie eine Wippe, als er sich darauf stützte und sagte: »Du solltest die Leute hier mit ›Hi‹ begrüßen, nicht mit ›Ich grüße Sie‹.«

»Sie ist keine Gleichaltrige.«

»Das läuft hier anders. Alle sagen ›hi‹.«

»*O di mma*. Okay.«

»Übrigens, man nennt mich hier nicht Ofodile. Ich heiße Dave«, sagte er und schaute hinunter auf den Stoß Umschläge, die ihm Shirley gegeben hatte. Bei vielen stand auf dem Umschlag selbst etwas geschrieben, über der Adresse, als wäre dem Absender noch etwas eingefallen, nachdem er den Umschlag zugeklebt hatte.

»Dave?« Ich wusste, dass er keinen englischen Namen hatte. Auf den Einladungskarten zu unserer Hochzeit hatte gestanden: *Ofodile Emeka*

Udenwa und Chinaza Agatha Okafor.

»Der Familienname, den ich hier benutze, ist auch anders. Für Amerikaner ist Udenwa schwer auszusprechen, daher habe ich ihn geändert.«

»Wie lautet der Name?« Ich war noch dabei, mich an Udenwa zu gewöhnen, einen Namen, den ich erst seit einigen Wochen kannte.

»Es ist Bell.«

»Bell!« Ich hatte von einem Waturuocha gehört, der sich in Amerika Waturu nannte, einem Chikelugo, der zum amerikafreundlicheren Chikel wurde, aber von Udenwa zu Bell? »Das hat nicht mal Ähnlichkeit mit Udenwa«, sagte ich.

Er erhob sich. »Du verstehst nicht, wie das in diesem Land läuft. Wenn du was erreichen willst, musst du dich dem Mainstream so weit wie möglich anpassen. Wenn du's nicht tust, lässt man dich links liegen. Du musst hier deinen englischen Namen benutzen.«

»Den habe ich nie benutzt, mein englischer Name steht nur auf meiner Geburtsurkunde. Mein ganzes Leben lang bin ich Chinaza Okafor gewesen.«

»Du wirst dich dran gewöhnen, Baby«, sagte er und streichelte meine Wange. »Du wirst schon sehen.«

Als er am darauffolgenden Tag einen Antrag auf eine Sozialversicherungsnummer ausfüllte, war der Name, den er mit fetten Buchstaben eintrug, AGATHA BELL.

Unser Viertel heiße Flatbush, sagte mir mein frischgebackener Ehemann, als wir schwitzend eine laute Straße entlangliefen, die nach Fisch roch, den man vor dem Einfrieren zu lange hatte liegenlassen. Er wollte mir zeigen, wie man Lebensmittel einkauft und wie man den Bus benutzt.

»Schau dich um, schlag die Augen nicht so nieder. Schau dich um. Dadurch gewöhnst du dich schneller an alles«, sagte er.

Ich wandte den Kopf hierhin und dahin, damit er sah, dass ich seinen Rat befolgte. Dunkle Restaurantfenster versprachen in schiefer Schrift BESTES KARIBISCHES UND AMERIKANISCHES ESSEN, eine Autowaschanlage auf der anderen Straßenseite bot auf einer Tafel, die zwischen Coladosen und Papierfetzen stand, Autowaschen für $3.50 an. Der Gehsteig war an den Rändern abgeschlagen, als hätten Mäuse an ihm genagt.

Im klimatisierten Bus zeigte er mir, wo ich die Münzen einwerfen musste, wo ich drücken sollte, um anzuzeigen, dass ich aussteigen wollte.

»Das ist nicht wie in Nigeria, wo man dem Schaffner etwas zuruft«, sagte er spöttisch, als hätte er das überlegene amerikanische System erfunden.

Im Key-Food-Supermarkt durchschritten wir langsam die Gänge. Ich war misstrauisch, als er eine Packung Rindfleisch in den Wagen legte. Ich hätte das Fleisch gern angefasst, um zu sehen, wie rot es war, wie ich es oft auf dem Markt von Ogbete getan hatte, wo der Fleischer frisch zerteilte Stücke, umschwirrt von Fliegen, hochhielt.

»Können wir diese *Biscuits* kaufen?«, fragte ich. Die blauen Kekspackungen von Burton’s Rich Tea waren mir vertraut; ich wollte keine Kekse essen, aber ich wollte etwas Vertrautes im Einkaufswagen.

»*Cookies*. Die Amerikaner sagen dazu *Cookies*«, sagte er.

Ich streckte die Hand nach den *Biscuits* (*Cookies*) aus.

»Nimm die Hausmarke. Die sind billiger, aber sonst das Gleiche«, sagte er und zeigte auf eine weiße Packung.

»Okay«, sagte ich. Ich wollte die Kekse nicht mehr, doch ich legte die Hausmarkenpackung in den Wagen und starrte die blaue Packung im Regal

an, das vertraute Burton-Logo mit den aufgeprägten Ähren, bis wir den Gang verließen.

»Wenn ich erst einmal *Attending* (Facharzt) bin, werden wir nicht mehr Hausmarken kaufen, aber jetzt müssen wir es; diese Dinge sind scheinbar billig, doch es summiert sich«, sagte er.

»Wenn du *Consultant* bist?«

»Ja, aber hier heißt das *Attending*, *Attending Physician*.«

Die Heiratsvermittler erzählen dir nur, dass Ärzte in Amerika viel Geld verdienen. Sie fügen nicht hinzu, dass die Ärzte, bevor sie viel Geld verdienen können, ein Medizinalpraktikum und eine Assistenzzeit im Krankenhaus absolvieren müssen, die mein Mann noch nicht hinter sich gebracht hatte. Das erzählte mir mein frischgebackener Ehemann während unserer kurzen Unterhaltung im Flugzeug, kurz nachdem wir in Lagos gestartet waren, bevor er einschlief.

»Assistenzärzte bekommen Achtundzwanzigtausend pro Jahr, arbeiten aber circa 80 Stunden pro Woche. Das entspricht einem Stundenlohn von drei Dollar«, hatte er gesagt. »Ist das zu glauben? Drei Dollar pro Stunde!«

Ich wusste nicht, ob drei Dollar pro Stunde sehr gut oder sehr schlecht waren – ich neigte zu sehr gut –, bis er hinzufügte, dass selbst Studenten, die stundenweise arbeiteten, viel mehr verdienten.

»Wenn ich erst einmal Facharzt bin, werden wir auch nicht in einem Viertel wie diesem hier wohnen«, sagte mein frischgebackener Ehemann. Er blieb stehen, um eine Frau, die ihr Kind in den Einkaufswagen gesetzt hatte, vorbeizulassen. »Siehst du die Stangen dort, die verhindern, dass man die Einkaufswagen mit hinausnimmt? In besseren Vierteln gibt es die nicht. Dort kann man den Einkaufswagen bis hinaus zum Auto schieben.«

»Oh«, sagte ich. Was spielte es für eine Rolle, ob man die Wagen mit hinausnehmen konnte oder nicht? Wichtig war doch, dass es überhaupt

Einkaufswagen gab.

»Schau dir die Leute an, die hier einkaufen; das sind solche, die einwandern und sich weiter so benehmen, als wären sie daheim in ihren Ländern.« Er deutete mit wegwerfender Geste auf eine Frau und ihre beiden Kinder, die Spanisch sprachen. »Sie werden nie vorwärtskommen, wenn sie sich nicht an Amerika anpassen. Sie werden immer zu Supermärkten wie diesem hier gehen müssen.«

Ich murmelte etwas, um zu zeigen, dass ich zuhörte. Ich dachte an den Freiluftmarkt in Enugu, an die Händler, die dich beschwatzten, damit du an ihren mit Blechdächern versehenen Ständen stehen bliebst, die bereit waren, den ganzen Tag lang zu feilschen, um den Preis um einen einzigen Kobo zu erhöhen. Sie steckten, was du gekauft hattest, in Plastiktüten, wenn sie welche hatten, und wenn nicht, lachten sie und boten dir alte Zeitungen an.

Mein frischgebackener Ehemann nahm mich mit ins Einkaufszentrum; er wollte mir so viel wie möglich zeigen, ehe er am Montag wieder zu arbeiten anfing. Sein Auto ratterte während der Fahrt, als wären viele Teile locker – es klang so ähnlich wie eine Büchse mit Nägeln, die geschüttelt wurde. Es blieb an einer Ampel stehen und er drehte ein paarmal den Zündschlüssel, ehe der Motor ansprang.

»Wenn ich die Assistenzzeit hinter mir habe, kaufe ich ein neues Auto«, sagte er.

Im Einkaufszentrum glänzten die Böden, glatt wie Eiswürfel, und an der Decke, so hoch wie der Himmel, blinkten winzige zarte Lichtlein. Mir war zumute, als wäre ich in einer anderen Welt, auf einem anderen Planeten. Die Menschen, die sich an uns vorbeidrängelten, sogar die schwarzen, trugen den Stempel der Fremdheit, der Andersartigkeit im Gesicht.

»Wir werden uns zuerst eine Pizza holen«, sagte er. »Das ist etwas, was man in Amerika einfach lieben muss.«

Wir gingen zum Pizza-Stand, zu dem Mann mit einem Nasenring und einem weißen Zylinder.

»Zweimal Peperoni mit Wurst. Ist der Combo Deal günstiger?«, fragte mein frischgebackener Ehemann. Er hörte sich anders an, wenn er mit Amerikanern sprach: sein *r* war überdeutlich und sein *t* undeutlich. Und er lächelte, das eifrige Lächeln eines Menschen, der sich anbiedert.

Wir aßen die Pizza an einem kleinen runden Tisch in einem sogenannten »Food Court«. Ein Meer von Menschen, die um runde Tische herumsaßen, über Pappteller mit fettigem Essen gebeugt. Onkel Ike wäre bei der Vorstellung, hier zu essen, entsetzt gewesen; er besaß einen Titel und aß sogar auf Hochzeiten nur, wenn ihm das Essen in einem separaten Raum serviert wurde. Es war etwas erniedrigend Öffentliches, etwas Würdeloses an diesem Ort, an diesem offenen Raum mit zu vielen Tischen und zu viel Essen.

»Schmeckt dir die Pizza?«, fragte mich mein frischgebackener Ehemann. Sein Pappteller war leer.

»Die Tomaten sind nicht richtig gar.«

»Bei uns daheim zerkochen wir das Essen und dabei gehen alle Nährstoffe verloren. Die Amerikaner machen es richtig. Siehst du, wie gesund sie alle aussehen?«

Ich nickte und schaute mich um. Am Nachbartisch saß eine Schwarze mit einem Körper, der aussah, als wäre er an den Hüften mit einem Kissen ausgestopft, sie lächelte mich an. Ich lächelte zurück und nahm noch einen Bissen von der Pizza, wobei ich meinen Magen zu beruhigen versuchte, damit er nichts wieder hinausbeförderte.

Danach gingen wir zu Macy’s. Mein frischgebackener Ehemann führte uns zu einer Rolltreppe; sie lief und lief, und ich wusste, dass ich hinfallen würde, sobald ich darauftrat.

»*Biko*, gibt es hier keinen Lift?«, fragte ich. Immerhin war ich einmal mit dem quietschenden Lift im lokalen Regierungsgebäude mitgefahren, dessen Türen eine ganze Minute lang bebten, bis sie sich öffneten.

»Sprich Englisch. Es sind Leute hinter dir«, flüsterte er und zog mich fort, zu einem gläsernen Ladentisch voll glitzerndem Schmuck. »Es ist ein *Elevator*, kein Lift. Die Amerikaner sagen *Elevator*.«

»Okay.«

Er führte mich zum Lift (*Elevator*) und wir fuhren hinauf zu einer Abteilung, in der reihenweise Mäntel hingen, die schwer aussahen. Er kaufte mir einen Mantel, dessen Farbe dem Himmel eines trüben Tages glich und der mit etwas aufgeplustert war, das sich wie Schaum im Futter anfühlte. Der Mantel wirkte, als passten zwei wie ich bequem hinein.

»Der Winter steht bevor«, sagte er. »Es fühlt sich an wie in einer Tiefkühltruhe, deshalb brauchst du einen warmen Mantel.«

»Vielen Dank.«

»Man kauft immer am besten dann, wenn es gerade ein Sonderangebot gibt. Manchmal bekommt man da dasselbe zum halben Preis und darunter. Das ist eins der Wunder von Amerika.«

»*Ezi okwu?*«, sagte ich und fügte dann schnell hinzu: »Wirklich?«

»Wir wollen ein wenig im Einkaufscenter herumlaufen. Es gibt hier noch ein paar andere amerikanische Wunder.«

Wir gingen herum und schauten uns Geschäfte an, die Kleider und Werkzeuge und Teller und Bücher und Telefone verkauften, bis mir die Fußsohlen weh taten.

Bevor wir gingen, führte er mich zu McDonald’s. Das Restaurant lag versteckt ziemlich weit hinten im Einkaufscenter; ein autogroßes gelbes und rotes M stand am Eingang. Mein Mann schaute nicht auf die Tafel mit den Angeboten, die über unseren Köpfen hing, als er zwei große Portionen Nummer 2 bestellte.

»Wir könnten nach Hause gehen, damit ich kochen kann«, sagte ich. »Lass deinen Mann nicht zu häufig im Restaurant essen«, hatte Tante Ada gesagt, »oder es treibt ihn in die Arme einer Frau, die kocht. Hüte deinen Mann stets wie das Ei eines Perlhuhns.«

»Ab und zu esse ich das gern«, sagte er. Er hielt den Hamburger mit beiden Händen und kaute mit einer Konzentration, dass Furchen auf seine Stirn traten und die Kiefer sich zusammenpressten, was ihn noch fremder aussehen ließ.

Am Montag kochte ich Kokosnussreis, um das Essen im Restaurant wiedergutzumachen. Ich wollte auch Pfeffersuppe kochen, die Art Suppe, von der Tante Ada sagte, sie erweiche das Herz jeden Mannes. Doch ich brauchte dazu die *uziza*, die die Zollbeamtin beschlagnahmt hatte; ohne sie war es keine richtige Pfeffersuppe. Ich kaufte in dem jamaikanischen Laden weiter unten auf der Straße eine Kokosnuss und brachte eine Stunde damit zu, sie in winzige Stücke zu hacken, weil keine Reibe vorhanden war. Dann weichte ich die Kokosnuss-Stücke in heißem Wasser ein, um den Saft herauszuholen. Ich war gerade fertig mit Kochen, als er nach Hause kam. Er hatte etwas Uniformähnliches an, ein mädchenhaftes blaues Oberteil, das in blaue Hosen gesteckt war, die in der Taille zugebunden waren.

»*Nno*«, sagte ich. »Ging alles gut auf Arbeit?«

»Du musst auch zu Hause Englisch sprechen, Baby. Damit du dich daran gewöhnst.« Er gab mir einen flüchtigen Kuss auf die Wange, genau da

klingelte es. Es war Shirley, und sie steckte wieder in diesem pinkfarbenen Morgenmantel. Sie wirbelte die Enden ihres Gürtels herum.

»Dieser Duft«, sagte sie mit ihrer verschleimten Stimme. »Er ist überall, im ganzen Gebäude. Was kochst du denn?«

»Kokosnussreis«, sagte ich.

»Ein Rezept aus der Heimat?«

»Ja.«

»Das riecht wirklich gut. Unser Problem hier ist, dass wir keine Kultur haben, wir haben überhaupt keine Kultur.« Sie drehte sich zu meinem frischgebackenen Ehemann, als wolle sie seine Bestätigung, doch er lächelte nur. »Würdest du dir vielleicht mal meine Klimaanlage anschauen, Dave?«, fragte sie. »Sie spielt wieder verrückt, und es ist so heiß heute.«

»Na klar«, sagte mein Mann.

Ehe sie gingen, winkte mir Shirley zu und sagte: »Riecht *wirklich* gut«, und ich wollte sie schon zum Essen einladen. Mein neuer Mann kam eine halbe Stunde später zurück und aß das duftende Gericht, das ich vor ihn hinstellte, wobei er sogar mit den Lippen schmatzte, wie es Onkel Ike manchmal tat, um Tante Ada zu zeigen, wie zufrieden er mit ihrer Kochkunst war. Doch am darauffolgenden Tag kam er mit einem bibeldicken *Amerikanischen Kochbuch für die gute Hausfrau* wieder.

»Ich möchte nicht, dass wir in den Ruf kommen, das Gebäude mit fremden Küchengerüchen zu füllen«, sagte er.

Ich nahm das Kochbuch und fuhr mit der Hand über den Einband, über das Foto von etwas, das wie eine Blume aussah, aber vielleicht eßbar war.

»Ich weiß, dass du die amerikanische Küche bald beherrschen wirst«, sagte er und zog mich sanft zu sich. In dieser Nacht dachte ich an das Kochbuch, als er schwer auf mir lag, grunzte und keuchte. Noch etwas, auf das dich die Heiratsvermittler nicht vorbereitet hatten – auf den Kampf,

Rindfleisch in Öl zu bräunen und Hühnerfleisch ohne Haut vor dem Braten in Mehl zu wenden. Ich hatte Rindfleisch immer im eigenen Saft gekocht. Hühnerfleisch hatte ich immer mit der intakten Haut gedünstet. Während der folgenden Tage war ich dankbar, dass mein Mann um sechs Uhr früh zur Arbeit ging und nicht vor acht abends nach Hause kam, so dass ich Zeit hatte, Stücke halbgaren glitschigen Hühnerfleisches wegzuwerfen und einen neuen Versuch zu machen.

Als ich Nia, die in der 2D wohnte, zum ersten Mal sah, dachte ich, sie sei die Sorte Frau, die Tante Ada nicht gefallen würde. Tante Ada würde sie eine *ashawo* nennen, wegen des durchsichtigen Oberteils, das sie trug, so dass ihr andersfarbiger BH durchschimmerte. Oder Tante Ada würde ihr Urteil, sie sei eine Prostituierte, auf Nias Lippenstift gründen, ein schimmerndes Orange, und ihrem Lidschatten in ähnlichem Farbton, der an ihren schweren Lidern klebte.

»Hi«, sagte sie, als ich hinunterging, um die Post zu holen. »Du bist Daves neue Frau. Ich wollte schon längst herüberkommen und dich kennenlernen. Ich bin Nia.«

»Danke. Ich bin Chinaza … Agatha.«

Nia sah mich forschend an. »Was hast du zuerst gesagt?«

»Meinen nigerianischen Namen.«

»Das ist ein Igbo-Name, nicht wahr?« Sie sprach es »I-bu« aus.

»Ja.«

»Was bedeutet er?«

»Gott erhört Gebete.«

»Das ist richtig schön. Nia ist ein Swahili-Name, musst du wissen. Ich habe meinen Namen geändert, als ich achtzehn war. Ich bin drei Jahre in Tansania gewesen. Das war ein verdammt tolles Erlebnis.«

»Oh«, sagte ich und schüttelte den Kopf; sie, eine schwarze Amerikanerin, hatte einen afrikanischen Namen angenommen, während mein Mann mich dazu anstiftete, meinen für einen englischen aufzugeben.

»Du musst dich in dieser Wohnung da oben zu Tode langweilen; ich weiß, dass Dave ziemlich spät nach Hause kommt«, sagte sie. »Komm und trink eine Coke mit mir.«

Ich zögerte, doch Nia ging schon zur Treppe. Ich folgte ihr. Ihr Wohnzimmer war von schlichter Eleganz: ein rotes Sofa, eine schlanke Topfpflanze, eine riesige Holzmaske an der Wand. Sie gab mir eine Diätcola in einem hohen Glas mit Eis, fragte mich, wie ich mit dem Leben in Amerika klarkomme, und bot mir an, mir Brooklyn zu zeigen.

»Es müsste aber an einem Montag sein«, sagte sie. »Montags arbeite ich nicht.«

»Was machst du?«

»Ich habe einen Frisiersalon.«

»Deine Haare sind schön«, sagte ich. Sie fasste sie an und sagte: »Ach, die«, als hielte sie nicht viel davon. Ich fand jedoch nicht nur ihre Haare schön, die zu einem natürlichen Afro-Look hochfrisiert waren, sondern auch ihre Haut von der Farbe gerösteter Erdnüsse, ihre geheimnisvollen Augen mit den schweren Lidern, ihre kurvigen Hüften. Sie hatte ihre Musik ein bisschen zu laut gestellt, deshalb mussten wir beide die Stimme heben.

»Weißt du, meine Schwester ist Abteilungsleiterin bei Macy’s«, sagte sie. »In der Damenabteilung stellen sie Verkäuferinnen ohne Berufserfahrung ein, wenn du also interessiert bist, kann ich ein Wort für dich einlegen, und du bist so gut wie eingestellt. Sie ist mir was schuldig.«

Bei der Vorstellung machte ich in Gedanken einen Luftsprung, bei der plötzlichen und neuen Aussicht, mein eigenes Geld zu verdienen. Meins.

»Ich habe noch keine Arbeitserlaubnis«, sagte ich.

»Aber Dave hat den Antrag für dich gestellt?«

»Ja.«

»Es sollte nicht lange dauern; spätestens vor Winteranfang solltest du sie haben. Ich habe eine Freundin aus Haiti, die gerade ihre bekommen hat. Lass mich also wissen, wenn du deine hast.«

»Danke.« Ich wollte Nia umarmen. »Danke.«

An diesem Abend erzählte ich meinem Mann von Nia. Seine Augen lagen tief in den Höhlen vor Erschöpfung, nach so vielen Stunden auf Arbeit, und er sagte: »Nia?«, als wüsste er nicht, wen ich meinte, bevor er hinzufügte: »Sie ist ganz in Ordnung, aber sei vorsichtig, weil sie einen schlechten Einfluss haben könnte.«

Nia gewöhnte sich an, nach der Arbeit bei mir vorbeizuschauen, trank aus einer Büchse, die sie mitbrachte, Diätsoda und sah mir beim Kochen zu. Ich stellte die Klimaanlage aus und öffnete das Fenster, um die heiße Luft hereinzulassen, damit sie rauchen konnte. Sie erzählte von den Frauen in ihrem Frisiersalon und den Männern, mit denen sie ausging. Sie würzte ihr Alltagsgeplauder mit Wörtern wie dem Substantiv »Klitoris« und dem Verb »ficken«. Ich hörte ihr gern zu. Ich mochte, wie sie lächelte und dabei einen Zahn sehen ließ, bei dem ein perfektes Dreieck glatt abgebrochen war. Sie ging immer, bevor mein frischgebackener Ehemann heimkam.

Der Winter schlich sich heimlich an. Eines Morgens trat ich aus dem Haus und schnappte nach Luft. Es war, als schredderte Gott weißes Seidenpapier und ließe es niederrieseln. Ich stand da und starrte lange, lange auf meinen ersten Schnee, auf die tanzenden Flocken, ehe ich mich umdrehte und in die Wohnung zurückkehrte. Ich schrubbte den Küchenboden noch einmal, schnitt noch mehr Gutscheine aus dem Katalog des Key-Food-Supermarkts aus, der mit der Post kam, und saß dann am Fenster und sah zu, wie Gottes

Schredderaktion sich zu einem Taumel steigerte. Der Winter war da, und ich war noch immer ohne Arbeit. Als mein Mann abends heimkam, stellte ich seine Pommes frites mit Brathuhn vor ihn hin und sagte: »Ich dachte, dass ich inzwischen meine Arbeitserlaubnis haben würde.«

Er aß ein paar in Öl gebratene Kartoffelstücke, ehe er antwortete. Wir sprachen jetzt nur noch Englisch; er wusste nicht, dass ich Selbstgespräche in Igbo führte, während ich kochte, dass ich Nia beigebracht hatte, »Ich habe Hunger« und »Bis morgen« auf Igbo zu sagen.

»Die Amerikanerin, die ich geheiratet habe, um die Green Card zu bekommen, macht Schwierigkeiten«, sagte er und riss langsam ein Stück Huhn in zwei Teile. Die Partie unter seinen Augen war verquollen. »Unsere Scheidung war fast durch, aber nicht ganz, bevor ich dich in Nigeria geheiratet habe. Nur eine unbedeutende Sache, aber sie hat Wind davon bekommen und droht nun, mich bei der Einwanderungsbehörde anzuzeigen. Sie will mehr Geld.«

»Du warst schon einmal verheiratet?« Ich verschränkte meine Finger, weil sie zu zittern angefangen hatten.

»Reichst du mir das bitte mal?«, fragte er und deutete auf die Limonade, die ich vorher gemacht hatte.

»Den *jug* (Krug)?«

»*Pitcher*. Die Amerikaner sagen *pitcher*, nicht *jug*.«

Ich schob ihm den *jug (pitcher)* hin. Das Hämmern in meinem Kopf war laut, es füllte meine Ohren mit heißem Rauschen. »Du warst schon einmal verheiratet?«

»Nur auf dem Papier. Viele unserer Leute tun das hier. Es ist ein Geschäft, man bezahlt die Frau und beide füllen gemeinsam Formulare aus, doch manchmal läuft es schief, und entweder willigt sie nicht in die Scheidung ein oder sie entschließt sich, dich zu erpressen.«

Ich zog den Haufen Gutscheine heran und fing an, sie zu zerreißen, einen nach dem anderen. »Ofodile, das hättest du mir früher mitteilen sollen.«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich wollte es dir erzählen.«

»Ich hätte es verdient, das vor unserer Heirat zu erfahren.« Ich sank auf den Stuhl ihm gegenüber, langsam, als würde der Stuhl sonst zusammenbrechen.

»Es hätte nichts geändert. Dein Onkel und deine Tante hatten es entschieden. Hättest du dich den Menschen widersetzt, die sich seit dem Tod deiner Eltern um dich gekümmert haben?«

Ich starrte ihn schweigend an und zerriss die Gutscheine in immer kleinere Stücke; zerstückelte Bilder von Reinigungsmitteln und Fleischpackungen und Küchenkrepprollen fielen zu Boden.

»Außerdem, was hättest du denn getan, bei dem Chaos bei uns zu Hause?«, fragte er. »Irren denn nicht Leute mit einem Master-Abschluss durch die Straßen und finden keine Arbeit?« Seine Stimme war tonlos.

»Warum hast du mich geheiratet?«, fragte ich.

»Ich wollte eine nigerianische Frau, und meine Mutter sagte, du seist ein gutes Mädchen, ruhig. Sie sagte, du wärst vielleicht sogar Jungfrau.« Er lächelte. Wenn er lächelte, sah er sogar noch erschöpfter aus. »Ich sollte ihr vielleicht erzählen, wie sehr sie sich geirrt hat.«

Ich warf noch mehr Gutscheine auf den Boden, verschränkte die Hände und grub mir die Fingernägel in die Haut.

»Als ich dein Foto sah, war ich froh«, sagte er und schmatzte mit den Lippen. »Du hattest einen hellen Teint. Ich musste an das Aussehen meiner Kinder denken. Hellhäutige Schwarze haben es leichter in Amerika.«

Ich sah zu, wie er den Rest des teigummantelten Huhns aß, und stellte fest, dass er nicht zu Ende kaute, bevor er einen Schluck Wasser trank.

Als er sich an diesem Abend duschte, packte ich nur die Kleidung, die er mir nicht gekauft hatte, zwei bestickte Boubous und einen Kaftan, alles abgelegte Sachen von Tante Ada, in den aus Nigeria mitgebrachten Plastikkoffer und ging zu Nias Wohnung.

Nia machte mir Tee mit Milch und Zucker und setzte sich mit mir an ihren runden Eßtisch, um den drei Barhocker standen.

»Wenn du deine Familie zu Hause anrufen willst, kannst du das von hier aus tun. Sprich, so lange du willst; ich werde Ratenzahlung mit Bell Atlantic vereinbaren.«

»Da ist niemand, mit dem ich zu Hause sprechen könnte«, sagte ich und starrte das birnenförmige Gesicht der Skulptur auf dem Holzregal an. Ihre leeren Augen starrten zurück.

»Und deine Tante?«, fragte Nia.

Ich schüttelte den Kopf. Du hast deinen Mann verlassen?, würde Tante Ada kreischen. Bist du verrückt? Wirft man ein Perlhuhnei weg? Weißt du, wie viele Frauen beide Augen geben würden für einen Arzt in Amerika? Für überhaupt einen Ehemann? Und Onkel Ike würde sich lauthals über meine Undankbarkeit mokieren, über meine Dummheit, und seine Faust und seine Miene würden sich ballen, ehe er den Hörer fallen ließ.

»Er hätte dir von der Heirat erzählen sollen, aber es war keine richtige Heirat, Chinaza«, sagte Nia. »Ich habe ein Buch gelesen, in dem stand, dass wir uns nicht plötzlich verlieben, wir steigen auf zur Liebe. Wenn du dir Zeit lässt, vielleicht …«

»Darum geht es nicht.«

»Ich weiß«, sagte Nia mit einem Seufzer. »Ich versuche nur, verdammt positiv zu sein. Hat es zu Hause einen gegeben?«

»Ja, da war mal einer, aber er war zu jung, und er hatte kein Geld.«

»Klingt echt beschissen.«

Ich rührte unnötigerweise in meinem Tee herum. »Ich frage mich, warum mein Mann sich eine Frau in Nigeria suchen musste.«

»Du sagst nie seinen Namen, du sagst nie Dave. Gibt es dafür einen kulturellen Grund?«

»Nein.« Ich schaute hinunter auf das Platzdeckchen, das aus wasserfestem Material war. Ich wollte sagen, der Grund dafür war, dass ich seinen Namen nicht kannte, dass ich *ihn* nicht kannte.

»Hast du die Frau, die er geheiratet hat, kennengelernt? Oder hast du irgendeine Freundin von ihm getroffen?«, fragte ich.

Nia blickte fort. Es war eine dramatische Abwendung des Kopfes, die Bände spricht, sprechen soll. Zwischen uns breitete sich Stille aus.

»Nia?«, fragte ich schließlich.

»Ich hab ihn gefickt, vor beinahe zwei Jahren, als er hier einzog. Ich hab ihn gefickt, und nach einer Woche war es vorbei. Wir waren nie ein Paar. Ich habe ihn nie mit einer anderen gesehen.«

»Oh«, sagte ich und schlürfte meinen Tee mit Milch und Zucker.

»Ich musste ehrlich zu dir sein, alles rauslassen.«

»Ja«, sagte ich. Ich erhob mich, um aus dem Fenster zu schauen. Die Welt draußen schien mumifiziert und in ein totenweißes Tuch gewickelt. Auf den Gehwegen lagen meterhohe Schneehaufen.

»Du kannst warten, bis du deine Papiere bekommst, und ihn dann verlassen«, sagte Nia. »Du kannst Sozialhilfe beantragen, während du deinen Mist zusammensuchst, und dann bekommst du einen Job und findest eine Wohnung und sorgst für dich selber und fängst neu an. Das sind die Vereinigten Staaten von Scheiß-A., verdammt nochmal!«

Nia kam und stellte sich neben mich ans Fenster. Sie hatte recht, ich konnte ihn noch nicht verlassen. Am darauffolgenden Abend ging ich durch

den Hausflur zurück. Ich klingelte an der Tür, und er machte auf, trat beiseite und ließ mich hinein.

Morgen ist weit weg

Es war der letzte Sommer, den du in Nigeria verbracht hast, der Sommer vor der Scheidung deiner Eltern, bevor deine Mutter schwor, dass du nie wieder den Fuß auf nigerianischen Boden setzen würdest, um die Familie deines Vaters zu besuchen, am allerwenigsten Großmama. Du erinnerst dich deutlich an die Hitze jenes Sommers, sogar jetzt noch, achtzehn Jahre später – an das feuchtwarme Gefühl in Großmamas Garten, einem Garten mit so vielen Bäumen, dass die Telefonleitung sich in Blättern verhedderte und unterschiedliche Zweige einander berührten und manchmal Mangos auf Cashewnussbäumen auftauchten und Guaven auf Mangobäumen. Die dicke Matte verrottender Blätter war glitschig unter deinen bloßen Füßen. Nachmittags summten gelbbauchige Bienen um deinen Kopf und die Köpfe von Bruder Nonso und Cousin Dozie, und abends ließ Großmama nur deinen Bruder Nonso auf die Bäume klettern, um einen fruchtbeladenen Ast zu schütteln, obwohl du geschickter beim Klettern warst als er. Früchte regneten herab, Avocados und Cashewnüsse und Guaven, und du hast mit Cousin Dozie alte Eimer damit gefüllt.

Es war der Sommer, in dem Großmama Nonso beibrachte, wie man Kokosnüsse pflückt. Die Kokospalmen waren schwer zu erklettern, da sie keine Zweige hatten und sehr hoch waren, und Großmama gab Nonso einen langen Stock und zeigte ihm, wie er die gepolsterten Nüsse herunterstoßen sollte. Dir zeigte sie es nicht, weil Mädchen nie Kokosnüsse ernteten, sagte sie. Großmama zerschlug die Nüsse an einem Stein, vorsichtig, damit die wässrige Milch im unteren Teil blieb, wie in einer gezackten Tasse. Jeder

bekam einen Schluck der windgekühlten Milch, sogar die anderen Kinder aus unserer Straße, die zum Spielen kamen, und Großmama beaufsichtigte das Trinkritual, um dafür zu sorgen, dass Nonso als Erster drankam.

Es war der Sommer, als du Großmama gefragt hast, warum Nonso den ersten Schluck bekam, obwohl Dozie dreizehn war, ein Jahr älter als Nonso, und Großmutter sagte, Nonso sei der einzige Sohn ihres Sohns, der einzige, der den Nnabuisi-Namen weitertragen würde, während Dozie nur ein *nwadiana* sei, der Sohn ihrer Tochter. Es war der Sommer, als du die abgestreifte Haut einer Schlange auf dem Rasen fandst, unverletzt und hauchdünn wie durchsichtige Strümpfe, und Großmama dir sagte, der Name der Schlange sei *echi eteka*, »Morgen ist weit weg«. Ein Biss, sagte sie, und in zehn Minuten sei es vorüber.

Es war *nicht* der Sommer, als du dich in deinen Cousin Dozie verliebtest, weil das schon ein paar Sommer früher passiert war, als er zehn war und du sieben und ihr euch beide in den engen Raum hinter Großmamas Garage hineingedrängelt habt, und er versucht hat, was er seine »Banane« nannte, in das zu stecken, was ihr beide deine »Tomate« nanntet, doch ihr wart beide nicht sicher, welches das richtige Loch war. Es war jedoch der Sommer, in dem du Läuse bekamst, und du und dein Cousin Dozie durchpflügtet dein dickes Haar, um die winzigen schwarzen Insekten zu finden und sie auf deinen Fingernägeln zu zerquetschen und über das scharfe Geräusch zu lachen, mit dem ihre blutgefüllten Bäuche zerplatzten; der Sommer, als dein Hass auf deinen Bruder Nonso so groß wurde, dass er dir die Luft nahm, und die Liebe zu deinem Cousin Dozie sich aufblähte und dich ganz einhüllte.

Es war der Sommer, in dem du gesehen hast, wie ein Mangobaum sich während eines Gewitters in zwei fast perfekte Hälften spaltete, als der Blitz feurige Linien durch den Himmel schnitt.

Es war der Sommer, in dem Nonso starb.

Großmama sagte nicht Sommer dazu. Keiner tat das in Nigeria. Es war August, eingebettet zwischen Regenzeit und Harmattan-Zeit. Es konnte den ganzen Tag in Strömen gießen und der silberne Regen auf die Veranda platschen, wo du und Nonso und Dozie Moskitos verjagtet und gerösteten Mais aßt; oder die Sonne blendete und ihr schwammt im Wassertank, den Großmama in zwei Teile zersägt hatte, ein Behelfspool. Der Tag, an dem Nonso starb, war mild; am Morgen hatte es genieselt, nachmittags schien lau die Sonne, und am Abend starb Nonso. Großmama schrie ihn an – seinen schlaffen Körper – und sagte: *I laputago m*, er habe sie verraten, und fragte ihn, wer nun den Nnabuisi-Namen weitertragen, wer den Familienstammbaum schützen würde.

Die Nachbarn kamen herüber, als sie das hörten. Die Frau vom Haus gegenüber, deren Hund immer morgens in Großmamas Mülltonne herumwühlte, entlockte deinen erstarrten Lippen die amerikanische Telefonnummer und rief deine Mutter an. Diese Nachbarin löste die verschränkten Hände von dir und Dozie, ließ euch hinsetzen und gab euch etwas Wasser. Die Nachbarin versuchte auch, euch bei sich zu behalten, damit ihr Großmama nicht hören konntet, als sie am Telefon mit deiner Mutter sprach, du bist ihr aber entwischt und näher zum Telefon gelaufen. Großmama und deine Mutter waren mehr mit Nonsos Leichnam beschäftigt als mit seinem Tod. Deine Mutter bestand darauf, dass Nonsos Leichnam sofort mit dem Flugzeug nach Amerika zurückgebracht wurde, und Großmama wiederholte die Worte deiner Mutter und schüttelte den Kopf. In ihren Augen lauerte der Wahnsinn.

Du hast gewusst, dass Großmama deine Mutter nie gemocht hatte. (Du hattest Großmama vor ein paar Sommern zu einer Freundin sagen hören:

Diese schwarze Amerikanerin hat meinen Sohn gefesselt und in ihre Tasche gesteckt.) Aber als du Großmama am Telefon beobachtet hast, hast du begriffen, dass sie und deine Mutter verbunden waren. Du warst dir sicher, dass deine Mutter denselben roten Wahnsinn in den Augen hatte.

Als du mit deiner Mutter sprachst, schallte ihre Stimme auf eine Weise aus dem Apparat, wie es all die Jahre zuvor, als du und Nonso die Sommer bei Großmama verbracht hattet, nie geschehen war. Fehlt dir nichts?, fragte sie immer wieder. Fehlt dir nichts? Es klang furchtsam, als vermutete sie, dass dir tatsächlich nichts fehlte, trotz Nonsos Tod. Du hast mit der Telefonleitung gespielt und wenig gesagt. Sie sagte, sie würde deinen Vater benachrichtigen, obwohl er irgendwo im Wald bei einem Black Arts Festival war, wo es weder Telefon noch Radio gab. Zum Schluss ließ sie ein raues Schluchzen hören, ein Schluchzen wie das Bellen eines Hundes, bevor sie dir sagte, dass alles gut würde und sie alles einleitete, dass Nonsos Leichnam per Flugzeug zurückgebracht würde. Da musstest du an ihr Lachen denken, ein *Ho-ho-ho*-Lachen, das seinen Ursprung tief in ihrem Bauch hatte und beim Aufsteigen nicht weicher wurde und so gar nicht zu ihrem gertenschlanken Körper passte. Wenn sie zum Gute-Nacht-Sagen in Nonsos Zimmer ging, kam sie immer mit diesem Lachen heraus. Meist hast du die Handflächen auf deine Ohren gepresst, um das nicht zu hören, und hast die Hände noch auf den Ohren gehabt, wenn sie in dein Zimmer kam, um zu sagen: Gute Nacht, Schatz, schlaf gut. Dein Zimmer hat sie nie mit diesem Lachen verlassen.

Nach dem Telefongespräch lag deine Großmama ausgestreckt auf dem Rücken, mit stierem Blick, die Augäpfel hin und her rollend, als spiele sie ein einfältiges Spiel. Sie sagte, es sei verkehrt, Nonsos Leichnam nach Amerika zurückzubringen, dass sein Geist immer hier schweben werde. Er gehöre zu dieser harten Erde, die den Aufprall seines Körpers beim Sturz

nicht abgefedert hatte. Er gehöre zu den Bäumen hier, von denen einer ihn abgestoßen hatte. Du hast dagesessen und sie beobachtet und zuerst hast du dir gewünscht, sie würde aufstehen und dich in die Arme schließen, dann hast du gewünscht, sie würde es nicht tun.

Das ist nun achtzehn Jahre her, und die Bäume in Großmamas Garten wirken unverändert; sie breiten noch immer ihre Zweige aus und umarmen einander, werfen noch immer Schatten über den Garten. Doch alles andere wirkt kleiner. Das Haus, der Garten hinten, der vom Rost kupfern gefärbte Wassertank. Selbst Großmamas Grab im Hinterhof sieht winzig klein aus, und du stellst dir vor, dass ihr Leichnam zusammengedrückt wurde, um in einen kleinen Sarg zu passen. Eine dünne Betondecke bedeckt das Gras; die Erde drum herum ist frisch umgegraben, und du stehst daneben und stellst dir das Grab in zehn Jahren vor, ungepflegt, verfilztes Unkraut bedeckt den Beton und erstickt das Grab.

Dozie beobachtet dich. Auf dem Flughafen hat er dich vorsichtig umarmt, hat dich begrüßt und gesagt, welche Überraschung es sei, dass du zurückgekommen bist. Und du hast ihm in dem belebten Warteraum voller schlurfender Füße lange ins Gesicht gestarrt, bis er wegsah; seine Augen waren braun und traurig wie die vom Pudel deines Freundes. Du aber hast diesen Blick nicht gebraucht, um zu wissen, dass das Geheimnis, wie Nonso gestorben ist, bei Dozie sicher war, bei Dozie immer sicher gewesen war. Während er dich zu Großmamas Haus fuhr, fragte er nach deiner Mutter, und du erzähltest ihm, dass deine Mutter jetzt in Kalifornien lebt; du erwähntest nicht, dass sie in einer Kommune von Leuten mit geschorenen Köpfen und gepiercter Brust wohnt oder dass du, wenn sie dich anruft, immer schon auflegst, während sie noch redet.

Du gehst zum Avocadobaum. Dozie beobachtet dich immer noch, und du schaust ihn an und versuchst, dich an die Liebe zu erinnern, die dich in diesem Sommer, als du zehn warst, so fesselte, dass du Dozies Hand fest umklammert hieltest an dem Nachmittag nach Nonsos Tod, als Dozies Mutter, deine Tante Mgbechibelije, ihn abholte. In den Falten auf seiner Stirn liegt ein sanfter Kummer und in der Art, wie er mit den zu beiden Seiten herabhängenden Armen dasteht, etwas Melancholisches. Du fragst dich plötzlich, ob auch er sich sehnte wie du. Du hast nie gewusst, was sich hinter seinem stillen Lächeln verbarg, hinter den Momenten, wenn er so ruhig dasaß, dass sich die Fruchtfliegen auf seinen Armen niederließen, hinter den Bildern, die er dir schenkte, und den Vögeln, die er in einem Pappkäfig hielt und sie verwöhnte, bis sie starben. Du fragst dich, was er dabei empfand, dass er der falsche Enkel war, der nicht den Nnabuisi-Namen weitertrug, falls er überhaupt etwas dabei empfand.

Du berührst den Stamm des Avocadobaums; im gleichen Moment fängt Dozie an zu reden und erschreckt dich, weil du denkst, er werde Nonsos Tod zur Sprache bringen, doch er sagt dir, dass er nie gedacht hat, dass du kommen und dich von Großmama verabschieden würdest, weil er wusste, wie sehr du sie gehasst hast. Dieses Wort – »hassen« – hängt in der Luft zwischen euch wie eine Anklage. Was du eigentlich sagen willst: Als er dich in New York angerufen hat (seit achtzehn Jahren hast du da zum ersten Mal seine Stimme wieder vernommen), um dir mitzuteilen, deine Großmutter sei gestorben – ich habe gedacht, dass würdest du wissen wollen, waren seine Worte –, hast du dich auf deinen Schreibtisch gestützt, weil dir die Beine weich wurden und ein ewig langes Schweigen zusammenbrach. Und du hast nicht an Großmama gedacht, sondern an Nonso und ihn, Dozie, und an den Avocadobaum und an den feuchtheißen Sommer im amoralischen Königreich deiner Kindheit und an all die Dinge,

an die zu denken du dir nicht erlaubt hattest, die du papierblattflach zusammengedrückt und weggesteckt hattest.

Aber stattdessen sagst du nichts und presst die Handflächen fest auf den rauen Baumstamm. Der Schmerz beruhigt dich. Du erinnerst dich daran, wie du die Avocados gegessen hast; du mochtest deine mit Salz, und Nonso mochte seine ohne Salz, und Großmama schnalzte immer mit der Zunge und sagte, du wüsstest nicht, was gut sei, wenn du behauptetest, die ungesalzene Avocado errege dir Übelkeit.

Bei Nonsos Begräbnis in Virginia auf einem kalten Friedhof mit Grabsteinen, die obszön aufragten, war deine Mutter von Kopf bis Fuß in verblichenes Schwarz gekleidet, sogar mit Schleier, und ihre zimtfarbene Haut wurde dadurch zum Leuchten gebracht. Dein Vater stand abseits von euch beiden, er war in seinem üblichen Dashiki, und um seinen Hals schlangen sich milchfarbene Kaurischnecken. Er sah aus, als gehöre er nicht zur Familie, als wäre er einer von den Gästen, die laut schnieften und später deine Mutter mit gedämpfter Stimme fragten, wie genau Nonso gestorben, wie genau er von einem der Bäume gestürzt war, auf denen er seit seiner Kleinkinderzeit herumgeklettert war.

Deine Mutter sagte nichts zu ihnen, zu all den Leuten, die Fragen stellten. Sie sagte auch zu dir nichts über Nonso, nicht einmal als sie sein Zimmer ausräumte und seine Sachen zusammenpackte. Sie fragte dich nicht, ob du etwas behalten wolltest, und du warst erleichtert. Du wolltest keins seiner Bücher mit seiner Handschrift, von der deine Mutter behauptete, sie sei sauberer als maschinegeschriebene Sätze. Du wolltest seine Fotos von Tauben im Park nicht, von denen dein Vater behauptete, sie seien für ein Kind äußerst vielversprechend. Du wolltest seine Gemälde

nicht, die nur Kopien der Gemälde deines Vaters waren, nur in anderen Farben. Oder seine Kleider. Oder seine Briefmarkensammlung.

Deine Mutter brachte Nonso schließlich zur Sprache, drei Monate nach seinem Begräbnis, als sie dich von der Scheidung unterrichtete. Sie sagte, die Scheidung hätte nichts mit Nonso zu tun, dass sie und dein Vater sich schon lange entfremdet hätten. (Dein Vater war zu diesem Zeitpunkt in Sansibar; er war unmittelbar nach Nonsos Begräbnis abgereist.) Dann fragte deine Mutter: Wie ist Nonso gestorben?

Du wunderst dich immer noch, wie jene Worte aus deinem Mund gesprudelt sind. Du erkennst noch immer nicht das klaräugige Kind wieder, das du gewesen bist. Mag sein, dass es wegen der Art und Weise geschah, wie sie sagte, die Scheidung habe nichts mit Nonso zu tun – als könne nur Nonso ein Grund dafür sein, als kämst du gar nicht in Betracht. Oder vielleicht hast du einfach das brennende Verlangen gespürt, das du auch jetzt noch manchmal spürst, das Bedürfnis, Falten glattzustreichen, Dinge zu bereinigen, die dir zu holprig erscheinen. Du hast deiner Mutter erzählt, mit angemessen zögernder Stimme, dass Großmama Nonso aufgefordert habe, auf den höchsten Ast des Avocadobaumes zu klettern, um ihr zu zeigen, wie männlich er sei. Dann habe sie ihn erschreckt – es war ein Scherz, hast du deiner Mutter versichert –, indem sie ihm sagte, auf dem Ast ganz in seiner Nähe sei eine Schlange, die *echi eteka*. Sie forderte ihn auf, sich nicht zu bewegen. Natürlich bewegte er sich und glitt vom Ast herunter, und als er landete, klang das, als würden viele Früchte gleichzeitig herabfallen. Ein dumpfer, tödlicher Aufprall. Großmama stand da und starrte auf ihn hinunter und fing dann an zu schreien, dass er der einzige Sohn sei und wie er den Familienstammbaum mit seinem Tod verraten habe, dass die Ahnen böse sein würden. Er hat noch geatmet, hast du deiner Mutter erzählt. Er habe nach seinem Sturz noch geatmet, aber Großmama

habe einfach dagestanden und seinen verletzten Körper angeschrien, bis er gestorben sei.

Deine Mutter fing an, schrill zu kreischen. Und du hast dich gefragt, ob Leute auf diese verrückte Art kreischen, wenn sie sich gerade entschlossen haben, die Wahrheit zu ignorieren. Sie wusste sehr gut, dass Nonso mit dem Kopf auf einen Stein gefallen und auf der Stelle gestorben war – sie hatte seinen Leichnam gesehen, seinen aufgeplatzten Kopf. Sie entschloss sich aber zu glauben, dass Nonso nach seinem Sturz noch lebte. Sie weinte, heulte und verfluchte den Tag, an dem sie deinen Vater auf der ersten Ausstellung seiner Werke gesehen hatte. Dann rief sie ihn an, du hast sie am Telefon schreien gehört: Deine Mutter ist schuld! Sie hat ihn erschreckt und den Sturz verursacht! Sie hätte danach etwas tun können, doch sie hat einfach dort gestanden wie die dumme afrikanische Fetischfrau, die sie ist, und hat ihn sterben lassen!

Hinterher hat dein Vater mit dir gesprochen und gesagt, er verstünde, wie hart das für dich sei, doch du müsstest aufpassen, was du sagtest, damit du nicht noch mehr Unglück anrichten würdest. Und du hast über seine Worte nachgedacht – Pass auf, was du sagst – und dich gefragt, ob er wusste, dass du logst.

Jener Sommer vor achtzehn Jahren war der Sommer deiner ersten Selbstverwirklichung. Der Sommer, als du wusstest, dass Nonso etwas zustoßen musste, damit du überleben konntest. Selbst mit zehn wusstest du schon, dass einige Menschen zu viel Raum in Anspruch nehmen können, einfach dadurch, dass sie da sind, dass einige Menschen mit ihrer Existenz andere ersticken können. Die Idee, Nonso mit der *echi eteka* zu erschrecken, kam nur von dir. Aber du hast Dozie erklärt, ihr wärt beide darauf angewiesen, dass Nonso verletzt würde – vielleicht verstümmelt,

vielleicht die Beine verrenkt. Du wolltest die Perfektion seines gelenkigen Körpers beeinträchtigen, ihn weniger liebenswert machen, weniger imstande, all das zu tun, was er tat. Weniger imstande, deinen Raum einzunehmen. Dozie sagte nichts, sondern zeichnete ein Bild von dir mit deinen Augen in Sternform.

Großmama war im Haus und kochte, und Dozie stand schweigend neben dir, Schulter an Schulter, als du den Vorschlag machtest, Nonso solle in die Krone des Avocadobaums klettern. Er war leicht zu überreden; du musstest ihn nur daran erinnern, dass du besser klettern konntest. Und du konntest wirklich besser klettern, du konntest einen Baum, jeden Baum, in Sekunden erklettern – du warst besser in allen Dingen, die nicht erklärt werden mussten, die Großmama ihm nicht beibringen konnte. Du sagtest, er solle zuerst hoch, um zu sehen, ob er auf den obersten Ast des Avocadobaumes hinaufkäme, dann würdest du folgen. Die Äste waren schwach, und Nonso war schwerer als du. Schwer von dem vielen Essen, das Großmama ihm aufdrängte. Iß noch ein wenig, sagte sie oft. Was glaubst du, für wen ich es gekocht habe? Als wärst du gar nicht da. Manchmal tätschelte sie dir den Rücken und sagte in Igbo: Gut, dass du lernst, *nne*, so kannst du dich eines Tages um deinen Ehemann kümmern.

Nonso kletterte auf den Baum. Höher und höher. Du hast gewartet, bis er fast oben war, bis seine Beine zögerten, ehe sie ihn noch ein wenig höher schoben. Du hast auf den kurzen Moment gewartet, als er zwischen zwei Bewegungen war. Ein offener Moment, ein Moment, wo du das allumfassende Blau sahst, das Blau des Lebens selbst – das pure Azurblau aus einem Gemälde deines Vaters, das Blau der günstigen Gelegenheit, eines Himmels, den ein morgendlicher Schauer reingewaschen hat. Dann schriest du. »Eine Schlange! Es ist die *echi eteka*! Eine Schlange!« Du warst nicht sicher, ob du sagen solltest, die Schlange sei auf einem Ast in

seiner Nähe oder sie krieche den Stamm hoch. Aber das war egal, weil Nonso in jenen kurzen Sekunden zu dir heruntersah und losließ, sein Fuß rutschte weg, seine Arme ließen den Ast fahren. Oder vielleicht schüttelte der Baum Nonso einfach ab.

Du weißt nicht mehr, wie lange du dort gestanden und auf Nonso heruntergeblickt hast, ehe du hineingegangen bist, um Großmama herbeizurufen, während Dozie die ganze Zeit schweigend an deiner Seite war.

Dozies Wort – »Hass« – kreist jetzt in deinem Kopf. Hass. Hass. Hass. Das Wort erschwert das Atmen genauso wie damals, als du während der Monate nach Nonsos Tod darauf gewartet hast, dass deine Mutter bemerkte, dass du eine Stimme, klar wie Wasser, hattest und elastische Beine, darauf, dass deine Mutter zum Schluss ihrer Gute-Nacht-Besuche in deinem Zimmer dieses tiefe *Ho-ho-ho*-Lachen hören ließ. Stattdessen umarmte sie dich zu zaghaft und sprach immer im Flüsterton, und du fingst an, ihren Küssen auszuweichen, indem du Husten und Niesen vortäuschtest. Jahr um Jahr, während sie mit dir von Staat zu Staat zog, rote Kerzen in ihrem Schlafzimmer anzündete, jedes Gespräch über Nigeria und Großmama verbannte, dir verbot, deinen Vater zu besuchen, lachte sie nie wieder dieses Lachen.

Jetzt spricht Dozie, er erzählt dir, dass er vor ein paar Jahren angefangen habe, von Nonso zu träumen, Träume, in denen Nonso älter und größer ist als er, und ihr hört Früchte von einem Baum in der Nähe herabfallen, und du fragst ihn, ohne dich umzudrehen: Was hast du in dem Sommer damals gewollt, was hast du gewollt?

Du weißt nicht, wann sich Dozie in Bewegung setzt und nun hinter dir steht, so dicht, dass du den Zitrusduft an ihm riechen kannst, vielleicht hat

er eine Apfelsine geschält und sich danach nicht die Hände gewaschen. Er dreht dich um und schaut dich an, und du schaust ihn an, und auf seiner Stirn sind feine Linien, und in seinen Augen ist eine neue Härte. Er sagt dir, dass es ihm nicht in den Sinn gekommen sei, etwas zu wollen, weil nur zählte, was du wolltest. Ein langes Schweigen herrscht, während du die Kolonne schwarzer Ameisen beobachtest, die den Stamm hinaufmarschieren, wobei jede Ameise weiße Fussel transportiert, wodurch ein Schwarzweiß-Muster entsteht. Er fragt dich, ob du auch solche Träume hattest wie er, und du sagst nein und weichst seinem Blick aus, und er wendet sich von dir ab. Du möchtest ihm von dem Schmerz in deiner Brust erzählen und der Leere in deinen Ohren und der aufgewühlten Luft nach seinem Anruf, von den aufspringenden Türen, von den unterdrückten Dingen, die hervorbrachen, doch er geht fort. Und du weinst und stehst allein unter dem Avocadobaum.

Die eigenwillige Historikerin

Viele Jahre nach dem Tod ihres Mannes schloss Nwamgba immer noch von Zeit zu Zeit die Augen, um seine nächtlichen Besuche in ihrer Hütte erneut zu durchleben, auch die Morgen danach, wenn sie ein Lied summend zum Bach lief und dabei an seinen rauchigen Geruch dachte, an die Festigkeit seines Leibes, diese Geheimnisse, die sie bei sich bewahrte, und ihr zumute war, als sei sie von Licht umgeben. Andere Erinnerungen an Obierika blieben ihr deutlich – wie er die kurzen Finger um seine Flöte bog, wenn er abends auf ihr spielte, seine Freude, wenn sie die Schüsseln mit Essen vor ihn hinstellte, sein schweißbedeckter Rücken, wenn er mit Körben voll frischem Ton für ihre Töpferarbeit zurückkam. Vom ersten Moment an, als sie ihn bei einem Ringkampf sah und sie beide sich anstarrten und anstarrten, beide zu jung, sie trug noch nicht das Menstruationstuch um die Taille, hatte sie mit einer stillen Hartnäckigkeit geglaubt, dass ihr Chi und sein Chi ihre Heirat bestimmt hatten. Als er dann ein paar Jahre später mit vollen Palmweinkrügen zu ihrem Vater kam, begleitet von seinen Verwandten, sagte sie zu ihrer Mutter, das sei der Mann, den sie heiraten würde. Ihre Mutter war entgeistert. Wusste Nwambga denn nicht, dass Obierika ein Einzelkind war, dass sein verstorbener Vater ein Einzelkind gewesen war, dessen Frauen Fehlgeburten gehabt und Babys begraben hatten? Vielleicht hatte einer in ihrer Familie das Tabu begangen und ein Mädchen in die Sklaverei verkauft, und der Erdgott Ani schickte ihnen Unglück. Nwamgba beachtete ihre Mutter nicht. Sie ging in das *obi* ihres Vaters und sagte ihm, dass sie aus dem Haus jedes anderen Mannes

fortlaufen würde, wenn man ihr nicht gestattete, Obierika zu heiraten. Ihr Vater fand sie anstrengend, diese scharfzüngige, eigenwillige Tochter, die einst ihren Bruder niedergerungen hatte. (Danach hatte ihr Vater alle verwarnt, die Nachricht davon, dass das Mädchen einen Jungen besiegt hatte, dürfe den Hof nicht verlassen.) Auch er war besorgt wegen der Unfruchtbarkeit in Obierikas Familie, doch es war keine schlechte Familie: Obierikas verstorbener Vater hatte den *ozo*-Titel verliehen bekommen; Obierika verteilte schon seine Yamswurzel-Samen an Pächter. Nwamgba würde es nicht schlecht haben, wenn sie ihn heiratete. Außerdem war es besser, wenn er sie mit dem Mann, den sie erwählt hatte, ziehen ließ, um sich selbst Jahre voller Ärger zu ersparen, in denen sie vielleicht nach Auseinandersetzungen mit Schwiegereltern immer wieder nach Hause zurückkehren würde. Daher gab er seinen Segen, und sie lächelte und nannte ihn bei seinem Ehrennamen.

Um den Brautpreis für sie zu bezahlen, kam Obierika mit zwei Cousins mütterlicherseits, Okafo und Okoye, die für ihn wie Brüder waren. Nwamgba verabscheute sie von der ersten Begegnung an. Sie sah einen habgierigen Neid in ihren Augen an jenem Nachmittag, als sie im *obi* ihres Vaters Palmwein tranken, und in den folgenden Jahren, Jahren, in denen Obierika Titel erwarb und seinen Hof erweiterte und seine Yamswurzeln an Fremde von weit her verkaufte, sah sie, wie ihr Neid immer finsterer wurde. Doch sie duldete die Cousins, weil sie Obierika wichtig waren, weil er darüber hinwegsah, dass sie nicht arbeiteten, sondern sich von ihm mit Yamswurzeln und Hühnern versorgen ließen, weil er sich einbilden wollte, er habe Brüder. Sie waren es, die ihn nach ihrer dritten Fehlgeburt drängten, eine zweite Frau zu heiraten. Obierika sagte ihnen, er würde darüber nachdenken, aber als er mit Nwamgba nachts allein in ihrer Hütte war, sagte

er ihr, er sei zuversichtlich, dass sie ein Heim voller Kinder haben würden und dass er eine andere Frau erst heiraten würde, wenn sie alt waren, damit sie jemanden hatten, der sich um sie kümmern konnte. Sie fand das seltsam, ein wohlhabender Mann mit nur einer Frau, und sie machte sich mehr Sorgen wegen ihrer Kinderlosigkeit als er, wegen der Lieder, die man sang, melodische, niederträchtige Worte: *Sie hat ihren Schoß verkauft. Sie hat seinen Penis gegessen. Er spielt auf der Flöte und schenkt ihr seinen Reichtum.*

Einmal, als die Frauen auf dem Platz bei Mondlicht zusammenkamen, Geschichten erzählten und neue Tänze lernten, sah eine Gruppe Mädchen Nwamgba, und sie fingen an zu singen, während ihre herausfordernden Brüste auf sie zeigten. Sie fragte sie, ob sie etwas dagegen hätten, ein wenig lauter zu singen, damit sie die Worte verstehen und ihnen dann zeigen könne, welches die größere Schildkröte sei. Sie hörten auf zu singen. Sie freute sich über deren Furcht, wie sie vor ihr zurückwichen, doch damals war es, dass sie den Entschluss fasste, selbst eine Frau für Obierika zu finden.

Nwamgba ging gern zum Oyi-Bach, entledigte sich ihres Hüfttuchs und stieg den Hang hinab zu dem silbernen Wasserfall, der aus einem Felsen sprudelte. Das Wasser des Oyi war frischer als das des anderen Bachs, Ogalanya, oder vielleicht fühlte sie sich nur getröstet vom Schrein der Oyi-Göttin, der in einem Winkel versteckt war; als Kind hatte sie gelernt, dass Oyi die Beschützerin der Frauen sei, der Grund, weswegen Frauen nicht in die Sklaverei verkauft werden durften. Ihre engste Freundin Ayaju war schon am Bach, und als Nwamgba ihr dabei half, ihr Wassergefäß auf den Kopf zu setzen, fragte sie Ayaju, wer eine gute zweite Frau für Obierika sein könnte.

Sie war mit Ayaju zusammen aufgewachsen und beide hatten Männer aus demselben Clan geheiratet. Sie unterschieden sich jedoch dadurch, dass Ayaju von Sklaven abstammte; ihr Vater war nach einem Krieg als Sklave hierhergekommen. Ayaju mochte ihren Mann Okenwa nicht, der, wie sie meinte, einer Ratte ähnlich sah und auch so roch, doch ihre Heiratschancen waren begrenzt gewesen; kein Mann aus einer Familie der Freien hätte sich um ihre Hand beworben. Ayajus flinker Körper mit den schlanken Gliedmaßen erzählte von ihren vielen Reisen als Händlerin; sie war sogar weiter als bis Onicha gekommen. Sie hatte als Erste Berichte von den seltsamen Bräuchen der Igala- und Edo-Händler mitgebracht, als Erste von den weißhäutigen Männern berichtet, die in Onicha ankamen mit Spiegeln und Stoffen und den größten Gewehren, die man in dieser Gegend je gesehen hatte. Diese Weltläufigkeit verschaffte ihr Respekt, und sie war die einzige Person mit Sklavenabstammung, die im Rat der Frauen laut sprach, die einzige Person, die auf alles eine Antwort wusste.

Daher schlug sie unverzüglich das junge Mädchen aus der Okonkwo-Familie als Obierikas zweite Frau vor; das Mädchen hatte schöne breite Hüften und war respektvoll, überhaupt nicht wie die jungen Mädchen heutzutage, die den Kopf voller Flausen hatten. Als sie vom Bach nach Hause gingen, sagte Ayaju, dass Nwamgba vielleicht tun sollte, was andere Frauen in ihrer Situation taten – sich einen Liebhaber suchen und schwanger werden, um Obierikas Stammbaum weiterzuführen. Nwamgbas Erwiderung war scharf, weil ihr Ayajus Ton nicht gefiel, der nahelegte, dass Obierika impotent war, und wie als Antwort auf ihre Gedanken verspürte sie einen heftigen Stich im Rücken und wusste, dass sie wieder schwanger war, sagte aber nichts, weil sie auch wusste, dass sie das Kind wieder verlieren würde.

Die Fehlgeburt geschah wenige Wochen später, als ihr klumpiges Blut die Beine hinablief. Obierika tröstete sie und schlug vor, dass sie das berühmte Orakel Kisa besuchten, sobald sie kräftig genug für die Halbtagsreise war. Nachdem der *dibia* das Orakel befragt hatte, schreckte Nwamgba bei dem Gedanken zurück, eine ganze Kuh zu opfern; Obierika hatte bestimmt habgierige Ahnen. Doch sie vollzogen die Reinigungsriten und die Opfer, und als sie vorschlug, er solle die Okonkwo-Familie wegen der Tochter besuchen, schob er es immer wieder hinaus, bis ihr wieder ein scharfer Schmerz durch den Rücken fuhr; und Monate später lag sie auf einem Haufen frisch gewaschener Bananenblätter hinter ihrer Hütte, mühte sich ab und presste, bis das Baby herausglitt.

Sie nannten ihn Anikwenwa: Der Erdgott Ani hatte endlich ein Kind geschenkt. Der Junge war dunkel und von kräftiger Gestalt und besaß Obierikas fröhliche Neugier. Obierika nahm ihn mit zum Pflücken von Heilkräutern, zum Beschaffen von Ton für Nwamgbas Töpferei, zum Zusammendrehen von Yamslianen auf der Farm. Obierikas Cousins Okafo und Okoye besuchten sie zu oft. Sie staunten, wie gut Anikwenwa Flöte spielte, wie schnell er Gedichte und Ringergriffe von seinem Vater lernte, doch Nwamgba sah die schwelende Boshaftigkeit, die ihre lächelnden Gesichter nicht verbergen konnten. Sie hatte Angst um ihr Kind und ihren Mann, und als Obierika starb – ein Mann, der, noch kurz bevor er tot zusammenbrach, kerngesund gewesen war, gelacht und Palmwein getrunken hatte –, wusste sie, dass sie ihn mit Medizin umgebracht hatten. Sie klammerte sich an seinen Leichnam, bis ein Nachbar sie ohrfeigte, damit sie losließ; tagelang lag sie in der kalten Asche; sie riss an ihrem Haar, in das Muster rasiert waren. Obierikas Tod ließ sie in nicht enden wollender Verzweiflung zurück. Sie dachte oft an die Frau, die, nachdem

ihr das zehnte Kind hintereinander gestorben war, in ihren Garten hinter der Hütte gegangen war und sich an einem Kolabaum erhängt hatte. Doch sie würde das nicht tun, Anikwenwas wegen.

Später wünschte sie, sie hätte darauf bestanden, dass Obierikas Cousins seine *mmili ozu* vor dem Orakel tranken. Sie hatte das einmal miterlebt, als ein reicher Mann gestorben war und seine Familie darauf bestand, dass sein Rivale dessen *mmili ozu* trank. Nwamgba hatte zugesehen, wie die unverheiratete Frau ein hohles Blatt voll Wasser nahm, mit ihm den Körper des Toten berührte, die ganze Zeit über mit feierlichem Ernst sprechend, und dann das Blattgefäß dem Angeklagten reichte. Er trank. Alle sahen genau hin, um zu garantieren, dass er hinunterschluckte, und es lag eine ernste Stille in der Luft, weil sie wussten, dass er sterben würde, wenn er schuldig war. Er starb Tage später, und seine Angehörigen senkten voller Scham den Kopf, und Nwamgba war seltsam erschüttert von dem Ganzen. Sie hätte bei Obierikas Cousins darauf bestehen sollen, doch sie war blind vor Kummer gewesen, und nun war Obierika beerdigt und es war zu spät.

Während des Begräbnisses nahmen seine Cousins seinen Elfenbeinstoßzahn an sich und behaupteten, dass die Titel-Insignien an Brüder und nicht an Söhne fielen. Als sie seinen Speicher mit Yamswurzeln leerten und die erwachsenen Ziegen in seiner Hürde wegführten, stellte sie sich ihnen entgegen und schrie, und als die beiden sie beiseitestießen, wartete sie den Abend ab und ging dann im Clan herum und sang von ihrer Boshaftigkeit, von den Scheußlichkeiten, die sie auf das Land häuften, indem sie eine Witwe betrogen, bis die Ältesten die beiden aufforderten, sie ihn Ruhe zu lassen. Sie klagte vor dem Rat der Frauen, und zwanzig Frauen gingen nachts zu Okafos und Okoyes Behausung, schwangen Stampfer und forderten sie auf, Nwamgba in Ruhe zu lassen. Auch Mitglieder von Obierikas Jahrgang befahlen ihnen, sie in Ruhe zu lassen. Doch Nwamgba

wusste, dass diese habgierigen Cousins nie wirklich damit aufhören würden. Sie träumte davon, sie umzubringen. Das konnte sie gewiss – diese Weichlinge, die ihr Leben lang bei Obierika geschnorrt hatten, statt zu arbeiten –, aber dann würde sie natürlich verbannt und es gäbe keinen, der sich um ihren Sohn kümmerte. Also nahm sie Anikwenwa mit auf lange Spaziergänge und erzählte ihm, dass das Land von diesem Palmbaum bis zu jenem Bananenbaum ihnen gehörte, dass sein Großvater es seinem Vater vermacht hatte. Sie erzählte ihm immer wieder die gleichen Dinge, obwohl er gelangweilt und verwirrt wirkte, und sie ließ ihn nicht im Mondlicht spielen, wenn sie nicht dabei war.

Ayaju kehrte von einer Handelsreise mit einer neuen Geschichte zurück: Die Frauen in Onicha klagten über die weißen Männer. Sie hatten den Handelsposten der weißen Männer willkommen geheißen, doch jetzt wollten die Weißen ihnen sagen, wie sie Handel treiben sollten, und als die Ältesten von Agueke, einem Clan von Onicha, sich weigerten, ihre Daumenabdrücke auf ein Papier zu setzen, kamen die weißen Männer nachts mit verbündeten gewöhnlichen Männern und zerstörten das Dorf. Es war nichts mehr da. Nwamgba verstand es nicht. Was für Gewehre hatten die weißen Männer? Ayaju lachte und sagte, ihre Gewehre wären überhaupt nicht mit dem rostigen Ding zu vergleichen, das ihr eigener Mann besaß. Einige Weiße besuchten verschiedene Clans und forderten Eltern auf, ihre Kinder zur Schule zu schicken, und sie hatte sich entschlossen, Azuka zu schicken, den Sohn, der auf der Farm der Faulste war, weil sie, obwohl respektiert und reich, immer noch von Sklaven abstammte und ihre Söhne immer noch von Ämtern ausgeschlossen waren. Sie wollte, dass Azuka die Lebensweise dieser Fremden kennenlernte, weil Menschen über andere herrschten, nicht weil sie bessere Menschen waren, sondern weil sie bessere

Gewehre hatten; schließlich wäre ihr eigener Vater nicht als Sklave hierhergebracht worden, wenn sein Clan genauso gut bewaffnet gewesen wäre wie Nwamgbas Clan. Während Nwamgba ihrer Freundin zuhörte, träumte sie davon, Obierikas Cousins mit den Gewehren der Weißen zu töten.

An dem Tag, als die weißen Männer ihren Clan besuchten, ließ Nwamgba das Gefäß, das sie gerade in den Ofen stellen wollte, stehen, nahm Anikwenwa und ihre weiblichen Lehrlinge mit und eilte zum Dorfplatz. Zuerst war sie enttäuscht von der Mittelmäßigkeit der beiden Weißen; sie sahen harmlos aus, hatten die Farbe von Albinos und schwache, schlanke Glieder. Ihre Begleiter waren gewöhnliche Männer, aber es war auch etwas Fremdes an ihnen, und nur einer von ihnen sprach ein seltsam klingendes Igbo. Er sagte, er sei aus Elele; die anderen gewöhnlichen Männer waren aus Sierra Leone und die weißen Männer aus Frankreich, von weit jenseits des Ozeans. Sie alle gehörten der Gemeinde des Heiligen Geistes an; sie waren 1885 in Onicha angekommen und errichteten dort ihre Schule und ihre Kirche. Nwangba stellte als Erste eine Frage: Hatten sie zufällig ihre Gewehre mitgebracht, diejenigen, mit denen sie die Leute von Agueke vernichtet hatten, und könnte sie eins davon sehen? Der Mann sagte bekümmert, dass es Soldaten der britischen Regierung und Kaufleute der Royal Niger Company waren, die Dörfer zerstörten; sie dagegen brächten gute Nachrichten. Er sprach von ihrem Gott, der auf die Welt gekommen sei, um zu sterben, der einen Sohn, aber keine Frau hatte und der drei, aber auch einer war. Viele der Menschen um Nwamgba herum lachten laut. Einige gingen fort, weil sie sich vorgestellt hatten, dass der Weiße Mann voller Weisheit war. Andere blieben und boten Schüsseln mit kühlem Wasser an.

Wochen danach brachte Ayaju eine andere Geschichte mit: Die Weißen hatten ein Gerichtsgebäude in Onicha errichtet, wo sie über Streitfälle verhandelten. Sie waren in der Tat gekommen, um zu bleiben. Zum ersten Mal zweifelte Nwamgba ihre Freundin an. Selbstverständlich hatten die Leute von Onicha ihre eigenen Gerichte. Der Nachbarclan von Nwamgbas Clan hielt zum Beispiel seine Gerichtsverhandlungen nur während des Fests der neuen Yamswurzeln ab, so dass die Verbitterung der Leute wuchs, während sie auf Gerechtigkeit warteten. Ein törichtes System, dachte Nwamgba, aber gewiss hatte jeder das seine. Ayaju lachte und sagte Nwamgba wieder, dass Menschen über andere herrschten, wenn sie bessere Gewehre hatten. Ihr Sohn lernte diese fremde Lebensweise bereits kennen, und vielleicht sollte das auch Anikwenwa tun. Nwamgba lehnte ab. Es war undenkbar, dass ihr einziger Sohn, ihr Augapfel, den Weißen überantwortet werden sollte, ganz egal wie überlegen ihre Gewehre sein mochten.

In den folgenden Jahren veranlassten drei Ereignisse Nwamgba, ihre Meinung zu ändern. Das erste war, dass Obierikas Cousins ein großes Stück Land übernahmen und den Ältesten sagten, sie würden es für sie bestellen, für eine Frau, die ihren toten Bruder entmannt habe und die sich nun weigerte, wieder zu heiraten, obwohl sie Bewerber hatte und ihre Brüste noch rund waren. Die Ältesten stellten sich auf die Seite der Cousins. Das zweite war, dass Ayaju die Geschichte von zwei Menschen erzählte, die einen Streit um Land vor das Gericht der Weißen brachten; der erste Mann log, beherrschte aber die Sprache der Weißen, während der zweite Mann, der rechtmäßige Besitzer des Landes, sie nicht beherrschte und deshalb den Fall verlor, geschlagen und eingesperrt und dazu verurteilt wurde, sein Land abzugeben. Das dritte war die Geschichte des Jungen Iroegbunam, der vor vielen Jahren verschwunden war und dann plötzlich wieder auftauchte, als

erwachsener Mann, seine verwitwete Mutter stumm vor Schreck über seine Geschichte: Ein Nachbar, den Iroegbunams Vater auf Treffen von Gleichaltrigen oft niedergeschrien hatte, hatte ihn entführt, während seine Mutter auf dem Markt war, und ihn zu den Aro-Sklavenhändlern gebracht, die ihn gemustert und sich beklagt hatten, dass die Wunde an seinem Bein seinen Preis drücken würde. Dann wurden er und einige andere an den Händen zu einer langen menschlichen Kolonne zusammengebunden, und man schlug ihn mit einem Stock und trieb ihn vorwärts. Unter ihnen war nur eine Frau. Sie schrie sich heiser und sagte den Entführern, sie seien herzlos, sie und ihre Kinder würden von ihrem Geist gepeinigt werden, sie wisse, dass sie an den weißen Mann verkauft werden solle, und ob sie nicht wüssten, dass die Sklaverei des weißen Mannes ganz anders sei, dass Menschen wie Ziegen behandelt würden, dass sie auf große Schiffe getrieben und weit weggebracht würden, um schließlich gegessen zu werden? Iroegbunam lief und lief und lief, bis seine Füße bluteten und sein Körper gefühllos war, ab und an wurde ihm etwas Wasser in den Mund gekippt, bis er sich nur noch an den Geruch von Staub erinnern konnte. Schließlich machten sie halt bei einem Küsten-Clan, wo ein Mann ein fast unverständliches Igbo sprach, doch Iroegbunam bekam genug mit, um zu verstehen, dass ein anderer Mann, der die Entführten an die Weißen auf dem Schiff verkaufen sollte, sich zu den Weißen begeben hatte, um mit ihnen zu feilschen, dann aber selbst gekidnappt worden war. Es gab lauten Streit und Handgemenge; einige der Entführten zerrten an den Stricken und Iroegbunam fiel in Ohnmacht. Als er erwachte, rieb ein weißer Mann seine Füße mit Öl ein, und zuerst war er voller Angst und überzeugt, dass er für die Mahlzeit des Weißen zubereitet würde. Aber das war eine andere Sorte weißer Mann, ein Missionar, der Sklaven nur kaufte, um sie zu befreien,

und er nahm Iroegbunam zu sich und bildete ihn zu einem christlichen Missionar aus.

Iroegbunams Geschichte ließ Nwamgba nicht los, weil sie sicher war, dass Obierikas Cousins ihren Sohn bestimmt auf diese Weise beiseiteschaffen würden. Ihn zu töten war zu gefährlich, von Seiten des Orakels drohte ihnen dann Unglück, doch sie wären in der Lage, ihn zu verkaufen, solange sie eine starke Medizin hätten, die sie beschützte. Sie war auch beeindruckt davon, wie Iroegbunam ab und zu in die Sprache des weißen Mannes verfiel. Sie klang nasal und abstoßend. Nwamgba hatte nicht das Bedürfnis, so etwas selbst zu sprechen, doch sie war plötzlich entschlossen, dass Anikwenwa sie gut genug sprechen sollte, um Obierikas Cousins vor das Gericht der Weißen zu bringen und sie zu besiegen und das, was ihm zustand, unter seine Kontrolle zu bringen. Und deshalb sagte sie kurz nach Iroegbunams Rückkehr zu Ayaju, dass sie ihren Sohn zur Schule bringen wolle.

Sie begaben sich zuerst zur anglikanischen Mission. Im Klassenzimmer waren mehr Mädchen als Jungen – ein paar neugierige Jungen kamen mit ihren Schleudern herein und schlenderten wieder hinaus. Die Schüler saßen mit Schiefertafeln auf dem Schoß da, während der Lehrer mit einem großen Rohrstock in der Hand vor ihnen stand und ihnen eine Geschichte von einem Mann erzählte, der eine Schüssel Wasser in Wein verwandelte. Nwamgba war beeindruckt von der Brille des Lehrers, und sie dachte, der Mann aus der Geschichte müsse eine ziemlich mächtige Medizin gehabt haben, wenn er Wasser in Wein verwandeln konnte. Aber als die Mädchen von den Jungen getrennt wurden und eine Lehrerin kam, um ihnen das Nähen beizubringen, fand Nwamgba das töricht; in ihrem Clan lernten die Mädchen das Töpfern, und die Männer nähten. Was sie aber völlig gegen

die Schule aufbrachte, war, dass der Unterricht in Igbo stattfand. Nwamgba fragte den ersten Lehrer nach dem Grund dafür. Er sagte, dass den Schülern natürlich Englisch beigebracht würde – er hob die englische Fibel hoch –, dass Kinder aber am besten in ihrer eigenen Sprache lernten, und die Kinder im Land der Weißen würden auch in ihrer eigenen Sprache unterrichtet. Nwamgba wandte sich zum Gehen. Der Lehrer trat ihr in den Weg und sagte ihr, die katholischen Missionare seien hart und hätten nicht das Beste für die Eingeborenen im Sinn. Diese Ausländer belustigten Nwamgba, sie schienen nicht zu wissen, dass man vor Fremden Einigkeit vorgeben sollte. Doch sie war auf der Suche nach Englisch gekommen und deshalb ging sie an ihm vorbei und weiter zur katholischen Mission.

Vater Shanahan sagte ihr, Anikwenwa müsse einen englischen Namen annehmen, weil es nicht möglich sei, mit einem heidnischen Namen getauft zu werden. Sie stimmte leichten Herzens zu. Sein Name war Anikwenwa, soweit es sie betraf; wenn sie ihn bei einem Namen nennen wollten, den sie nicht aussprechen konnte, ehe sie ihm ihre Sprache beibrachten, hatte sie nichts dagegen. Es kam nur darauf an, dass er ihre Sprache gut genug lernte, um die Cousins seines Vaters zu bekämpfen. Vater Shanahan sah sich Anikwenwa an, ein dunkelhäutiger, muskulöser Junge, und schätzte ihn auf ungefähr zwölf, obwohl er es schwierig fand, das Alter dieser Menschen zu schätzen; manchmal sah ein Junge wie ein Mann aus, nicht wie in Westafrika, wo er zuvor gearbeitet hatte und wo die Eingeborenen eher schlank waren, nicht so verwirrend muskulös. Als er ein wenig Wasser auf den Kopf des Jungen goss, sagte er: »Michael, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.«

Er gab dem Jungen ein ärmelloses Trikot und Shorts, weil die Menschen des lebendigen Gottes nicht nackt herumliefen, und er versuchte, vor der Mutter des Jungen zu predigen, doch sie sah ihn an, als wäre er ein Kind,

das es nicht besser wisse. Sie hatte etwas beunruhigend Selbstsicheres, etwas, was er bei vielen Frauen hier beobachtet hatte; viel Potential wäre nutzbar zu machen, wenn ihre Wildheit gezähmt werden könnte. Aus dieser Nwamgba könnte eine wunderbare Missionarin unter den Frauen werden. Er sah ihr hinterher, als sie ging. In ihrem geraden Rücken lag Anmut, und sie hatte, anders als andere, nicht so viel Zeit damit verschwendet, um die Dinge herumzureden. Es erzürnte ihn, das überlange Gerede und die umständlichen Redensarten, das Nie-auf-den-Punkt-kommen, aber er war entschlossen, sich hier zu bewähren; das war der Grund, weshalb er der Gemeinde des Heiligen Geistes beigetreten war, deren besondere Berufung die Errettung schwarzer Heiden war.

Nwamgba war beunruhigt darüber, wie wahllos die Missionare Schüler auspeitschten – für Zuspätkommen, Faulheit, Langsamkeit, Müßiggang. Und einmal hatte Vater Lutz, wie Anikwenwa ihr erzählte, einem Mädchen Handschellen angelegt, um sie wegen Lügens zu bestrafen, während er die ganze Zeit in Igbo sagte – denn Vater Lutz sprach ein gebrochenes Igbo –, dass eingeborene Eltern ihre Kinder zu sehr verwöhnten, dass das Lehren des Evangeliums auch das Lehren einer anständigen Disziplin bedeutete. Als Anikwenwa das erste Wochenende nach Hause kam, entdeckte Nwamgba entzündete Striemen auf seinem Rücken. Sie schlang ihr Tuch fest um die Hüften und ging zur Schule. Sie sagte dem Lehrer, dass sie jedem auf der Missionsstation die Augen auskratzen würde, der ihm das noch einmal antat. Sie wusste, dass Anikwenwa nicht zur Schule gehen wollte, und sie sagte ihm, es sei nur für ein oder zwei Jahre, damit er Englisch lernte, und obwohl die Missionsleute ihr sagten, sie solle nicht so oft kommen, erschien sie hartnäckig jedes Wochenende, um ihn mit nach Hause zu nehmen. Anikwenwa zog seine Kleider immer aus, noch bevor sie

die Missionsstation verlassen hatten. Er mochte die Shorts und das Hemd nicht, das ihn schwitzen ließ, den Stoff, der unter den Achseln juckte. Es gefiel ihm auch nicht, dass er in einer Klasse mit alten Männern war und Ringkämpfe verpasste.

Vielleicht kam es daher, dass er mit der Zeit die bewundernden Blicke bemerkte, die ihm seine Kleider bei den Clanmitgliedern einbrachten, aber Anikwenwas Verhältnis zur Schule veränderte sich allmählich. Nwamgba bekam das zum ersten Mal mit, als einige der anderen Jungen, mit denen er den Dorfplatz fegte, sich beschwerten, er beteilige sich nicht mehr angemessen, weil er in der Schule sei, und Anikwenwa etwas in Englisch sagte, was scharf klang und sie verstummen ließ und Nwamgba mit einem nachsichtigen Stolz erfüllte. Ihr Stolz wandelte sich zu einer unbestimmten Sorge, als sie bemerkte, dass die Neugier in seinen Augen am Erlöschen war. Er hatte eine neue Schwerfälligkeit an sich, als sei ihm plötzlich die Last einer allzu schweren Welt aufgebürdet worden. Er starrte Dinge zu lange an. Er hörte auf, ihr Essen zu essen, weil es Götzen geweiht sei, sagte er. Er sagte ihr, sie solle ihr Tuch um die Brust statt um die Hüften schlingen, weil ihre Nacktheit sündig sei. Sie sah ihn an, belustigt durch seine Ernsthaftigkeit, aber dennoch besorgt, und fragte ihn, warum er erst jetzt ihre Nacktheit zu bemerken begann.

Als die Zeit für seine *ima mmuo*-Zeremonie herangekommen war, sagte er, er würde nicht daran teilnehmen, weil es ein heidnischer Brauch sei, Knaben in die Welt der Geister einzuweihen, ein Brauch, von dem Vater Shanahan gesagt habe, er müsse aufhören. Nwamgba zog ihn derb am Ohr und sagte ihm, ein Albino-Ausländer könne nicht bestimmen, wann ihr Brauch sich ändern würde, solange also der Clan nicht selbst entschiede, dass der Initiationsritus aufhöre, würde er daran teilnehmen oder er solle ihr sagen, ob er ihr Sohn sei oder der Sohn des weißen Mannes. Anikwenwa

willigte zögernd ein, doch als er mit einer Gruppe Jungen weggebracht wurde, bemerkte sie, dass er die freudige Erregung seiner Altersgenossen nicht teilte. Seine Traurigkeit machte sie traurig. Sie fühlte, wie der Sohn ihr entglitt, und doch war sie stolz, dass er so viel lernte, dass er ein Gerichtsdolmetscher oder ein Briefeschreiber werden konnte und dass er mit Vater Lutz' Hilfe Dokumente mit nach Hause gebracht hatte, die bewiesen, dass ihr Land ihm und seiner Mutter gehörte. Ihr stolzester Moment war, als er zu den Cousins seines Vaters, Okafo und Okoye, ging und von ihnen den Elfenbeinstoßzahn seines Vaters zurückforderte. Und sie gaben ihn heraus.

Nwamgba wusste, dass ihr Sohn einen geistigen Raum bewohnte, der ihr fremd war. Er sagte ihr, er werde nach Lagos gehen, um sich zum Lehrer ausbilden zu lassen, und selbst als sie schrie – Wie kannst du mich verlassen? Wer wird mich begraben, wenn ich sterbe? –, wusste sie, dass er gehen würde. Sie sah ihn viele Jahre nicht, und unterdessen starb Okafo, der Cousin seines Vaters. Sie befragte oft das Orakel, ob Anikwenwa noch lebe; der *dibia* tadelte sie und schickte sie weg, weil es selbstverständlich war, dass er noch lebte. Schließlich kehrte Anikwenwa zurück, in dem Jahr, als der Clan alle Hunde verbannte, nachdem ein Hund ein Mitglied der Mmangala-Altersgruppe getötet hatte, der Altersgruppe, zu der Anikwenwa gehört haben würde, wenn er nicht gesagt hätte, solche Dinge seien Teufelszeug.

Nwamgba sagte nichts dazu, als er verkündete, dass er zum Katechisten der neuen Mission ernannt worden sei. Sie schärfte gerade ihre *aguba* auf ihrer Handfläche, weil sie Muster in das Haar eines kleinen Mädchens schneiden wollte, und sie fuhr damit fort – *schwupp-schwupp-schwupp* –, während Anikwenwa davon sprach, Seelen in ihrem Clan zu gewinnen. Der Teller mit Brotfruchtsamen, die sie ihm angeboten hatte, war unberührt – er

aß nicht länger, was von ihr kam –, und sie schaute ihn an, diesen Mann in langen Hosen, mit einem Rosenkranz um den Hals, und fragte sich, ob sie sich in sein Schicksal eingemischt hatte. War es das, was sein Chi für ihn bestimmt hatte, dieses Leben, in dem er wie ein Mensch war, der eifrig ein seltsames Spiel aufführte?

An dem Tag, als er ihr von der Frau erzählte, die er heiraten würde, war sie nicht überrascht. Er machte es nicht so, wie es gemacht werden musste, beriet sich nicht mit Leuten, die sich nach der Familie der Frau erkundigten, sondern sagte einfach, dass ein Angehöriger der Missionsstation eine geeignete junge Frau von Ifite Ukpo gesehen habe, und diese geeignete junge Frau würde zu den Schwestern des Heiligen Rosenkranzes in Onicha gebracht, um zu lernen, wie man eine gute christliche Ehefrau wird. Nwamgba hatte an jenem Tag einen Malariaanfall, lag auf ihrem Schlammbett und massierte die schmerzenden Gelenke, und sie fragte nach dem Namen der jungen Frau. Anikwenwa sagte, er sei Agnes. Nwamgba fragte nach dem richtigen Namen der jungen Frau. Anikwenwa räusperte sich und sagte, sie hätte Mgbeke geheißen, bevor sie Christin geworden sei, und Nwamgba fragte, ob Mgbeke wenigstens die Bekenntnis-Zeremonie durchführen würde, auch wenn Anikwenwa die anderen Hochzeitsriten ihres Clans nicht befolgte. Er schüttelte energisch den Kopf und sagte ihr, dass das Bekenntnis, das von einer Frau vor der Hochzeit abgelegt wurde, bei dem sie, umgeben von weiblichen Verwandten, schwor, dass kein Mann sie berührt habe, seit ihr Ehemann sein Interesse erklärt hatte, sündhaft sei, weil christliche Ehefrauen *gänzlich unberührt* sein sollten.

Die Hochzeitszeremonie in der Kirche war lächerlich und seltsam, doch Nwamgba ertrug sie schweigend und sagte sich, dass sie bald sterben und zu Obierika gehen und frei von einer Welt sein würde, die ihr zunehmend sinnlos erschien. Sie war entschlossen, die Frau ihres Sohnes nicht zu

mögen, doch es war schwer, Mgbeke nicht zu mögen; sie hatte eine schmale Taille und war freundlich und erpicht, es dem Mann recht zu machen, mit dem sie verheiratet war, es allen recht zu machen, sie weinte schnell und entschuldigte sich für Dinge, für die sie nicht verantwortlich war. Und deshalb bemitleidete Nwamgba sie vielmehr. Mgbeke besuchte Nwambga oft in Tränen aufgelöst und sagte, Anikwenwa hätte sich geweigert, zu essen, weil er böse auf sie sei, oder dass Anikwenwa ihr verboten habe, zur anglikanischen Hochzeit einer Freundin zu gehen, weil Anglikaner nicht die Wahrheit predigten, und Nwamgba ritzte schweigend Muster in ihre Töpferwaren, während Mgbeke weinte, und wusste nicht, wie sie mit einer Frau umgehen sollte, die über etwas weinte, was keine Tränen verdiente.

Mgbeke wurde von allen »Missus« genannt, sogar von den Nichtchristen, von denen alle die Frau des Katecheten achteten, aber an dem Tag, als sie zum Oyi-Bach ging und sich weigerte, die Kleider abzulegen, weil sie Christin war, schlugen sie die Frauen des Clans, erzürnt darüber, dass sie die Göttin zu missachten wagte, und ließen sie im Hain liegen. Die Neuigkeit verbreitete sich schnell. Missus war misshandelt worden. Anikwenwa drohte, er würde alle Ältesten einsperren, wenn man seine Frau noch einmal so behandeln würde, doch Vater O’Donnell besuchte bei seiner nächsten Reise von der Missionsstation in Onicha aus die Ältesten und entschuldigte sich für Mgbeke und fragte, ob man nicht vielleicht christlichen Frauen gestatten könne, bekleidet Wasser zu schöpfen. Die Ältesten lehnten das ab – wenn einer Oyis Wasser haben wolle, dann müsse er die Gesetze Oyis befolgen –, doch sie waren höflich zu Vater O’Donnell, der ihnen zuhörte und sich nicht benahm wie ihr eigener Sohn Anikwenwa.

Nwamgba schämte sich für ihren Sohn und war verärgert über seine Frau. Ihr abgehobenes Leben, bei dem sie Nichtchristen behandelten, als

hätten sie die Pocken, erzürnte sie, doch sie hoffte weiter auf ein Enkelkind; sie betete und opferte für Mgbeke, damit sie einen Sohn bekam, weil Obierika dann zurückkehren und ihrer Welt wieder einen Anflug von Sinn schenken würde. Sie wusste nichts von Mgbekes erster oder zweiter Fehlgeburt, erst nach der dritten erzählte es ihr Mgbeke, schniefend und sich schneuzend. Sie müsse das Orakel befragen, da das ein Familienunglück sei, sagte Nwamgba, doch Mgbekes Augen weiteten sich vor Furcht. Michael würde sehr böse, wenn er jemals von diesem Vorschlag hörte. Nwamgba, für die es immer noch schwer war, sich zu erinnern, dass Michael Anikwenwa war, ging selbst zum Orakel und fand es hinterher grotesk, wie sich sogar die Götter verändert hatten und nicht mehr Palmwein verlangten, sondern Gin. Waren auch sie bekehrt worden?

Ein paar Monate danach besuchte Mgbeke sie, lächelte und brachte eine zugedeckte Schüssel mit einem dieser seltsamen Gerichte, die Nwamgba ungenießbar fand, und Nwamgba wusste, dass ihr Chi noch hellwach war und dass ihre Schwiegertochter schwanger war. Anikwenwa hatte angeordnet, dass Mgbeke ihr Baby auf der Missionsstation in Onicha zur Welt bringen sollte, doch die Götter hatten andere Pläne, und sie bekam an einem regnerischen Nachmittag unerwartet früh Wehen; jemand kam im strömenden Regen zu Nwamgbas Hütte gelaufen, um sie zu holen. Es war ein Junge. Vater O’Donnell taufte ihn auf den Namen Peter, aber Nwamgba nannte ihn Nnamdi, weil sie glaubte, es sei der wiedergekehrte Obierika. Sie sang ihm vor, und wenn er weinte, stopfte sie ihm ihre vertrocknete Brustwarze in den Mund, aber sosehr sie sich auch bemühte, fühlte sie nicht den Geist ihres großartigen Ehemanns Obierika. Mgbeke hatte noch drei weitere Fehlgeburten, und Nwamgba ging viele Male zum Orakel, bis eine weitere Schwangerschaft andauerte und das zweite Kind geboren wurde, diesmal auf der Missionsstation in Onicha. Ein Mädchen. Von dem Moment

an, als Nwamgba sie auf den Armen hielt und die strahlenden Augen des Kindes sie zur ihrer Freude ansahen, wusste sie, dass der Geist von Obierika zurückgekehrt war; seltsam, dass er in einem Mädchen gekommen war, doch wer konnte die Wege der Ahnen vorhersagen? Vater O'Donnell taufte sie auf den Namen Grace, aber Nwamgba nannte sie Afamefuna, »Mein Name wird nicht verloren sein«, und war entzückt über das ernsthafte Interesse des Kindes an ihren Gedichten und Geschichten, der konzentrierten Aufmerksamkeit des Teenagers, wenn Nwamgba mühsam mit neuerdings zitternden Händen Tontöpfe herstellte. Doch Nwamgba war nicht erfreut darüber, dass Afamefuna auf die Oberschule in Onicha gehen sollte (Peter wohnte schon bei den Priestern in Onicha), weil sie befürchtete, dass die neue Lebensweise auf dem Internat den kämpferischen Geist ihrer Enkelin zerstören und ihn ersetzen würde entweder durch eine Rigorosität wie die Anikwenwas oder eine schlaffe Hilflosigkeit wie die Mgbekes.

Im Jahr, als Afamefuna wegging, um die Oberschule in Onicha zu besuchen, war Nwamgba zumute, als sei in einer mondlosen Nacht eine Lampe gelöscht worden. Es war ein eigenartiges Jahr, das Jahr, in dem sich plötzlich mitten am Nachmittag Dunkelheit über das Land senkte, und als Nwamgba den tiefsitzenden Schmerz in den Gelenken spürte, wusste sie, dass ihr Ende nahe war. Sie lag auf ihrem Bett und rang nach Atem, während Anikwenwa sie dringlich bat, sich taufen und salben zu lassen, damit er ein christliches Begräbnis für sie abhalten könne, da er an keiner heidnischen Zeremonie teilnehmen konnte. Nwamgba sagte ihm, wenn er es wage, jemanden zu ihr zu bringen, der sie mit dreckigem Öl einreiben wolle, werde sie diese Person mit letzter Kraft ohrfeigen. Alles, was sie wolle, sei, Afamefuna zu sehen, ehe sie zu ihren Ahnen gehe, doch

Anikwenwa sagte, dass Grace gerade Prüfungen in der Schule habe und nicht nach Hause kommen könne. Doch sie kam. Nwamgba hörte das Kreischen ihrer Tür und da war Afamefuma, ihre Enkelin, die aus eigenem Antrieb von Onicha hergekommen war, weil sie seit Tagen nicht schlafen konnte und ihr ruheloser Geist sie nach Hause gerufen hatte. Grace stellte ihre Schultasche ab, in der sich ihr Lehrbuch befand – mit einem Kapitel, das überschrieben war mit »Die Befriedung der primitiven Stämme von Südnigeria«, verfasst von einem Verwaltungsbeamten aus Worcestershire, der sieben Jahre unter ihnen gelebt hatte.

Es war Grace, die über diese Wilden las, neugierig gemacht durch ihre seltsamen und bedeutungslosen Bräuche, die sie nicht mit sich in Verbindung brachte, bis ihre Lehrerin, Schwester Maureen, ihr sagte, dass sie die Anruf-und-Antwort-Poesie, die ihr von ihrer Großmutter beigebracht worden war, nicht Poesie nennen könne, weil primitive Stämme keine Poesie hätten. Es war Grace, die laut darüber lachte, bis Schwester Maureen sie unter Arrest stellte und dann ihren Vater herbeizitierte, der Grace vor den Lehrerinnen ohrfeigte, um zu beweisen, wie gut er seine Kinder erzog. Es war Grace, die jahrelang eine tiefe Verachtung für ihren Vater hegte, die in den Ferien als Dienstmädchen in Onicha arbeitete, um dem Frömmlertum, den mürrischen Gewissheiten ihrer Eltern und ihres Bruders zu entgehen. Es war Grace, die nach ihrem Abitur in der Grundschule von Agueke unterrichtete, wo Menschen von der vor Jahren erfolgten Zerstörung ihres Dorfs durch die Gewehre des weißen Mannes erzählten, Geschichten, von denen sie nicht wusste, ob sie ihnen Glauben schenken sollte, weil sie auch Geschichten von Seejungfrauen erzählten, die aus dem Nigerfluss auftauchten mit Bündeln von Geldscheinen in der Hand. Es war Grace, die als eine der wenigen Frauen 1950 an der Universität von Ibadan ihre Studienrichtung von Chemie zu Geschichte wechselte, nachdem sie

beim Tee im Haus eines Freundes die Geschichte von Mr Gboyega gehört hatte. Der hochangesehene Mr Gboyega, ein schokoladenbrauner Nigerianer, ausgebildet in London, anerkannter Experte auf dem Gebiet der Geschichte des British Empire, war voller Abscheu von seinem Posten zurückgetreten, als der Westafrikanische Prüfungsrat erwog, die Geschichte Afrikas in den Lehrplan aufzunehmen, weil er entsetzt darüber war, dass man die Geschichte Afrikas überhaupt als einen Lehrgegenstand ansah. Grace dachte lange mit großer Traurigkeit über das Gehörte nach und wurde dadurch angeregt, eine deutliche Verbindung zwischen Erziehung und Würde herzustellen, zwischen den harten, offensichtlichen Fakten, die in Büchern zu finden sind, und den weichen, subtilen Dingen, die sich in die Seele senken. Es war Grace, die ihre eigene Ausbildung zu überdenken begann – wie sie aus voller Kehle am Tag des Empire gesungen hatte: *»God bless our Gracious King. Send him victorious, happy and glorious. Long to reign over us«*; wie sie über Wörter wie *»wallpaper«* (Tapete) und *»dandelions«* (Löwenzahn) in ihren Schulbüchern gegrübelt hatte und sich diese Dinge nicht vorstellen konnte; wie sie sich mit Rechenaufgaben abgemüht hatte, die mit Mixturen zu tun hatten, denn was war Kaffee und was Zichorie, und warum musste man sie mischen? Es war Grace, die erneut über die Ausbildung ihres Vaters nachdachte und dann nach Hause eilte, um ihn, den alten Mann mit wässrigen Augen, zu besuchen, und ihm erzählte, sie hätte die vielen Briefe, die sie unbeachtet ließ, nicht erhalten, und die Amen sagte, wenn er betete, und ihre Lippen auf seine Stirn presste. Es war Grace, die auf der Rückfahrt an Agueke vorbeikam, wo sich ihr das Bild eines zerstörten Dorfes tief einprägte und sie verfolgte, die dann nach London und Paris und Onicha ging und modrige Dokumente in Archiven durchstöberte, sich das Leben und die Gerüche in der Welt ihrer Großmutter wieder erschloss, für das Buch, das sie schreiben würde und das den Titel

trug: *Befriedung mit Gewehrkugeln: Eine wiedergewonnene Geschichte Südnigerias*. Bei einer Diskussion über die Frühfassung ihres Manuskripts mit ihrem Verlobten George Chikadibia – modebewusster Absolvent des Kings College von Lagos; angehender Ingenieur; Träger von dreiteiligen Anzügen; geschickter Gesellschaftstänzer, der oft sagte, dass ein Gymnasium ohne Latein wie eine Tasse Tee ohne Zucker sei – wurde Grace auch klar, dass die Ehe nicht halten würde, als George ihr sagte, dass sie auf der falschen Fährte sei, wenn sie über primitive Kulturen schreibe statt über ein lohnendes Thema wie die afrikanischen Bündnisse im amerikanisch-sowjetischen Spannungsfeld. Die Scheidung fand 1972 statt, nicht wegen der vier Fehlgeburten, die Grace erlitten hatte, sondern weil sie eines Nachts schweißüberströmt aufwachte und ihr plötzlich bewusst war, dass sie ihn erdrosseln würde, wenn sie noch einmal einen seiner begeisterten Monologe über seine Zeit in Cambridge mit anhören musste. Es war Grace, die akademische Preise gewann, die auf Konferenzen zu Menschen mit feierlich-ernster Miene über die Volksgruppen der Ijaw und Ibibio und Igbo und Efik in Südnigeria sprach, die Berichte für internationale Organisationen über ganz alltägliche Dinge verfasste, für die sie dennoch großzügig bezahlt wurde, und die sich bei alldem vorstellte, wie ihre Großmutter ihr zusah und ungeheuer amüsiert kicherte. Es war Grace, die in späteren Lebensjahren eine merkwürdige Wurzellosigkeit spürte, umgeben von ihren Auszeichnungen, ihren Freunden, ihrem Garten voll einzigartiger Rosen, die dann zum Gericht in Lagos ging und ihren Vornamen offiziell von Grace zu Afamefuna änderte.

Doch an dem Tag, als sie im schwindenden Abendlicht am Bett ihrer Großmutter saß, dachte Grace nicht über ihre Zukunft nach. Sie hielt einfach ihrer Großmutter die Hand, auf deren Innenfläche sich von der jahrelangen Töpferarbeit Hornhaut gebildet hatte.

Dank

Ich danke Sarah Chalfant, Robin Desser und Mitzi Angel.

Glossar

abada	bestickte [Frauen-]Kleidung
abeg	(Pidgin-Englisch für »I beg«) bitte
abi	(Yoruba) Bestandteil von Namen
ada	älteste Tochter
aguba	scharfes Messer
ashawo	Prostituierte
babalawo	(Yoruba) »Vater der Geheimnisse«, Priester des Ifa-Kultes
biko	bitte
chai!	Laut der Überraschung/des Entsetzens
chi	Schöpferkraft, Gott
chim o!	mein Gott!
chi m egbuo m!	mein Gott hat mich getötet!
dawadawa	fermentierte Samen des Johannisbrotbaums, zu Würfeln gepresst und als Würze benutzt
dashiki	(Yoruba) buntes Männergewand
dibia	Wahrsager, Heiler

egusi	(Yoruba) Melonenkerne
ekwuzikwana!	Sagen Sie das nicht! (beim Hören einer unangenehmen oder unglaublichen Geschichte)
ezigbo di	guter Ehemann
ezi okwu?	wirklich?
garri	Maniokprodukt in Westafrika; geschälte, gewaschene u. geriebene Knollen werden zur Fermentation in Säcke gepackt, nach einigen Tagen getrocknet, dann zermahlen
Gowon	Yakubu Dan-Yumma Gowon, Präsident von Nigeria nach dem Putsch von 1966
hakuna matata	(Kiswahili) keine Probleme
ike agwun	ich bin müde
i laputago m	du hast mich verraten
ima mmuo	Initiation in die Welt der Geister
impala	Autotyp (eigentlich Gazelle)
ise	so sei es
ji akwukwo	Eintopf mit Yam und Gemüse
jollof	Reiseintopf mit Fleisch (Huhn), Tomatenmark, Maniok und Bataten, Gericht in Westafrika
kedu?	hallo/wie geht’s? (ein Gruß)
Kobo	kleine Münze, alte nigerianische Währung

koboko	(Yoruba) Peitsche
kwalikwata	(Hausa: kwalkwata) Laus
kwanu?	Meist mit »kedu« als Verstärker verbunden – »Kedukwanu?« – »Wie geht’s?«
mgbalu	Igbo-Beerdigungszeremonie
mmili ozu	Leichenwasser
ndo	Ausdruck des Mitgefühls
nekwa ya!	Pass auf!
nne	Mutter, Frau (Anrede)
nno	willkommen!
nsi	Scheiße
nwadiana	Sohn der Tochter
nwanne	Schwester/Bruder der gleichen Mutter oder des gleichen Vaters
obi	Hütte des Familienoberhauptes
o **di mma**	okay
oga	(Yoruba) respektvoll: Herr
O joka	schrecklich
okada (-Fahrer)	in Nigeria produziertes Motorrad
okpa	Erdnuss
onugbu	Bitterblatt für Suppe

oyibo	Weißer, Fremder
ozo	Ehrentitel
rapuba	nichts, lass gut sein
sha	Verstärkungswort
supri-supri	schnell-schnell
suya	(Hausa) gegrilltes Fleisch
tufia	Ausdruck des Abscheus/der Abwehr; um Gottes willen
uziza	westafrikanischer schwarzer Pfeffer (auch Aschantipfeffer); die getrockneten Blätter werden für Pfeffersuppe verwendet
Zik	Kurzform für Nnamdi Azikiwe, 1. Präsident des unabhängigen Nigeria

Impressum

Covergestaltung: heilmann, hißmann, hamburg
Coverabbildung: Monalyn Gracia/Corbis
Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel ›The Thing Around Your Neck‹ in Großbritannien bei Fourth Estate, London sowie in den USA bei Knopf, New York
© Chimamanda Ngozi Adichie 2009
Für die deutsche Ausgabe:
© 2012 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.
Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.
ISBN 978-3-10-401784-6

Abonnieren Sie **Ihren persönlichen Newsletter** der Fischer Verlage

Unter allen Neu-Abonnenten verlosen wir monatlich ein Buchpaket

Ihre Vorteile:

Wir informieren Sie jederzeit über

- unsere Neuerscheinungen
- Lesungen und Veranstaltungen in Ihrer Nähe
- Neuigkeiten von unseren Autorinnen und Autoren
- Gewinnspiele u. v. m.

Melden Sie sich jetzt online an auf
www.fischerverlage.de/newsletter

LOVELYBOOKS

Wie hat Ihnen das Buch ›Heimsuchungen‹ gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream
Ein Service von LOVELYBOOKS
Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH
Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).
Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

This file was downloaded from Z-Library project